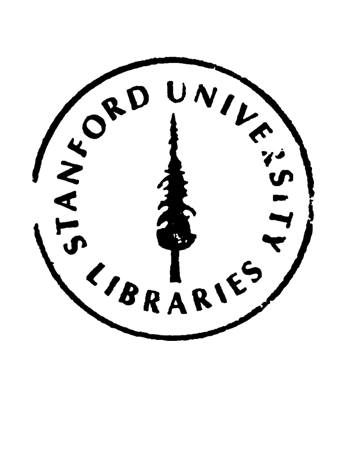



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


EX LIBRIS
ANTON OREL



Mein Tagebuch.

Mein Tagebuch.

Auszüge

aus Aufschreibungen der Jahre 1811 bis 1861

zusammengestellt

von

Franz Freiherrn von Andlaw.

Erster Band.



Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Druck von J. D. Sauerländer.

Einleitung.

Als ich vor einigen Jahren in den „Erinnerungsblättern aus den Papieren eines Diplomaten.“ Frankfurt am Main J. D. Sauerländer 1857“ einen Theil meiner Erfahrungen, gesammelt auf einer ungemein bewegten Laufbahn, niederlegte, als ich Erlebtes erzählte, manche interessante Persönlichkeit skizzirte, einige merkwürdige Begebenheiten schilderte, deren Augenzeuge ich war, fand jenes anspruchslose Werk im Kreise von Bekannten und Gleichgesinnten vielfachen Anklang und auch die litterarische Kritik hob die Vorzüge hervor, während sie es freilich nicht unterließ, ebenso dessen Schattenseiten anzudeuten. Der Hauptvorwurf, den man der Zusammenstellung machte, bestand darin, daß sie nicht vollständig, erschöpfend genug sei, über Manches nur hingleite, vieles Wissenswerthe verschweige, und gerade oft da abbreche, wo man mehr zu erfahren wünsche u. dgl. m. — Ich habe zum Theil in dem Vorworte und an verschiedenen Stellen jener Blätter selbst die Gründe angeführt, welche mich

bestimmten, den Stoff in manchen Fällen nicht einläßlicher zu behandeln. Einmal legte mir meine dienstliche Stellung gewisse Rücksichten auf, über die ich mich nie hinaussetzen werde, und dann fand ich es immer tadelnswerth und vorlaut, über Personen und Thatsachen abzusprechen, welche noch nicht der Geschichte angehören, oder Familien-, politische wie andere Geheimnisse gewissenlos zu enthüllen. Wollte ich die mir selbst in dieser Hinsicht eng gezogene Grenze überschreiten, so hätte ich mein Buch freilich „pikanter" machen, vielleicht auch etwas Scandal verursachen können, auf den es bei einer gewissen Klasse von Lesern, nehmen sie Werke dieser Art zur Hand, immer abgesehen ist. Börne sagt irgendwo, daß Jeder geistreich und interessant schreiben könne, wenn er es nur wage, Alles auszusprechen, was ihm gerade einfalle. Ohne diesen Satz unbedingt zu unterschreiben, da man eben, um anziehend und unterhaltend, auch vor allem geistvoll und witzig sein muß, so ist doch gewiß, daß wer der Zunge wie der Feder rücksichtslos und unbekümmert um Religion, christliche Nächstenliebe, Sittlichkeit und Anstand, freien Lauf läßt, immerhin pikante Bücher schreiben kann, und andere, welche nicht in diesen Ton einstimmen, matt, farblos, unbedeutend dagegen erscheinen: Mephistophiles ist immer geistreich!

Dem eben entwickelten Grundsatze getreu, habe ich daher nicht alle gesammelten Notizen jetzt schon benützen können. Die Veröffentlichung einiger Charakter-Schilderungen, die Aufdeckung mancher Thatsachen muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, Anderes ist jetzt abgeblaßt, nur noch von untergeordnetem Interesse.

Unser Jahrhundert ist mit Ereignissen so überraschender Art angefüllt, es drängt, schlägt eine Erscheinung so sehr die andere, alles ist stets in so fieberhafter Erregtheit, daß man bei der erdrückenden Masse des in sich Aufzunehmenden, seien es auch nur die politischen Tagesberichte, kaum mehr Zeit für die Anklänge der Vergangenheit findet. Wenn ich es demnach unternehme, wiederholt Zeitgenossen und Begebenheiten zu schildern, so leitet mich der Wunsch, auch hiermit weitere Beiträge für die Geschichte der Gegenwart in dem bescheidenen Maße zu liefern, wie es meine Verhältnisse und Fähigkeiten gestatteten. Es wurde mir die Genugthuung zu Theil, Stellen aus den „Erinnerungsblättern" in Büchern und Zeitschriften als Quelle für Thatsachen, als Widerlegung unrichtig aufgefaßter oder absichtlich verdrehter Darstellungen citirt zu finden. Mögen auch die nachstehenden Seiten, einfach und wahrheitsgetreu, Vorurtheile besiegen, Irrthümer berichtigen helfen!

In welcher Form jedoch sollte diese neue Folge erscheinen? Dem früheren Werke nach so langer Unterbrechung einen zweiten Theil zu geben, war nicht wohl möglich, und „Selbstschau, Autobiographie, aus meinem Leben u. dgl. m." sind gar zu abgenützte Titel. Auch ist es mit solchen Ergüssen eine ganz eigene Sache: selbst J. J. Rousseau, der doch seine „Confessions" schrieb, sagt darüber: „Nul ne peut écrire la vie d'un homme, que lui-même; sa manière d'être intérieure, sa véritable vie n'est connue que de lui. Mais!? en l'écrivant, il la déguisera; sous le nom de sa vie il fait son Apologie; il se montre comme il voudrait être, mais pas du

tout, comme il est. Les plus sincères sont tout au plus vrais dans ce qu'ils disent, mais ils mentent par leurs réticences, et ce qu'ils taisent, change tellement ce qu'ils feignent d'avouer, qu'en ne disant qu'une partie de la vérité, ils ne disent rien du tout. Je mets Montaigne à la tête de ces faux sincères, qui veulent tromper en disant vrai; il se montre avec des défauts, mais il n'en avoue que d'aimables; il n'y a pas d'homme, qui s'en trouvât d'odieux; Montaigne se peint ressemblant, mais de profil. Qui sait, si quelque balafre à la joue, ou un oil crevé du coté, qu'il nous cache, n'eut pas totalement changé la physionomie!"

Diese, eine tiefe Menschenkenntniß athmenden Worte, diese geistreiche Warnung beachtend, wagte ich es nicht, mich auf ein so schwieriges Terrain zu begeben. In der That können solche Schriften nur dann wahrhafte, nachhaltige Theilnahme erwecken, wenn der Erzählende, wie etwa Göthe, selbst eine hervorragende Persönlichkeit ist, oder wenn die Erlebnisse desselben wie seine nahen Beziehungen zu berühmten Männern dem Buche einen besonderen Reiz verleihen. Ich habe es nun hier versucht, die Mitte zwischen einer Selbstbiographie und rein objektiv gefärbten Bemerkungen haltend, eine Art von Memoiren zu schreiben, welche in gefälliger Form, verschiedene Abschnitte meines Lebens, chronologisch geordnet, umfassen sollen. Ich nannte diese Aufzeichnungen: „Mein Tagebuch," weil sie wirklich abgekürzt, das Wesentliche dessen enthalten, was ich seit nun 50 Jahren in mein Journal eingetragen. Anfangs nur für meine Verwandten und einen engeren Kreis von Freunden bestimmt, erscheinen sie nun gedruckt. Ich aber wünschte, alle meine Bekannten, hätten sie Lust und Geschick dazu, schrieben Bücher dieser Art; sie würden, je nach ihrer individuellen Anschauung und ihrem Standpunkte, das Erlebte beleuchten, und aus der Zusammenstellung,

wie bei der Vergleichung dieser verschiedenartigen Auffassungen ließe sich ein anziehendes Zeitbild entwerfen.

Leser, welche zwischen den Zeilen zu errathen wissen, werden manche scheinbare Lücken ausfüllen können. Lesern aber, welche etwa finden, daß ich zu viel des Verschiedenartigen angehäuft, antworte ich mit Göthe's Worten:

„Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen,
Es suche Jeder sich das Seine aus.“

Baden-Baden, März 1862.

Der Verfasser.





Mein Tagebuch.

Mein Tagebuch.

Auszüge

aus Aufschreibungen der Jahre 1811 bis 1861

zusammengestellt

von

Franz Freiherrn von Andlaw.

Erster Band.



Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Salons. Drei Damen aus der Gesellschaft. Die deutschen Ministerialconferenzen. Porträte. Die Schweiz. Feste und Liebhabertheater in Schönbrunn. Ein Pasquill. Fremde und Bekannte in Wien. Fürst v. Fürstenberg. Varnhagen von Ense. Graf Ferd. Palffy. Neustadt und Eisenstadt. Eine Installation. Zwei Lager. Vermählungen und Testamente. Saphir. Wiener Kritik. Holtey und Raimund. Trauung des Grafen Sandor. Tod des Kaisers Franz. Oligarchie. Botschaften und hohe Besuche. Trauerfeierlichkeiten und Huldigung. Die erste Industrieausstellung. Auswärtige Ereignisse. Zusammenkunft der Monarchen in Töplitz und Prag. Kaiser Nikolaus in Wien. Meine Abreise.

Erster Abschnitt.

(1799 — 1810.)

Inhalt: Geburt. Erste Jugendzeit und Eindrücke. Erziehung. Doctor Gall. Nervenfieber. Erste Pariserreise. Straßburger Abenteuer. Vermählung Napoleons. Regierungswechsel im Breisgau. Uebergabe von Modena an Baden. Besondere Umstände dabei. Politische Zustände und geselliges Leben in Freiburg. Meine Eltern. Der Dichter Auffenberg.

Geboren den 6. Oktober 1799 zu Freiburg im Breisgau unter den günstigsten Constellationen, brachte ich die Kindheit im elterlichen Hause jener Stadt zu. Aus der Zeit, in welcher die Begriffe klarer werden, und das Erlebte sich, wenn auch nicht in ununterbrochener Folge, doch in den wichtigeren Momenten dem Gedächtnisse einprägt, erinnere ich mich meiner guten mütterlichen Großmutter, bei der ich beinahe den ganzen Tag über spielte, die mich erzog und nach großmütterlicher Weise wohl auch — verzog. Noch sehe ich im Geiste die zahlreichen französischen Truppen 1805 in das Feld nach Oesterreich und von da wieder zurück ziehen, und freute mich nach Kinder Art der fortwährenden Einquartierungen in unserem Hause, eine Freude, welche wohl Wenige mit mir theilten. Im Wohnzimmer der Großmutter hatte ich selbst ein kleines, bleiernes Heer aufgestellt, das ich commandirte, und noch weiß ich, daß ein französischer Oberst mir zeigte, wie ich die verschiedenen

Waffengattungen in der Schlacht oder auf dem Marsche zu ordnen hätte. Die Namen: Erzherzog Karl und Napoleon, Wien und Ulm, später Tyrol und Andreas Hofer ertönten stets in meinen Ohren, und bei den sich täglich überstürzenden Kriegsnachrichten und dem beständigen Waffenlärm in unmittelbarer Nähe vermochte mein jugendliches Gemüth Personen und Ereignisse weder gehörig zu trennen noch zu beurtheilen. Den ersten wahren Schmerz lernte ich bei dem 1806 erfolgten Tode der geliebten Großmutter kennen: man brachte uns Kinder auf's Land, und als ich zurückkehrte und sie nicht mehr traf, die sich beinahe ausschließend mit mir beschäftigt, brach ich in unaufhaltsames Weinen aus. Der Hofmeister, welchem ich damals zur ersten Erziehung übergeben wurde, führte mich am bald darauffolgenden Allerseelentage an das Grab der theuern Verblichenen, wo eine arme Frau, von ihr vielfach unterstützt, mit mir betete! Der würdige Lehrer diktirte mir später einige rührende Worte über diesen Vorgang in das Tagebuch, und ich ahnte damals nicht, daß ich 24 Jahre nachher den Sinn jener Eindrücke erst tiefer und lebhafter erfassen sollte. Im Juni 1830 stand ich abermals an einem Grabe, aber dießmal an dem Grabe meiner eigenen Mutter, und zufällig wiederholte sich da derselbe Auftritt, wie eine dürftige Wittwe ihre Thränen und dankbaren Gebete mit den meinigen vereinigend, mir stillschweigend das geweihte Wasser reichte! — Seit jener Zeit besuchte ich oft und bei verschiedenen Anlässen den schönen Kirchhof von Freiburg, nie ohne jener Gefühle zu gedenken, ja! in den letzteren Jahren erschien es mir, als ob ich in dieser Stadt mehr Bekannte unter der Erde, als Lebende zähle, so sehr hat sich der Kreis meiner Verwandten und Freunde gelichtet, so viele bekannte Namen traten mir aus den Grabmälern entgegen!

Ungemein froh, glücklich und sorgenfrei verfloß diese Kinderzeit für meine Geschwister und mich. Im Winter zu Freiburg,

im Sommer auf den herrlich gelegenen Gütern meines Vaters. Der Sinn für die Reize der schönen Natur, auf diese Art früh schon eingeprägt, blieb mir für das Leben. Mit zärtlicher Liebe hingen wir an unserer vortrefflichen Mutter, die, die Seele des Hauses, ernst und milde, unsere religiöse, sittliche und wissenschaftliche Erziehung überwachte. Ihr immer thätiges Bemühen trug wesentlich dazu bei, unsere Beobachtungsgabe zu schärfen, und uns stets, selbst spielend, geistig anzuregen. Gar viele Abende — die glücklichsten unseres Jugendlebens — brachte sie mit uns zu, erzählte selbst Erlebtes, Geschichten oder Mährchen, oder ließ uns vorlesen, Gedichte hersagen u. dgl. m. War ihre Rücksicht für unser körperliches Gedeihen vielleicht auch etwas zu ängstlich, so verdankten wir doch auch wieder dieser oft zu weit getriebenen Sorgfalt, daß wir Kinder von den ersten in Freiburg waren, an denen unsere gute, vorurtheilsfreie Mutter, ungeachtet vieler Widersprüche und heftiger Anfeindungen, die Blatternimpfung vollziehen ließ. Später waren wir Geschwister sehr erstaunt, uns einem fremden Manne vorgestellt zu sehen, der aufmerksam und sorgfältig unsere kleinen Köpfe besah und betastete. Wir erfuhren, daß er der damals so berühmte Schädellehrer Dr. Gall war; ich erinnere mich noch, daß er mir drei Sinne zuerkannte: den Ort-, den Zahlen-, den Musiksinn. Den ersteren Ausspruch lasse ich gelten, von den beiden anderen habe ich nie viel in mir verspürt; ich bin weder ein Dase noch ein Mozart geworden.

Ein braver, gebildeter Priester ertheilte uns im Vereine mit Fachmännern den ersten Unterricht. Wir besuchten nie die unteren öffentlichen Schulen. So kam unter guten, heiteren, Geist und Körper wohlthuend anregenden Einwirkungen das Jahr 1809 heran. Mein Vater, oft auf Reisen oder in Dienstgeschäften abwesend, war damals in Wien. Da befiel mich plötzlich ein Nervenfieber; es hatte diese fürchterliche Krankheit ansteckend einen Theil der Bevölkerung ergriffen; auch einer meiner Jugendgefährten,

Graf Oktav Kagenek, war derselben erlegen. Trostlos, nur noch auf Gott vertrauend, saß meine arme Mutter an meinem Bette, mich mit aufopfernder Liebe pflegend; da brachte mir nach langen, angstvollen Tagen ein heftiges Nasenbluten zuerst Erleichterung, dann Genesung. Doch nur langsam erholte ich mich, verlor alle Haare und eine Perrücke — eine seltene Bedeckung in diesem Alter — schützte meinen jungen, kahlen Schädel.

Nach einigen Monaten hatte ich wieder so viele Kräfte erhalten, um meine Mutter im März 1810 auf einer Reise nach Paris begleiten zu können, wo mein Vater damals badischer Gesandter war. Hier eröffnete sich nun meinem jugendlichen, empfänglichen Gemüthe eine neue Welt. Unvergeßlich für's ganze Leben blieben mir diese kaum zu bewältigenden Eindrücke. Als ich aber vollends Napoleon und Maria Louise, unmittelbar nach ihrer Trauung in der Gallerie des Louvre, auf einen Balcon der Tuilerien heraustreten sah, das Kaiserpaar von einer Million, in Jubel ertönender Kehlen begrüßen hörte, fühlte ich, daß dieser alle Anwesenden mächtig ergreifende Augenblick für immer als einzig und denkwürdig in der Geschichte bezeichnet werden würde. Ich übergehe die weiteren Details dieser meiner ersten größeren Reise, als zu unbedeutend für den vorliegenden Zweck; nur eines will ich noch erwähnen. Auf der Rückkehr wurde meine Mutter in Straßburg unter dem Vorwande aufgehalten, daß unser Paß nicht en règle sei; vergebens waren ihre Versicherungen, daß sie die Frau des badischen Gesandten sei und man sie doch nicht hindern könne, über den Rhein zu gehen u. dgl. m. Es halfen jedoch keine Vorstellungen; meine gute Mutter, welche aus Sehnsucht nach ihren Kindern in Freiburg den Pariser Besuch abgekürzt hatte, mußte acht lange Tage in Straßburg wie gefangen ausharren, bis der nach Paris geschickte Paß mit, ich weiß nicht,

welchem Visa wieder zurückgelangt war. In unserer Zeit würde man solche Anstände für unmöglich halten; der Telegraph hätte sie in einer Stunde erledigt.

Mit naiv-kindlichen Bemerkungen füllte ich ein kleines Reisejournal über jenen Pariser Aufenthalt an, und lernte so das Gesehene leichter in meinem Gedächtnisse ordnen. Seit jener Zeit nun führte ich ein regelmäßiges Tagebuch durch fünfzig Jahre ununterbrochen bis zur heutigen Stunde fort — feierte daher ein Tagebuch-Jubiläum! In diesen Blättern ziehen die Gestalten und Thatsachen, je nach meiner Auffassungsweise und Stimmung gefärbt, in langer Reihe vorüber, und wenn ich sie nun wieder durchgehe, müßte mir gar Manches wie ein Traum bald wüster, bald erhebender Art erscheinen, stünden diese Erlebnisse nicht von meiner eigenen, sich seit dem halben Jahrhunderte unzählige Male ändernden Handschrift aufgezeichnet. Doch genug von mir und meinem jugendlichen Treiben! Wenden wir uns einen Augenblick ernstern Dingen zu.

Während meiner ersten sieben Lebensjahre hatte meine Vaterstadt dreimal ihren Monarchen gewechselt. Früher unter Oesterreichs Scepter, fiel das Breisgau 1802 an das Herzogthum Modena, um dann nach vorübergehender Herrschaft dieses Erzhauses 1806 im Preßburger Frieden dem, aus einem Kurfürstenthum in ein Großherzogthum verwandelten Baden zuerkannt zu werden. Wäre das Breisgau österreichisches Vorland geblieben, so hätte es von 1800 bis 1835 nur einen Regenten — den Kaiser Franz — gehabt; so geschah es aber, daß Freiburg während jener Epoche nach der Reihe sechs Herren — einem Kaiser, einem Herzoge, und vier badischen Großherzogen — unterworfen war.

Die Stadt selbst fand sich damals aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Eine väterliche Regierung ebensowohl

als langjährige Gewohnheit und treue Anhänglichkeit verbanden die Einwohner mit dem Kaiserhause. Adel und Geistlichkeit, die Bürgerschaft wie die übernommenen Beamten konnten sich unmöglich alsogleich von hundertjährigen Traditionen lossagen. Gar manches festgeschlungene Band wurde da gewaltsam zerrissen, wesentliche Interessen vielfach verletzt; manches Herz blutete. Doch dieß war nun einmal nicht zu ändern; die Natur der Dinge brachte es in einer ungemein bewegten Zeit so mit sich; auch andere Theile Deutschlands litten an den Folgen dieser alle Verhältnisse ergreifenden Umwälzungen. Mit den erzherzoglichen Beamten vermischten sich nun neue, badische, und was man früher da nicht kannte — das protestantische Element drang in die bisher rein katholische Stadt. Der Adel, zahlreich, größtentheils begütert und unabhängig, um so mehr an Oesterreich hängend, als er eben durch die eingetretene Aenderung gar manche seiner früheren Vortheile eingebüßt hatte, bildete eine eigene, von den anderen Klassen streng gesonderte Gesellschaft. Ihr schlossen sich viele ausgewanderte Familien an, welche die Stürme der Zeit gezwungen hatten ein ruhiges Asyl zu suchen. So sah man denn da Trümmer des Condé'schen Heeres, emigrirte aristokratische Geschlechter und Priester, sah da Herren und Damen, die früher eine hervorragende Rolle an den Höfen geistlicher Kurfürsten gespielt, in der heiteren, gastfreien Stadt vereinigt. Ihre Sitten, ihre Ansichten, ihre auffallende, veraltete Tracht, erinnerte an die Zeiten vor 1789; ihr excentrisches, leidenschaftliches Wesen, ihre Klagen wie ihre Gesinnungen gaben das klarste Zeugniß von dem überraschend schnellen Umschwunge der Dinge; in völliger Verkennung der Weltlage gaben sie sich dem trügerischen Wahne hin, dieß Ungemach gehe vorüber, und bald komme wieder alles in das gute, alte Geleise! Viele vornehme Damen, Stifts- und Klosterfrauen ernährten sich von ihrer Hände Arbeit, andere wurden von Familien des Landes unterstützt; ehemalige Domherren, Pfarrer,

Professoren u. dgl. gaben französischen Unterricht, oder halfen gegen dürftiges Entgelt in der Seelsorge aus. Man verfehlte nicht, uns Kinder auf diese betrübenden Erscheinungen hinzuweisen und uns aufzumuntern, durch Fleiß und Erwerbung von Kenntnissen sich gegen die Launen des Geschickes sicher zu stellen.

Mitten unter diesem Treiben hatte sich die mehrmals bedrohte Albertinische Universität erhalten und verdankte damals, wie später, die Fristung ihre Existenz wohl nur dem Besitze zahlreicher, außerhalb des Großherzogthums gelegener Güter. — Die gewohnten weißen Uniformen mußten den blauen weichen, und ein Theil der neuen Freiburger Garnison wurde bald darauf ausersehen, blutige Lorbeeren auf dem heißen spanischen Boden zu sammeln. Anziehende Schilderungen sprechen von jener Episode aus der badischen Kriegsgeschichte. Wie sehr damals die Massen der Völker untereinander geworfen wurden, beweist, daß zu jener Zeit auch ein portugiesisches Armeecorps, von Napoleon zu irgend einem Zwecke, 1809 zum Kampfe gegen Oesterreich, wie ich glaube, bestimmt, zum Erstaunen der guten Freiburger durch die Stadt zog. Sie sollten in kurzer Zeit noch ganz andere fremde Heere aus allen Weltgegenden kennen lernen!

Die Geselligkeit war damals von der angenehmsten Art, und selbst litterarische Bestrebungen blieben ihr nicht fremd. v. Ittner, Jakobi, Dr. Ecker unterhielten die Freude an Poesie und schönen Wissenschaften, und mächtig angeregt durch die sich immer mehr steigernde Verehrung für Schiller, bildete sich ein Kreis feinfühlender Männer und Frauen, welche den Geschmack für Kunst und Dichtung förderten, eine gehobenere Stimmung in die geselligen Zirkel brachten. Es fanden da mehr oder minder gelungene Versuche von Gedichten, schriftlichen Aufsätzen, von den damals so beliebten Charaden, Räthseln, Rebus u. dgl. um die Wette statt, es gab gelehrte und ästhetische Vorlesungen, man schrieb kritische Artikel in Zeitungen, errichtete Lesezirkel u. dgl. m. Eine andere, gewiß

stets empfehlenswerthe Unterhaltung der Gesellschaft bestand in der gemeinsamen Lectüre dramatischer Werke. Diese Vorlesungen wurden abwechselnd in den Häusern der Theilnehmenden gehalten. Die Hausfrau behielt sich jeweils die Wahl des Stückes, wie die Vertheilung der Rollen vor; jeder versah sich dabei mit einem Buche. Bald waren es ernste, klassische Werke von Göthe, Schiller und anderen, bald Ifflandische Rührstücke oder die erheiternden Scherz- und Karikaturspiele von Kotzebue, und eine lange Reihe genußreicher Abende eröffnete sich den Mitgliedern dieses Vereines. Fand eine solche Versammlung im elterlichen Hause statt, war dieß ein Festabend für uns Kinder; wie lauschten wir da den schönen Versen, und wie lebhaft nahmen wir an den Fragen Theil, wer diese oder jene Lieblingsrolle lesen werde! Wie zürnten wir endlich der ungewöhnlichen Länge eines Dramas, z. B. des Don Carlos, wenn uns die geregelte Hausordnung vor dem letzten Akte zu Bette rief. Auch das Stadttheater, wenn meist nur mittelmäßig, besuchten wir fleißig, und wie heimisch fühlten wir uns in diesen scheunenartigen Räumen, welche man später ungern gegen eine größere Schaubühne vertauschte, die in vielen Gemüthern nur peinliche Erinnerungen hervorrufen konnte.

Auch ein philharmonischer Verein wurde gegründet, der nicht nur Concerte gab, Kirchenmusik und Quartetten aufführte, sondern sich sogar an Opern wagte. Selten war wohl eine Vorstellung von Don Juan so gelungen, als die der Freiburger Dilettanten. Mozart theilte damals mit Schiller die allgemeine ausschließliche Vorliebe. Später wurden auch unter der kunstsinnigen Leitung des Malteser-Comthurs v. Reinach italienische Opern von Cimarosa, Paësiello u. a. aufgeführt.

Bei uns zu Hause wechselten dann kleine Maskenbälle, Kinder- und Puppentheater mit allen jenen heiteren Jugendspielen, welche die mütterliche Liebe und Sorgfalt so sinnig auszudenken wußte zum Lohne oder als Erholung nach selten lange unterbrochenen,

nicht immer leichten Studien. Der fromme Sinn unserer Eltern, eines ausgezeichneten Lehrers ließ aber auch das Höhere, allein Wichtige nie vergessen, und außer einem gründlichen, wahrhaft christkatholischen Unterrichte verging selten ein Tag, an dem wir nicht die Kirche besuchten.

Mein Vater (geb. 1766, gest. 1839) war durch eigenthümliche Schicksale und seine Stellung vielfach in die bunten Ereignisse des Tages gezogen, ja es schienen sich in seiner 73jährigen Lebenszeit dieselben gleichsam wieder zu spiegeln, so lebhaft nahm er an all diesen Phasen Theil. Sohn eines Landvogts des unserer Familie verwandten letzten Fürstbischofs von Basel brachte mein Vater in dem Amtsitze Birsek seine Jugend zu. Von jenem Schlosse nahm dieser Zweig Andlaw den Beinamen. Später auf Universitäten und Reisen, kehrte mein Vater wieder zurück, um sein Vaterland auch von den Wellen der französischen Revolution ergriffen zu sehen. Mein Großvater starb gerade an dem Tage, als 1792 die republikanischen Truppen das Bisthumsgebiet besetzten. Mit Mutter und Geschwistern zog er sich in die Schweiz zurück, und unstet, beinahe flüchtig, fand er endlich im Breisgau eine gastfreundliche Aufnahme und trat als Regierungsrath in Vorderösterreichische Dienste. Nach Wiedererlangung eines Theiles der verlorenen Güter hatte er auch noch das weitere Glück, mit dem Freifräulein Sophie von Schakmin, der einzigen Tochter eines seiner Rathscollegen, eine in jeder Beziehung vortheilhafte Ehe einzugehen. Sie war ihm durch 32 Jahre eine liebende, treue Lebensgefährtin, eine ebenso fein gebildete als edle Frau.

Den Geschicken des Breisgau's folgend war mein Vater aus einem österreichischen ein modenesischer Staatsdiener geworden, und trat dann endlich auch, wie so viele andere, zur badischen Bureaukratie

über. Hier muß ich eines Vorgangs erwähnen, der von ihm oft erzählt, wohl weniger allgemein bekannt sein dürfte. Modena hatte meinen Vater zum Uebergabs-Commissär ernannt; Staatsrath v. Drais sollte von Seiten Badens das Land übernehmen. Der Tag der Feierlichkeit war erschienen, alle Vorbereitungen getroffen, der Gottesdienst im Münster angeordnet, die Tribüne zum Huldigungsakte vor der Kirche errichtet. Da traf wenige Stunden zuvor eine Staffete vom Militärcommandanten aus Straßburg ein, welche meinen Vater aufforderte mit der Uebergabe noch zurückzuhalten, da Napoleon dem Breisgau eine andere Bestimmung zugedacht. Die durch so unerwartete Aenderung hervorgerufene Verlegenheit war groß, der gewünschte Aufschub ohne die verdrießlichsten Verwickelungen kaum möglich. Die beiden Commissäre besprachen sich daher und kamen dahin überein, die Straßburger Depesche bis nach dem Vollzuge der Uebergabsceremonie zu ignoriren. Diese ging daher ungestört vor sich und es ist mir nicht bekannt, daß meinem Vater deßhalb später Unannehmlichkeiten bereitet wurden. Wofür er sich aber auch entschieden hätte, in beiden Fällen war seine Verantwortlichkeit keine geringe. Er zählte auf das Gewicht eines fait accompli, und dabei blieb es denn auch. Entweder war jener Befehl Napoleons nur Folge einer augenblicklichen Laune, oder wollte er, war die Sache einmal geschehen, nicht mehr darauf zurückkommen, genug, das Breisgau blieb und ist heut zu Tag noch badisch.

Von dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten, dem vortrefflichen Karl Friedrich, ausgezeichnet und mit vollem Vertrauen beehrt, war 1809 mein Vater in Wien, zur Zeit des Schönbrunner Friedens-Abschlusses bemüht, die Rechte des Großherzogthums zu wahren. Im nächsten Jahre eröffnete sich für ihn noch ein Feld erfolgreicherer Thätigkeit, da er nach langen, verwickelten Verhandlungen so glücklich war, unter Vermittelung des französischen Hofes, die wichtige Grafschaft Nellenburg, auf welche Württemberg

Anspruch machte, dem Lande zu erhalten.*) Es schien als ob die Persönlichkeit meines Vaters den mächtigen Kaiser besonders angesprochen hätte; wenigstens zeichnete er ihn bei jedem Anlasse aus und verfuhr mit ihm weniger barsch, als mit anderen Gesandten. Doch eines Tages fuhr Napoleon in der Audienz ihn hart mit der Frage an: „Was haben sie denn in Freiburg für ein elendes Blatt, dessen Redakteur einen Namen hat, den ich nicht aussprechen kann? (Er hieß nämlich: „Schnezler".) Cette gazette cessera de paraitre!" Mein Vater wußte sich den Grund des kaiserlichen Zornes über die sonst so harmlose Zeitung nicht zu erklären. Später erfuhr er, daß sie ein angebliches Schulzeugniß aus Brienne aufgenommen, in welchem der Zögling Bonaparte als: „mittelmäßig befähigt" bezeichnet wurde. Diese kleine Anekdote mag als ein weiterer Beitrag zur Geschichte der Bedrückungen gelten, welche sich Napoleon I. in Deutschland anmaßte.

In jene Zeit fiel auch der verhängnißvolle Ball bei dem Fürsten Karl von Schwarzenberg mit der von so vielen Augenzeugen beschriebenen furchtbaren Katastrophe. Das Feuer brach ganz in der Nähe meines Vaters aus; ein Wachslicht hatte die leichte Draperie in der für das Fest erbauten Gallerie ergriffen. Mehrere Personen liefen mit ihm Hülfe rufend dem Ausgange zu, und als sie nach wenigen Sekunden mit den Pompiers in den Saal zurückkehren wollten, war alles schon in Flammen, Rauch und Qualm eingehüllt. Lange begleitete noch mein Vater den verzweiflungsvoll seine verbrannte Gattin suchenden Fürsten Joseph. Alle Anwesenden behaupteten stets übereinstimmend, daß

*) Der betreffende Staats- und Grenzvertrag zwischen Baden und Württemberg wurde den 2. Oktober 1810 zu Paris abgeschlossen. Nachdem sich mein Vater mit dem früheren württembergischen Bevollmächtigten, Grafen Taube, nicht hatte verständigen können, und es sogar bis zur gegenseitigen Herausforderung kam, wurde Graf Winzingerode vom König abgeschickt und dieser unterzeichnete den Vertrag.

nur einem unglücklichen Zufalle, keiner Absichtlichkeit ein so entsetzliches Ereigniß zuzuschreiben gewesen, eine Ansicht, welche Napoleon selbst laut und wiederholt bestätigte.

Im Herbste 1810 vertauschte mein Vater die glänzende Mission in Paris mit der wenig beneidenswerthen Stellung eines Staatsministers des Innern in Karlsruhe.

Meine Mutter (1779 geb. und 1830 gest. zu Freiburg) stammte aus jener lothringischen Familie von Schakmin, welche dieß Land mit Franz Stephan verlassen und sich in Oesterreich angesiedelt hatte. Ihr Vater, Regierungsrath in Freiburg, starb 1802, ihre Mutter war eine geborene Gräfin von Ueberacker. Der General der Kavallerie von Schakmin aber, Oheim meiner Mutter, erfreute sich der besonderen Gunst jenes Kaisers und der großen Maria Theresia.

Zu den Gefährten unserer jugendlichen Spiele gehörte, außer unseren Vettern Rink und den Söhnen anderer verwandten Häuser, der junge Auffenberg, welcher später eine ebenso rasch aufblühende, als bald wieder verschwindende Berühmtheit erlangen sollte. Er war als Kind, was er sein Leben hindurch blieb, ungelenk, verlegen, wortkarg; nichts verkündete in diesem linkischen, beinahe blöden Jungen den künftigen Dichter. Die poetische Ader erwachte erst, als er, im 15. Jahre von einem unbezwingbaren Hange zu Abenteuern ergriffen, aus dem väterlichen Hause heimlich entfloh, und Italien, das tägliche Brod mit seiner Guitarre als Minnesänger erwerbend, durchzog. Doch bald von Hunger und Enttäuschung getrieben, trat er in österreichische Kriegsdienste und nahm später eine Lieutenants-Stelle in der badischen Garde du corps an. Nun folgten rasch Gedichte, und da Auffenberg auch Dramen schrieb, übertrug man ihm die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe. In diesem neuen Wirkungskreis fand er

sich vielfach beengt; die Kabalen auf der Bühne, der Tadel der Gesellschaft wie des Hofes machten ihn menschenscheu, verdrießlich. Sein dichterischer Geist führte ihn aus diesen unbehaglichen Verhältnissen 1832 nach Spanien. Die dortigen zum Theile höchst tragischen Erlebnisse beschrieb er selbst in launiger Weise. Die vielen Wunden, aus denen er unter den Dolchen andalusischer Räuber blutete, und deren Heilung er nur der ausdauernden Pflege frommer Klosterschwestern verdankte, mögen als wohlthuender Aderlaß auf sein Nervensystem gewirkt, ihn ernüchtert haben. Auffenberg kehrte wieder zu dem früheren, ihm verhaßten Hofleben zurück, welches er in dem verhängnißvollen Jahre 1848, das so viele Masken lüftete, auf wenig würdige Art verließ, um in seiner Vaterstadt Freiburg vergessen und Mysanthrop wie immer 1858 eine Laufbahn zu vollenden, welche bei seiner anerkannten Befähigung hätte besser angewandt werden können.*) — Wenn man jetzt unbefangen die Werke, besonders die auf den meisten deutschen Bühnen aufgeführten Trauerspiele Auffenberg's liest, so begreift man kaum, wie er je diesen Erfolg damit erzielen konnte. Es ist da alles so gemacht; es sind keine wirklichen Menschen, nur deklamirende Puppen, welche uns entgegen treten; ein hohler Pathos für warmes Gefühl oder Leidenschaftlichkeit; keine Spur von geschichtlicher Auffassung und richtiger Charakteristik der Personen. Weiß man aber, wie diese poetischen Ergüsse entstanden sind, so hört das Erstaunen über deren Ergebniß auf. Und dennoch finden sich in diesem Meere von Versen manche Perlen vom reinsten Wasser, Stellen die an die besten deutschen Dichter, an Schiller, Kleist, Körner, Houwald und andere erinnern; sie gehen aber eben unter in jenem See von Dinte, und können nur mühsam

*) Auffenberg hatte sein Vermögen jenem Kloster barmherziger Frauen in Spanien vermacht, welche ihm das Leben durch aufopfernde Pflege gerettet. Die Verwandten fochten das Testament an, der Streit endete jedoch mit einem Vergleich.

gesucht, noch seltener entdeckt werden. Als unser Dichter sein bekanntes „Alhambra" schrieb, umgab er sich in einem halbdunklen Gemache mit Dekorationen maurischer Architektur, kleidete sich türkisch, und hing rings an den Wänden muselmännische Waffen und Trophäen auf; dabei begeisterte er sich stets an einer dampfenden Punschbowle. Und in demselben Alhambra, welches seine dichterische Phantasie so sehr erhitzte, war er später nahe daran, sein Leben unter — wie er sagt — gedungenen Mörderhänden zu lassen! In allen Lagen des Lebens seinem Schwarzwälder Dialekte und gewissen ungehobelten Manieren treu, hatte Auffenberg, außer dem Dichter- auch noch ein anderes entschiedenes Talent, Bekannte in Ton und Sprache nachzuahmen, die einzige Art, mit der er bei seiner sonst trockenen Weise unterhalten konnte. Dabei grundsatzlos, schwach von Charakter, bald ausgelassen lustig, dann wieder sich düsterer Schwermuth hingebend, die er in Tonnen Champagners zu ersäufen suchte, war Auffenberg immerhin ein merkwürdiger Mensch, dessen bessere Eigenschaften und unläugbare Fähigkeiten in einer falschen Richtung untergingen. Friede seiner Asche!

Zweiter Abschnitt.

(1810 — 1813.)

Inhalt: Karlsruhe. Neue Verhältnisse. Hof- und gesellschaftliches Leben. Die weiße Frau. Der Großherzog Karl Friedrich. Sein Charakter und sein Tod. Großherzog Karl und Großherzogin Stephanie. Feste und diplomatisches Corps. Salonfiguren. Hof- und Cabinets-intriguen. Dr. Dereser. Prälat Hebel. Der große Comet und der gute 1811er Wein. Die beiden Erbprinzen. Der russische Feldzug. Der Brand von Moskau. Iffland und Esslair. Die Hofhaltung der Markgräfin Amalie. Die beiden Markgrafen Friedrich und Ludwig von Baden. Die Grafen von Hochberg. Abschied von Karlsruhe.

Gegen Ende des Jahres 1810 siedelten wir somit nach der Residenzstadt über. Ich begleitete meinen Vater allein dahin; die Mutter mit den Geschwistern und dem übrigen Hausstand folgte später. Wir bezogen die gemiethete Wohnung (Adlerstraße 20), und hier überfiel mich zum erstenmale das Gefühl des Heimweh's! Ich fand mich so einsam in dem fremden Hause, so verlassen in den breiten, öden Straßen, den ungewohnten Verhältnissen! Ich ließ meinen Thränen freien Lauf, tröstete mich aber bald nach Kinderart. Nur noch einmal, aber in viel schmerzlicherer Weise, sollte sich bei mir jene bittere Empfindung wiederholen, als ich 14 Jahre nachher das elterliche Haus für immer verließ!

Es umgaben uns nun neue Gegenstände, neue Menschen; eine Fülle überraschender Beobachtungen, reiche Gelegenheit, unsere

Erfahrung wie unsere Kenntnisse zu erweitern, war uns geboten. Aber auch hier war es wieder die waltende, mütterliche Hand, welche unsere Erziehung leitete; es waren dieselben regelmäßig fortgesetzten häuslichen Studien, die gleiche sorgfältige Auswahl der Gespielen unseres Alters, die halbjährigen Prüfungen u. s. w. Jeden Tag las unser Hofmeister in dem Hause des mittleren Zirkels, in welchem sich damals die katholische Kapelle befand, die heilige Messe, wohin wir ihn gewöhnlich begleiteten.

Diese ernsten Beschäftigungen wurden nur durch Musik-, Zeichnen- und Tanzstunden oder Sprachunterricht unterbrochen. Dabei ließen wir keine Fabrik, keine Industrieanstalt, keine Kunst-, naturhistorische oder andere Sammlungen unbesucht und lernten auch stets die vorübergehenden Sehenswürdigkeiten aller Art kennen. Abends gönnte man uns öfters die Freude, den ganz guten Vorstellungen im Hoftheater beizuwohnen, und diese Erholung wechselte dann wieder mit der Neubelebung jener genußreichen Zirkel, in welchen Musik gemacht, deklamirt, vorgelesen, oder selbst manchmal auf einer kleinen Hausbühne gespielt wurde. Im Sommer waren es dann größere Spaziergänge oder Ausflüge in die benachbarten Städte und Bäder, welche unseren Gesichtskreis erweiterten, die nie ruhende Reiselust weckten. Rasch, ebenso nützlich als angenehm, verflogen uns daher die drei Jahre des Karlsruher Aufenthalts.

Die Stellung meines Vaters brachte uns aber auch dem Hofleben, selbst dem politischen Treiben näher; wir hörten da viel von Festen, wichtigen Ereignissen und den sich täglich drohender und unerhörter gestaltenden Weltbegebenheiten. Bälle in dem von meinem Vater angekauften Hause (nun das W. von Seldenekische), bei denen nicht selten der großherzogliche Hof erschien, durften auch wir Kinder besuchen, und wie wir uns an all diesen früher ungewohnten Herrlichkeiten ergötzten, erfreute uns auch die freundliche Art, mit der man uns allenthalben begegnete. — Ganz besonders interessirte uns die ehrwürdige Erscheinung des 82jährigen

Großherzogs. Bald sahen wir ihn an der Seite der Reichsgräfin in der Hoftheaterloge, bald begegneten wir ihm auf einem Rollwagen im Schloßgarten, wo er immer einige gütige Worte an uns richtete. So wie der vortreffliche Fürst noch jetzt im dankbaren Andenken lebt, wenn sich gleich nur wenige der Zeitgenossen mehr erinnern, ihn gesehen zu haben, so bleiben mir auch diese wohlwollenden Züge, diese einfache, wahrhaft landesväterliche Art unvergeßlich! Wie oft erzählte mein Vater von den Unterredungen, welche er mit dem edlen Greise hatte, und die ihn nicht selten bis zu Thränen rührten. In seiner schlichten Weise war ihm stets der Wunsch nach Vergrößerung seines Landes fremd geblieben: früher nur Herr der Durlachischen Besitzungen, sah er die Markgrafschaft durch den Anfall der Baden-Badenschen Lande 1771 bedeutend vermehrt; mit dem Titel eines Kurfürsten erhielt er wieder einen großen Zuwachs an reichen Städten, Abteien und Dörfern, und als er vollends 1806 Großherzog und dadurch Herr eines kleinen Königreichs geworden war, schwindelte ihm! Er hatte sein bescheidenes Markgrafenthum leicht übersehen können, seit 50 Jahren alle seine Kräfte dem Wohle der ihm anvertrauten Unterthanen gewidmet; nun mußte er im hohen Alter sein patriarchalisches Regiment mit einem Aufwande von Hof- und Militärstaat, mit ungewohnten Lasten vertauschen. Seine Gewissenhaftigkeit sträubte sich gegen eine für so weit ausgedehntere Pflichten zu übernehmende Verantwortlichkeit, und als nun gar fremde Kriegsschaaren das Land verheerten, unerschwingliche Contributionen und neue Steuern die Bewohner drückten, Hungersnoth, Theuerung, Krankheiten, Verarmung die sonst so blühenden Gefilde, diese friedlichen Gauen heimsuchten, da brach dem menschenfreundlichen Fürsten das Herz, da lag er oft ganze Nächte im Schlosse zu Ettlingen betend auf den Knieen, und sein frommer, mildthätiger Sinn konnte kaum den leisen Wunsch unterdrücken, daß er von einem kleinen, aber glücklichen, Markgrafen nie ein reicher, weit

gebietender Großherzog geworden wäre. In der letzten Zeit nahmen seine Geisteskräfte sichtbar ab, und als er (10. Juni 1811) sanft und schmerzlos entschlummerte, starb er gewiß den Tod des Gerechten! Seine Leiche wurde mit großem Gepränge nach der Familiengruft in Pforzheim abgeführt. Er ruhe da im ewigen Frieden, wohl einer der Würdigsten in der langen Reihe seiner erlauchten Ahnen! —

Mit diesem längst erwarteten, aber auch in weiteren Kreisen schmerzlich berührenden, Trauerfalle tauchten denn wieder die Gerüchte von Gespenstern auf. Unsere jugendliche Phantasie beschäftigte sich nicht wenig mit diesen Sagen, und wir glaubten immer in den dunklen Gängen des Schlosses oder in den düsteren Gebüschen des Hofgartens der weißen Frau begegnen zu müssen. Man erzählte uns, daß, als Karl Friedrich gestorben, sich eine lange, hagere — dießmal aber schwarze — Gestalt den Gemächern des neuen Herrn genähert habe und in denselben verschwunden sei. Später erfuhr man, daß eine alte, beinahe 90jährige Hofdame von Uercüll, welche schon lange Jahre ihr Zimmer, beinahe ihr Bett, nicht mehr verlassen, sich plötzlich in tiefe Trauerkleider gehüllt, um dem Großherzog Karl einen ebenso unerwarteten, als gespenstigen Condolenzbesuch zu machen.

Doch auch abgesehen von der Hofgeisterwelt, gab es damals noch Vorgänge und Klatschereien genug in Karlsruhe, die freie Zeit hinreichend damit auszufüllen. Es fehlte da nicht an politischen, Büreau- und anderen Intriguen, deren Zusammenhang wir nur ahnen konnten, und von denen uns mehr die Namen der Personen blieben, welche sich daran knüpfen, als der eigentliche Sachverhalt. Nur eines solchen Vorgangs will ich deßhalb erwähnen, weil er erst neulich gelegentlich des Kirchenstreites wieder aufgewärmt wurde. Ich folge hier auch wieder aus dem Gedächtniß den früheren mündlichen Mittheilungen meines Vaters. Der Großherzog Karl hatte gewünscht, den Trauerfeierlichkeiten für seinen

fürstlichen Großvater in der katholischen Kapelle beizuwohnen. Mein Vater setzte den geistlichen Rath Dr. Dereser hiervon in Kenntniß und wünschte Einsicht von der dabei zu haltenden Gedächtnißrede zu nehmen. Der Stadtpfarrer entschuldigte sich damit, daß er nie eine Predigt vorher niederschreibe, jedoch nichts Anstößiges zu sagen versprach. Wie groß aber war meines Vaters und aller anwesenden Katholiken Erstaunen und Verlegenheit, als der Kanzelredner in Gegenwart des großherzoglichen Hofes und der ersten Staatsbeamten bezüglich confessioneller Fragen, wie der Personalien und Gesinnungen des hochseeligen Herrn einen ebenso taktlosen als albernen Vortrag hielt. Für meinen Vater war dieser Vorfall um so verdrießlicher, als der Justizminister v. Hövel und er die einzigen Katholiken im Rathe der Krone und überdieß wegen dieser Eigenschaft vielfach angefeindet waren. Dr. Dereser mußte daher seine Pfarre mit einer Professur in Rastatt vertauschen und starb viele Jahre nachher als Domherr in Breslau, wie ich glaube. Sein Benehmen bei diesem Anlasse war um so weniger zu erklären, als Dereser allgemein für einen Mann von Geist und Bildung galt, seine theologischen Werke und Erbauungsschriften ihm einen vortheilhaften Ruf verschafft hatten. Das Gehässige des Ganzen wurde aber gegen meinen Vater gehörig ausgebeutet, und es war ein neuer Faden gefunden, das Gewebe der Kabalen weiter auszuspinnen.

Fünf Tage vor dem Tode Karl Friedrichs (5. Juni 1811) wurde die Großherzogin Stephanie zum erstenmale, und zwar von einer Prinzessin (Louise Amalie Stephanie) entbunden. Die tiefe Landestrauer gestattete keine lauten Freudenbezeugungen bei der Taufe der Neugebornen. Diese Niederkunft aber war von einer mehr als gewöhnlichen Bedeutung. Im Jahre 1806 hatte sich der damalige Erbprinz Karl auf den Wunsch — damals gleichlautend

mit Befehl — des Kaisers Napoleon zu Paris mit dessen Adoptivtochter: Adrienne Louise Stephanie von Bauharnais vermählt. Die 16jährige Braut hatte kaum die Erziehungsanstalt verlassen, und der Erbgroßherzog verhehlte nicht die Abneigung, welche ihm die erzwungene Verbindung einflößte. Die jungen Ehegatten waren daher anfangs getrennt: Er in Karlsruhe, sie in Mannheim. Hier umgab sich die lebensfrohe Prinzessin mit jugendlichen Gespielinnen und verbrachte harmlos heitere Tage. Doch lange konnte es nicht so bleiben, und ungeachtet aller entgegengesetzten Intriguen wurde eine gegenseitige Annäherung des fürstlichen Paares vorbereitet, wobei — ich darf es jetzt wohl sagen — mein Vater einer der eifrigsten war. Seiner fortgesetzten Thätigkeit gelang es endlich, eine völlige Versöhnung herbeizuführen; die Erbgroßherzogin Stephanie zog nach Karlsruhe, und jubelnd begrüßte man allda nicht nur die anmuthige, in vollem Glanze der Schönheit und Jugend strahlende Fürstin: ein Jahr später erschien dann auch die kleine Prinzessin Louise als Pfand einer glücklicheren Zeit. Als nun die junge Großherzogin im Sommer 1811 einen Theil des Landes besuchte, wollten die begeisterten Huldigungen kein Ende nehmen, und besonders in Freiburg, Badenweiler u. a. O. waren die Feste, denen ich beiwohnte, ebenso glänzend als herzlich. Jene Freude zu erhöhen, trug der herrliche fruchtbare Sommer vom Jahre 1811 viel bei. Vom März bis November war unausgesetzt schöne Witterung, dennoch die Hitze nie lästig, gemildert durch erquickende Lüfte oder erfrischende Gewitter. Am Johannistage hatte man schon neues Brod, im Juli reife Trauben, im August neuen Wein. Man brachte diese außerordentlichen Erscheinungen mit dem prachtvollen Cometen zusammen, dessen mächtiger Schweif sich über einen großen Theil des Horizonts erstreckte; alle anderen Cometen des Jahrhunderts waren mit jenem Himmelsriesen nicht zu vergleichen, nur der vom Jahre 1858 kam ihm an Glanz und Größe nahe. Hatte

je die Volksmeinung Anspruch auf Berechtigung, so war dieß bei dem Cometen 1811 der Fall, denn er deutete sinnbildlich den Höhepunkt im Leben Napoleons an; so wie er verschwand, erbleichte auch sichtbar des gewaltigen Cäsars Glücksstern!

Ein regeres, heitereres Leben gab sich im darauf folgenden Winter am Karlsruher Hofe kund. Feste jeder Art, Bälle, sinnreiche lebende Bilder, Maskeraden, französische Liebhabertheater, Schlittenfahrten u. dgl. m. drängten sich, und das diplomatische Corps, wie die Gesellschaft blieben dabei nicht zurück. Die Natur der Verhältnisse brachte es mit sich, daß der kaiserlich französische Gesandte — früher Bignon, dann Moustier, endlich Graf Nicolai — das glänzendste Haus machte. Letzterer mißbrauchte jedoch seinen überwiegenden Einfluß nie, war ein wohlwollender, selbst anspruchsloser Mann. Die beliebteste Persönlichkeit blieb aber immer der österreichische Gesandte, Graf Apponyi, der, unterstützt von seiner jungen, liebenswürdigen Gemahlin, der Gräfin Therese Nogarolla, den anziehendsten Mittelpunkt für die Gesellschaft bildete.

Aus jener Zeit erinnere ich mich noch einiger stehender Salonfiguren, wie sie eben durch eine eigenthümliche äußere Gestalt auffielen, oder sich besonders wohlwollend gegen uns Kinder bewiesen. Ein ganzes Heer von Hofleuten, Diplomaten, Offizieren, Fremden — unter diesen die von ihren Sitzen vertriebenen Bischöfe von Basel und Mecheln — viele geistreiche, schöne, auch französische Damen trieben sich damals in den Zirkeln umher, und meine Eltern versammelten oft einen Theil der Gesellschaft Abends oder zu größeren Diners. Sonntags luden sie dann gewöhnlich Beamte, Gelehrte oder Künstler zu Tische; nicht selten war der Prälat Hebel unser Gast, welcher uns bald mit einer witzigen Erzählung aus seinem Hausfreunde, bald mit einem hübschen allemannischen Gedichte oder den so beliebten Doppelcharaden erfreute.

Die einfache, selbst trockene Art dieses genialen und gemüthlichen Mannes zog uns wie instinktmäßig an; erst später erkannten

wir seinen vollen Werth. Der Generalsekretär des Ministeriums, Moßdorf, den mein Vater vor allen der ihm untergebenen Geschäftsleute schätzte, war auch stets willkommen in unserem Hause.

Mitten unter diesen abwechselnden Kunst- und geselligen Genüssen kam der Sommer 1812 heran. Europa erfreute sich nach langen Kriegen eines Friedensjahres; nur mit Spanien und England lag Napoleon im offenen Kampfe. Da erschreckte plötzlich das Gerücht von einem Bruche mit Rußland. Ein stolzer Heereszug, wie man ihn an Schönheit, Kriegslust und ungeheuerer Anzahl der Truppen nie zuvor gesehen, wälzte sich dem Norden zu. Noch gab man sich der Hoffnung hin, daß es nicht, wenigstens zu einem längeren, verheerenden Kriege kommen werde, als uns auch schon die Nachrichten von dem Uebergange über den Niemen, von den Schlachten bei Wilna, Smolensk u. a. überraschten. Die Schlacht an der Moskowa eröffnete dem triumphirenden Kaiser und seinem Heere die Thore der uralten Metropole Rußlands. Napoleon schlug sein Hauptquartier im Kreml auf, ein unerhörtes Ereigniß, das die Einen mit Stolz und Freude, die Anderen mit zitternder Angst und unheilvoller Ahnung kommender tragischer Geschicke erfüllte! Schon waren in vielen Kirchen auf dem weiten Erdenrunde feierliche Tedeums angestellt; auch in Karlsruhe ertönte das „Herr Dich loben wir!" weil die dreifarbige Fahne von den Zinnen der Czarenburg flatterte!

So sehr auch solche welterschütternde Begebenheiten jeden anderen Eindruck verwischen mußten, schenkte man doch einem längeren Gastspiele Iffland's einige Aufmerksamkeit. Schon nicht mehr in der vollen Kraft, da er auch im darauf folgenden Jahre starb, blieb dieser ausgezeichnete Mime doch in einigen Rollen sich immer gleich. Helden und Partien, welche größere Anstrengung erforderten, gelangen ihm nicht mehr; auch reichten Gestalt wie

Organ schon früher hierzu nicht aus; unübertroffen war er aber immer in Charakter- und höheren komischen Rollen, in polternden oder originellen Alten, und unter diesen excellirte er natürlich wieder in jenen, welche er für sich selbst geschrieben. Wer hat sich nicht an seinem: „Schewa, Lorenz Stark, armen Poeten, deutschen Hausvater“ u. a. erfreut? während Lear, Wallenstein, selbst der Geizige weniger ansprachen. Bald nachher wurde Esslair in Karlsruhe engagirt, und eine hier so nahe liegende Vergleichung mit Iffland war nicht ohne Interesse. Sein Spiel, von überwältigender Wirkung, war so natürlich, dabei von einem so imposanten Aeußeren, einem so überaus wohlklingenden Organe unterstützt, daß ihm kein anderer tragischer Künstler an die Seite gestellt werden konnte, so sehr überragte er sie alle. Ein geborener Heldenspieler versuchte sich Esslair auch glücklich im Schau- und Lustspiele; eine rührend einfache Leistung war sein: „Essighändler.“ In den vielen Rollen, in denen ich Esslair — noch zum letztenmal 1836 zu Basel — sah, fand ich ihn immer unnachahmlich, und stand eines Tages zufällig, nicht ohne Wehmuth, an seinem einsamen Grabe auf dem romantisch gelegenen Kirchhofe von Mühlau bei Innsbruck.

Im Herbste 1812 traf, wenn auch nur vorübergehend, ein Lichtstrahl der Freude die großherzogliche Familie. Den 25. September gebar die Großherzogin Stephanie einen Prinzen, der jubelnd mit dem Namen eines Erbgroßherzogs Karl Friedrich begrüßt wurde. Man schwamm in einem Meere von Freuden; Kirchenfeier, Paraden, Galla- und Freitheater, Hoffeste und öffentliche Volksbelustigungen kamen da an die Reihe. Alle diese ungewohnten, lärmenden Vergnügen beschäftigten uns lebhaft und aus einer Loge sahen wir das mit Menschen vollgepfropfte Hoftheater, worin als Gratisvorstellung Mozart's „Titus“ gegeben wurde; Geschrei,

Drücken und Unruhe unterbrachen vielfach die Oper. Ebenso unterhielt uns der Freimarkt, der öffentliche Ball, das Stangenklettern, das Austheilen von Fleisch und Wein u. dgl. m. Doch dieser Jubel war leider nicht nachhaltig. Wir befanden uns den 16. Oktober gerade im Theater, wo Iffland den Geizigen von Molière gab, als das Schauspiel durch die Nachricht von einem ernsten Unwohlsein des kleinen Erbprinzen unterbrochen wurde. Gegen 8 Uhr war er eine Leiche; wenige Stunden zuvor hatte das Kind noch lächelnd auf dem Schooße seiner Mutter gelegen! Ich selbst hatte den Prinzen einige Tage zuvor gesehen, und in meinem Tagebuch notirt: „Es ist ein großes starkes Kind, das 11 Pfund wiegt." Damals fiel dieser Tod, so allgemein er auch bedauert wurde, nicht auf; man fand es nicht seltsam, daß ein Kind von 3 Wochen an einer in diesem Alter so häufigen akuten Krankheit plötzlich starb. Erst, als auch der zweite im Jahre 1816 geborene Prinz bald nach der Geburt verschied, während die 1811 und 1813 zur Welt gekommenen beiden Prinzessinnen und später auch Prinzessin Marie (geb. 1817) am Leben blieben, gab man sich allerlei Vermuthungen hin, welche jedoch jeder thatsächlichen Begründung entbehrten. Diese auffallenden Gerüchte tauchten erst im Jahre 1828 wieder mit mehr Intensität auf, waren der Gegenstand zahlreicher Berichtigungen und Flugschriften, als das geheimnißvolle, bis jetzt noch nicht aufgeklärte Erscheinen Kaspar Hauser's in Nürnberg mit jenen beiden Todesfällen in Verbindung zu bringen gesucht wurde. Meine Erinnerungen aus jener Epoche reichen nicht so weit, um mir eine festgegründete Ueberzeugung von dem Werthe jenes Geredes bilden zu können. Die edle Großherzogin Stephanie, deren Mutterherz am meisten unter diesen wiederholten fürchterlichen Schlägen leiden mußte, drückte nie eine Vermuthung oder ein bitteres Wort darüber aus, welches man als Andeutung eines Verdachtes hätte nehmen können. So ist es wohl besser, die einstige Lösung des Hauserischen Räthsels der

Zukunft zu überlassen, statt durch mysteriöses Achselzucken und unberufene Muthmaßungen falschen Argwohn zu nähren. Ist ein Verbrechen dabei im Spiele, wird der Thäter Gottes strafender Gerechtigkeit gewiß nicht entgehen!

Der officielle Jubel über die Siege der Franzosen in Rußland war noch nicht verhallt, als eine Schreckenskunde alle Länder Europa's durchdrang: Moskau brenne an allen Ecken, und Napoleon sehe düster von den Fenstern des Kremls in das nicht zu löschende Flammenmeer! — Obwohl ich mich damals wenig um Politik bekümmerte, so schrieb ich doch, von der folgenreichen Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, folgende kurze Bemerkung nieder:

„Die Russen brannten Moskau mit allen Kranken! und Gefangenen! selbst ab!“

Man wollte daher gleich damals das Gehässige des Brandes und die Verantwortlichkeit für die dabei angeblich begangenen Grausamkeiten dem Feinde zuschieben. Ich fügte weiter bei:

„Immer mehr Truppen werden nach Rußland geschickt; bald ist mit Ausnahme der in Spanien befindlichen, kein badischer Soldat, der nicht nach dem Norden marschiren mußte; nur ein kleiner Theil blieb zur Besatzung Karlsruhs zurück; täglich neue Opfer, neue Rekrutenaushebungen; manches Herz bricht, manche Thräne fließt; was das Schwert auf jenen kalten Gefilden verschonte, stirbt vor Elend, Hunger oder Frost in diesem so mörderischen Kriege! Möge er doch bald enden!“

Und in der That ganze Hekatomben von Menschen wurden dem Ehrgeize, wohl auch dem Eigensinne eines Einzigen geschlachtet, und nur zu wahr deuteten die deutschen Soldaten die 4 N, welche sich auf den Rockschößen der französischen Uniformen gestickt fanden, mit den Worten: — Nur Nicht Nach Norden!

Der Winter von 1812 auf 1813 verfloß daher unter diesen Umständen traurig in Karlsruhe. Mit jedem Tage häuften sich

die Hiobsposten vom russischen Kriegsschauplatz, alles mit Schauder und Angst erfüllend; die Schrecken und das Jammergeschrei an der Beresina, der hochtragische Untergang einer halben Million Krieger, welche mit hunderttausend Pferden unter den weißen Schneefeldern wie in einem weiten Grabe lagen! Von Moskau bis an die polnische Grenze waren die Straßen mit Leichen von Erfrornen und Verhungerten wie besät, und die paar Tausende vielleicht, welche, wie durch ein Wunder, dem sicheren Tod entgingen, waren Krüppel geworden, hatten einzelne Glieder erfroren, oder siechten das ganze Leben hindurch. Als nun vollends das verzweiflungsvolle, ewig denkwürdige 29. Bulletin diese gräßlichen Vorgänge bestätigte, als man die Flucht Napoleons auf einem Schlitten und seine unerwartete Rückkehr in Paris erfuhr, da ergriff stummes Entsetzen alle Gemüther. Die Anhänger des Kaisers ließen zwar scheinbar den Muth noch nicht sinken, während seine Gegner die innere Befriedigung über diese rasche Wendung der Dinge nicht zu zeigen wagten. Es fand sich beinahe keine Familie im Lande, die nicht schon ein Mitglied in diesem entsetzlichen Doppelkampfe mit dem Feinde und den Elementen verloren hatte, oder für das Leben von Theuern zittern mußte. Unter den Glücklichen, welche dem gräßlichen Verhängnisse entgingen, befand sich Markgraf Wilhelm (damals noch Graf Hochberg), Gottes Hand, wie seine Jugendkraft hatten ihn gerettet. Ebenso lauschten wir am traulichen Kamine den schlichten Erzählungen, welche uns der ehrliche, tapfere General von Lingg von der nordischen Campagne machte; er war mit einigen erfrorenen Fingern und Zehen davon gekommen. Am merkwürdigsten blieb aber immer die von beinahe fabelhaften Umständen begleitete Rückkehr des Grafen Bismark, des nachherigen bekannten württembergischen Reitergenerals, welcher nicht nur unzählige, stündliche Gefahren, die grimmige Kälte, der auch noch ein heftiges Nervenfieber überstand! Verhältnißmäßig besser trafen es viele Offiziere, welche in die Gefangenschaft nach

Sibirien geschleppt wurden, und erst nach Jahren wieder zurückkehrten. Deßhalb hingen viele Familien immer an der Hoffnung fest, daß auch sie ihre Vermißten wieder einmal sehen würden. Ich habe Mütter gekannt, welche sich mit diesem schwachen Schimmer bis zu ihrem Tode trösteten. Nur wer jene unerhörte Katastrophe, wenn auch noch jung wie ich, durchgelebt, kann sich einen Begriff von dem gewaltigen Eindrucke machen, den sie zurückließ. Die bald darauf folgenden, ebenso außerordentlichen Ereignisse drängten jedoch das Andenken daran wieder mehr in den Hintergrund.

Zur Vervollständigung der vorstehenden Skizzen muß ich noch erwähnen, daß sich außer der jungen Hofhaltung im Schlosse damals auch noch mehrere andere fürstliche Personen in Karlsruhe befanden. Den eigentlichen Mittelpunkt des Hofes und der höheren Gesellschaft aber bildete die allgemein verehrte Markgräfin Amalie, Wittwe des Erbprinzen Karl Ludwig. Sie bewohnte ein bescheidenes, mit „Palais“ bezeichnetes Haus in der langen Straße. Diese Räume und ihre einfache Einrichtung, mit denen sich heut zu Tage kaum ein mittlerer Beamter begnügen würde, sahen viele Jahre hindurch eine Reihe glänzender Feste, bei denen sich fast alle europäischen Größen einfanden: es hatten diese schlichten Zimmer historische Bedeutung erhalten.

Die Markgräfin Amalie war die dritte Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (Pirmasens) und jener geistvollen Pfalzgräfin Karoline, der Freundin Friedrichs des Großen. Zwei ihrer Schwestern, die eine in Hessen-Homburg, die andere in Sachsen-Weimar vermählt, feierten ihre goldene Hochzeit und starben beide im Jahr 1828. Eine dritte Schwester war die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Preußen, Stammmutter einer blühenden Nachkommenschaft in dem hohenzollerischen Königshause. Eine vierte Schwester endlich starb schon früh als die erste Gemahlin des Großfürsten Paul von Rußland. Nicht minder glänzend gestalteten sich die Familienbeziehungen der hohen

Frau durch die Vermählungen ihrer, ihr an Geist, körperlichen Vorzügen, feiner Bildung und fürstlichem Anstande ähnlichen Töchter. Im Jahre 1801 zierten drei derselben die Throne von Rußland, Schweden und Bayern; zwei andere Prinzessinnen waren mit dem Großherzog Ludwig II. von Hessen und dem Herzog von Braunschweig verbunden, welcher letztere den Heldentod bei Waterloo fand. Mit Ausnahme der Kaiserin Elisabeth hinterließen alle diese Schwestern wieder zahlreiche Nachkommen. Die Markgräfin Amalie war daher durch ihre anziehende Persönlichkeit wie durch ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse gleich merkwürdig. Gar oft dachte ich mir, welche Fülle von Beobachtungen, welch' reichen Stoff für die Geschichte der Sitten und Höfe ihrer Zeit, der Briefwechsel der Markgräfin mit ihren Schwestern und Töchtern geboten haben möge! Großfürstin Paul am Hofe Katharina's II., die Königin Friederike Louise an der Seite ihres so vielfachen Eindrücken hingegebenen Gemahls in Berlin, dann die Herzogin Louise Auguste in Weimar, umgeben von der Elite der deutschen Gelehrten und Dichterwelt während der klassischen Periode unserer vaterländischen Literatur, endlich die vielfachen Erlebnisse der fürstlichen Töchter der erlauchten Frau! Als sie während eines Besuches in Stockholm 1801 ihren Gemahl durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen verlor, ließ sie ihm, diesen schmerzlichen Todesfall 30 Jahre lang tief betrauernd, das noch bestehende Mausoleum in Karlsruhe errichten und bewohnte fortan diese Stadt oder im Sommer das ihr zum Wittwensitze angewiesene Schloß in Bruchsal. In Karlsruhe war es, wo die vortreffliche Markgräfin, gleich ihrer Schwester in Weimar, dem siegreichen Machthaber Frankreichs mit der vollen Würde einer deutschen Fürstin entgegentrat. Hier umgaben sie durch ein Menschenalter viele Kinder und Enkel mit liebevoller Aufmerksamkeit, eine unvermählt gebliebene Prinzessin, Amalie, mit treuer Anhänglichkeit. Es ist jetzt schwer, zumal in einer Zeit, bei deren rasch und

unaufhaltsam zerstörendem Rade man so leicht und schnell vergißt, sich eine richtige Vorstellung von diesem fürstlichen Familienleben zu machen, in das so vielfache, selbst welthistorische Momente eingriffen.

Damals wohnte mit ihrer Mutter die Königin Friederike von Schweden (bis sie das von meinem Vater erkaufte Haus auf dem Linkenheimer-Platze 1813 bezog). Die schöne, geistvolle, eines besseren Looses würdige Frau war bekanntlich ihrem königlichen Gemahl, Gustav IV., gefolgt, als ihn eine Palastrevolution, ähnlich jenen, wie sie der St. Petersburger Hof gesehen, doch ohne so tragischen Ausgang, von Stockholm vertrieben. In Karlsruhe lebte sie nun, auch bald von ihrem, einem unerklärbaren Hange zu Excentricitäten folgenden Gatten verlassen, still, zurückgezogen, nur der mütterlichen Pflege und sorgfältigen Erziehung ihres einzigen Sohnes, Gustav, und der drei noch jungen Prinzessinnen-Töchter.

Zwei Söhne des Großherzogs Karl Friedrich, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, bewohnten damals gleichfalls ihre Häuser an den beiden Enden des vorderen Zirkels. Markgraf Friedrich war ein guter, leutseliger alter Herr, der sich wenig um Hof- und Stadtgeschichten, noch weniger um Staatsgeschäfte bekümmerte und in zufriedener, jedoch kinderloser Ehe mit einer Prinzessin von Nassau-Saarbrücken lebte. — Markgraf Ludwig, welcher später Großherzog werden sollte, war längere Zeit auf seinen Gütern am Bodensee, kehrte aber gegen 1812 wieder nach Karlsruhe zurück und lebte da, sich mit selbst gewähltem Gefolge umgebend, von den Außendingen scheinbar unberührt.

Im s. g. Palais endlich, welches auf dem Rondelplatz für die Reichsgräfin Louise von Hochberg und ihre Kinder erbaut worden war, lebte diese fürstliche Wittwe bis zu ihrem Tode (1820). Ihr ältester Sohn, Graf Leopold, war damals meist auf Universitäten oder Reisen abwesend, der zweite aber,

Graf Wilhelm, machte schon im zartesten Jünglingsalter dem von ihm erwählten Berufe Ehre, zeichnete sich 1809 in dem Feldzuge gegen Oesterreich aus und bewies in der furchtbaren russischen Campagne, wo es weniger auf persönliche Tapferkeit, als auf Gottvertrauen und Charakterstärke ankam, eine ungewöhnliche Ausdauer und Geistesgegenwart. Ein jüngerer Sohn, Maximilian, und Gräfin Amalie waren noch bei der Mutter.

In solcher Weise gestalteten sich die Hof- und anderen Beziehungen der großherzoglichen Familie zu jener Zeit.

Das Frühjahr 1813 machte der ministeriellen Thätigkeit meines Vaters ein Ende. Wie er diesen Posten nur mit Widerstreben angetreten, verließ er ihn mit Freude und übernahm, um dem Staate nicht durch eine Pension zur Last zu fallen, die frühere Hofrichterstelle zu Freiburg. Schmerzlich fiel uns der Abschied von Karlsruhe im Rückblick auf so viele frohe Stunden; auch meine Eltern trennten sich von manchen ihnen theuer gewordenen Verhältnissen schwer, und als sie sich bei der für sie so wohlwollenden Markgräfin Amalie beurlaubten, flossen Thränen von beiden Seiten.

Wenige Tage vor unserem Wegzuge empfing ich allein und ohne besondere Feierlichkeit die erste heilige Kommunion durch den geistlichen Rath Biechele. Dieser würdige Stadtpfarrer, auch durch theologische Schriften vortheilhaft bekannt, bereitete mich auf jene ernste Handlung vor, welche, wenn sie auch mit später selten mehr gefühlten frommen, erhebenden Gedanken und Vorsätzen erfüllt, dennoch in empfänglichen Gemüthern Eindrücke zurückläßt, welche durch das ganze Leben nachklingen.

Dritter Abschnitt.

(1813 — 1815.)

Inhalt: Freiburg. Schlachten und Friedensverhandlungen während des Sommers. Völkerschlacht von Leipzig. Rückzug der Franzosen. Durchmarsch der alliirten Truppen. Aufenthalt der drei Monarchen in Freiburg. Kaiser Alexander in unserem Hause. Die Fürsten Metternich und Schwarzenberg. Ein Gedicht J. G. Jacobi's. Einquartierungen. Rheinübergang bei Basel. Mein Vater Gouverneur. Lostrennung des Fürstenthums Pruntrutt von Frankreich. Einzug und Friedensschluß in Paris. Auftritte und Excesse in Freiburg. Der russische Fürst Mammoloff. Der Freiburger Frauenverein und meine Mutter. Die deutsche Tracht. Rückkehr der Truppen. Wiener Congreß. Flucht von Elba. Neue Rüstungen und Truppenmärsche. Erzherzog Johann. Hüningen. Die badischen Truppen. Die Schlacht von Waterloo. St. Helena. Eindrücke. Erinnerungen.

Den Sommer 1813 brachten wir auf dem Lande bei Freiburg zu; täglich gab es da Besuche aus der Stadt, und zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, vernahmen wir mit abwechselnden Gefühlen bald die unerwarteten Siege Napoleons, welcher wie durch eine Zauberruthe ein neues, kräftiges Heer hervorgerufen, bald folgten wir mit gespannter Theilnahme den Friedensverhandlungen in Prag. — Um diese Zeit sah Freiburg den aus seinem bedrohten Großherzogthum Frankfurt nach dem Bodensee zurückkehrenden Fürsten-Primas von Dalberg einziehen. Mit Glockengeläute empfangen, ertheilte der deutsche Erzbischof im Münster den Segen, wobei man zum Erstaunen der ganzen guten Stadt auf dem Rücken seines violetten, seidenen Gewandes einen großen

kaiserlich französischen Adler in Gold gestickt erblickte! — Immer drohender zogen sich die Kriegsgewitterwolken über den Ebenen Leipzigs zusammen. Die blutige Völkerschlacht vom 15. bis 18. Oktober entschied über die künftige politische Weltlage. — Wir zogen nun in die Stadt, und mit den Erinnerungen an eine ebenso lehrreich als angenehm verbrachte, durch keinen Schmerz oder Unfall getrübte Jugendzeit sollte sich nun jene Fülle von Erlebnissen verbinden, welche wie in einer magischen Laterne an unseren erstaunten Augen vorüberzogen. Seit 1809 von dem Kriegsgetümmel unberührt, sahen wir nun viele Hunderttausende von Truppen aller Länder und Waffengattungen durch unsere kleine Vaterstadt marschiren. Man erlebte damals so Außerordentliches, Ueberraschendes, daß selbst jugendliche, nur alltäglichen Eindrücken zugewandte Gemüther darüber die kleinlichen Rücksichten des Tages vergaßen. Freilich wurde die gewohnte Lebensweise dadurch vielfach gestört, freilich litten die bisher so regelmäßigen Lehrstunden und nie konnte das Wohnzimmer bei den in jeder Minute aufgerissenen Fenstern erwärmen. Sollte man aber wegen einer lateinischen Uebersetzung aus Cäsar dieß lebendige Drama versäumen? Ertönte daher die schmetternde Fanfare eines Kavallerieregiments, oder ließ sich die harmonische Regimentsmusik der Oesterreicher hören, erdröhnte der Boden unter dem Gewichte einer unabsehbaren Reihe von Kanonen, wie flogen da die Schulbücher in die Ecke, wie freudig schlugen da unsere jungen Herzen den siegreichen Truppen Leipzigs entgegen! Es war am 19. November, als die ersten Freischaaren, darunter auch Kosacken! unter Mensdorf einrückten. Man stritt sich darum, diese seltenen Gäste in das Quartier zu nehmen, ein Geschmack, welcher sich freilich bei den Bewohnern der Stadt nur allzubald verlor. Von jener Zeit an zogen nun beinahe unausgesetzt viele Wochen hindurch Truppen vorüber; zuerst eine starke Abtheilung der k. k. Armee, Generale mit bekannten wohlklingenden Namen an der Spitze, dann das

bayerische Corps unter Marschall Wrede, badische und andere deutsche Landestruppen, endlich die preußischen und russischen Garden. Mit großer Sehnsucht sah man der angekündeten Ankunft des Kaisers Franz entgegen, über welchen wichtigen Moment ich eine beredtere Feder sprechen lasse: — „Den 15. Dezember 1813 rückte Vormittags die schöne ungarische Grenadiergarde ein, herrliche, kriegerisch aussehende Leute. Später traf die prachtvolle ungarische Nobelgarde zu Pferde, sowie die Ehrengarde böhmischer Edelleute ein. Ihnen folgten in langer Reihe andere Truppen, Hofgarde und Equipagen. Gegen 4 Uhr erfolgte der höchst erfreuliche Einzug des Kaisers Franz I. von Oesterreich. Der Großherzog Ferdinand von Würzburg und unser Durchlauchtigster Landesfürst begleiteten Se. kaiserliche Majestät, als höchst deren erhabene Alliirte. Die Kürze der Zeit und der Drang der Umstände erlaubten keine Anstalten zum feierlichen Empfange, und die stille Würde des jeden Prunk verschmähenden Monarchen, sowie die Herzlichkeit des Volkes machten sie entbehrlich. Durch Beides erhielt das Fest eine eigene Weihe, einen Charakter, der besser gefühlt als beschrieben werden kann. Nichts von Triumphpforten, Ehrensäulen und Inschriften, welche Schmeichelei und Furcht ebenso gut errichten mögen als Liebe, nichts künstlich Vorbereitetes, mühsam Einstudirtes bei'm Empfange des menschenfreundlichsten Fürsten: nur freier Erguß des vollen Stromes der Liebe! Und wo hätte er reiner, mächtiger fließen können, als hier, wo nicht nur der allgemeine Jubel des durch Oesterreich befreiten Deutschlands ertönt, sondern allenthalben in Stadt und Land die unverwischten Spuren, die lebenden Erinnerungen des väterlichen Segens empfangener Wohlthaten blühen! So wie der gute Vater von liebenden Kindern, so wurde Kaiser Franz von seinen ehemaligen Unterthanen empfangen. In den Tausenden, die ihm entgegenströmten, nur eine Empfindung, nur eine Seele. Unaufhörliches Lebehoch! erfüllte die Lüfte und übertönte

der Glocke festlichen Klang. Männer und Weiber, Kinder und Greise weinten, Unbekannte umarmten sich wie Freunde, Fremde wurden Brüder! — Von dem Thore, wo die städtischen Behörden den Monarchen empfingen, durch die lange Kaiserstraße und weiter bis zu dem Regierungsgebäude, bei Staatsrath von Roggenbach, wo Se. k. k. apost. Majestät abstiegen, nur eine Masse jubelnder Menschen, auf der Straße wogend und in den Fenstern zusammengedrängt..... Der Kaiser zu Pferde grüßte mit Huld und sichtbarer Rührung wiederholt die Menge und wurde in seiner Wohnung feierlich von den Behörden und weißgekleideten Mädchen begrüßt, welche Kränze, von Lorbeern und anderen bedeutungsvollen Blumen gewunden, überreichten. Das freiwillige Bürgercorps ließ seine Fahne wehen, die mit einer in denkwürdiger Zeit (1796) erhaltenen österreichischen Ehrenmedaille geschmückt war. Nun ertönte aus reinen Kehlen — vom Herzen kommend und zum Herzen gehend — das erhebende Lied: „Gott erhalte unsern Kaiser!“ Und als er auf dem Balcon erschien, jauchzten ihm abermals und unaufhörlich die entzückten Bürger zu. Bei den Aufwartungen wurde alles ängstliche Ceremoniel vergessen, es sprach nur die Liebe. Mit Recht mochte Einer für Alle sagen: „Nicht Worte, nur Gefühle, nur Thränen vermögen wir heute zu geben, und diese Huldigung ist des väterlichen Herzens Euerer Majestät nicht unwerth. Mag die Geschichte Allerhöchstdieselbe nach ihren Thaten den Großen nennen, die Zeitgenossen werden den Namen des Vielgeliebten in ihrem Herzen tragen!“ Der erhabene Monarch, welcher die Geschicke Europa's in seinen Händen wiegt, nahm die Huldigungen einer kleinen Stadt mit leutseliger Güte auf und vertraute die Bewachung seiner geheiligten Person für diesen Tag ausschließlich dem Bürgercorps Freiburgs. Eine allgemeine Beleuchtung, ein Fackelzug der Universität beschlossen ein Fest, dessen Andenken immer in den Gemüthern fortleben wird.“ —

Ich habe diesen Bericht seinem vollen Inhalte nach wiedergegeben

einmal wegen seines historischen Interesses, dann auch, weil er die Stimmung des Tages bezeichnet; freilich ist sie in den Jahren 1830, 1848 und 1860 eine andere geworden! Aber man versetze sich in jene Epoche zurück; noch waren nicht zwei Monate seit dem heiligen Augenblicke auf dem Schlachtfelde von Leipzig verflossen; mit den Erinnerungen an die glückliche österreichische Zeit verwischte sich bei den Einwohnern Freiburgs die Begeisterung für den nach so vielen schweren Prüfungen siegreichen Kaiser! Damit man aber etwa nicht wähne, daß vorstehende Ergüsse damals übertrieben oder erheuchelt waren, habe ich absichtlich diese Beschreibung der gewiß nicht der Servilität verdächtigen Feder Rotteck's entnommen.

Ein ungemein reges Leben zog nun in die Straßen Freiburgs ein. Außer den nie aussetzenden Truppenmärschen sahen wir nun noch das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg, im Gefolge von einer Menge von Generälen und Adjutanten, unter ihnen Gyulai, Wimpfen, Radetzky, Paar, Prokesch u. a. m. Mit dem Fürsten Metternich trafen die, das kaiserliche Hoflager begleitenden Diplomaten ein, darunter die Engländer Aberdeen und Cathcart. Noch weiß ich nicht, wie so viele Größen in den damals noch viel mehr als jetzt beschränkten Räumen der guten Stadt untergebracht werden konnten. Freilich war sie von der gewöhnlichen Einquatierung befreit. Fürst Metternich bewohnte mit seiner Kanzlei das altkagenek'sche Haus. Es waren dieß dieselben Zimmer, in welchem einst seine Mutter geboren wurde, dasselbe Haus, in dem Marie Antoinette vor dem unheilvollen Betreten des französischen Bodens die letzten frohen Tage in Deutschland (Mai 1770) zubrachte!

Immer lebhafter, immer anziehender wurde das tägliche Treiben. Ich lasse auch hier wieder den bekannten Geschichtschreiber sprechen:

„Herrliche Tage — bei allem Drucke der Zeit — sind den Bürgern Freiburgs geworden, Tage des Jubels und der hehren

3*

Feier! Schon eine Woche erfreuen wir uns des Glücks, Se. k. k. Majestät — die Liebe und Wonne der Völker — in unseren Mauern zu besitzen. Den 22. Dezember, Nachmittags gegen 4 Uhr, zog Se. Maj. der Kaiser aller Reußen, der weitgebietende, ruhmgekrönte Monarch Alexander in dieselben ein. Sehnsuchtsvoll wandten die Blicke sich ihm entgegen! Er kömmt — so tönte es von eines Jeden Munde — Er kömmt, der glorreiche Sieger, der dabei großmüthig und voll Güte ist, des Friedens und der Menschheit Freund, Freund unseres Vaterlandes, Schwager unseres Fürsten! Se. Maj. der Kaiser Franz war ihrem erhabenen Alliirten mit einer glänzenden Suite bis in das Dorf Zähringen entgegen geritten. Der Kaiser Alexander, nach der Bewillkommnung, stieg gleichfalls zu Pferde, und beide Monarchen, von dem Freudenrufe und dem weithin tönenden Hurrah des dicht gedrängten Volkes begleitet, ritten langsam, wiederholt freundlich grüßend, unter dem Geläute aller Glocken durch die Kaiserstraße bis zu dem Hause des Staatsministers Freiherrn von Andlaw, woselbst das Absteigquartier für den Czaren bereitet war. Der Magistrat hatte am Stadtthore, die Behörden in der Wohnung Sr. k. russischen Majestät ihre Huldigungen dargebracht. Den ganzen Tag über war ein frohes Gewühl vor der Behausung des Kaisers, und Abends allgemeine Beleuchtung der Stadt." So weit Rotteck!

Da gab es nun zu schauen, zu beobachten; bald war es eine Truppenrevue, der die hohen Monarchen beiwohnten, bald waren es Diners, glänzende Paraden oder andere Festlichkeiten, welche sich täglich folgten. Eines Tages zog der Hettman Platow mit seinem Kosackencorps ein; eine ganze Musterkarte von Truppen aller Nationen und Waffengattungen zog an uns vorüber. So kam allmälig das Ende des Jahres 1813 heran, und nie hatte Freiburg merkwürdigere Tage gesehen, und wird ähnliche wohl nicht sobald wieder erleben. Dennoch waren alle diese erhebenden Scenen und rasch sich drängenden Emotionen nicht ganz ohne

bitteren Beigeschmack. Zu einer unerhörten Theuerung und der kaum zu erschwingenden Einquartierungslast, zu diesem allgemeinen Nothstande gesellten sich ansteckende Krankheiten — darunter der Spitaltyphus als die verheerendste. — Auch die durchziehenden Truppen, so musterhaft im Ganzen ihre Haltung war, begingen doch hie und da arge Excesse, und gerade während der Kaiser Alexander unser Haus bewohnte, und der Großfürst Konstantin sein Hauptquartier in Umkirch aufgeschlagen hatte, plünderten und brandschatzten die russischen Garden die nahegelegene Grundherrschaft meines Vaters, Schloß und Dorf Hugstätten. Es kam darüber zwischen den beiden kaiserlichen Brüdern zu einer heftigen Scene, welche, da sie sich am Fenster zutrug, wir von dem gegenüber liegenden Hause aus sehen konnten, das stets mit Neugierigen angefüllt war.

Am Neujahrstage 1814 gab der englische Gesandte den Monarchen einen glänzenden Festball auf dem Kaufhause.

An demselben Tage erschien von dem alten, für alles Gute und Schöne so empfänglichen J. G. Jacobi ein Gedicht, das ich, weil es, so viel ich weiß, wenig bekannt, seiner rührenden Einfachheit wegen, wenigstens in seinen gelungensten Stellen, hier anfügen will. Vier Tage nachher starb der edle Greis mit 76 Jahren.

„Der Abendsonne gleich, wenn sie die Wetterwolke
Zerstreut und dann voll Majestät
Dem furchtbefreiten Schnitter untergeht,
Ihr gleich entwich dem biedern, deutschen Volke
Das alte lorbeerreiche Jahr.
Noch scheidend hob's im Siegestanze
Zur Tilgung unserer langen Schmach
Empor die Ketten, die es brach,
Und schlug mit tapferem Schwert und Lanze
Den kühn geschwungenen Adler, der zerstückt,
Nicht drohend mehr auf unsere Heere blickt!

. . . .

Es ruft das neue Jahr zu künft'ger Siegesfeier,
Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreier!
Heil uns! Durch Freiburgs Thore zogen
Die Cäsarn brüderlich verbündet ein,
Denn Ihnen soll der bald erfocht'ne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen
An seinen beiden Ufern weih'n!
Ihr Deutschen auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Herrmanns Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden!
Auch sah ich schon die nie bezwungene Schaar
Der Reußen ihren Blick mit Zuversicht erheben
Zu jenem thatenreichen Czar,
Dem mehr als Kaiserkron und Leben
Der Länder neue Schöpfung war!
Und Du, Du Volk der muthigen Brennen,
Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich nennen,
Bei Habsburgs Namen — doch was vermag ein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn sie zu Liedern zitternd es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte!
Dem alten Sänger sei's genug,
Wollt', unter neuen Sieges-Chören,
Ihr, die ein zweites Vaterland
Durch manches süße, fest geknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leise Stimme hören,
Die zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt!

Den 4. Januar 1814, Nachmittags 2 Uhr, traf der preußische König Friedrich Wilhelm III. ein. Derselbe Jubel, dieselben Feierlichkeiten! Die beiden Kaiser eilten dem Könige entgegen, und so sah Freiburg das fürstliche Kleeblatt der künftigen hl. Allianz in seiner Mitte!

Der König von Preußen stieg im Hause meines Oheims,

des geheimen Raths, Freiherrn von Rinck-Baldenstein ab und verweilte daselbst 8 Tage.

Während uns solche äußere Vorfallenheiten beständig in Anspruch nahmen, waren wir nicht weniger mit dem bunten Treiben beschäftigt, das im eigenen Hause vorging. Fürsten, Gesandte, Generäle, unter den russischen Barclay de Tolly, Platow, Tolstoi u. a. ließen die Treppen, die Vorzimmer nie leer werden. Kaiser Alexander lebte sehr einfach, sah, wenn er nicht bei Kaiser Franz speiste, nur wenige Personen zu Tische, und schlief auf einem Feldbette; ein Kosack hatte vor der Thüre des k. Schlafgemachs sein Lager aufgeschlagen. An Sonn- und russischen Feiertagen begab sich der Czar in die griechische Kapelle, welche in dem gegenüber liegenden Hause des Apothekers Schmidt eingerichtet war. Ein herrlicher Männergesang begleitete den Gottesdienst. Eines Tages warteten meine Mutter, meine jüngere, 8jährige Schwester, mein Bruder und ich dem Kaiser Alexander in seinem Kabinette auf. Er war sehr freundlich, küßte meiner Mutter, sogar meiner kleinen Schwester, die Hand, und uns Knaben auf die Wangen.

In der ersten Hälfte des Januar verließen die Monarchen Freiburg, wo Kaiser Franz 4 Wochen, Alexander 14, der König von Preußen 8 Tage zugebracht hatten. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen über diesen verhältnißmäßig langen Aufenthalt in einer so kleinen Stadt. Waren es wie in Frankfurt Friedensunterhandlungen, welche die Monarchen beschäftigten? entwarf man Feldzugspläne und wollte die Truppen konzentriren? Genug! Die Alliirten zogen am russischen Neujahrstag — den 13. Januar an drei verschiedenen Punkten über den Rhein. Von Seiten der Monarchen erfolgte dieser Uebergang in Basel. Nun trat wieder einige Ruhe ein, es marschirten zwar immer noch viele Truppen; eine Stadtcommandantschaft, ein Depot für Verwundete, Kranke und etwaige Gefangene wurde errichtet, Nachhut einquartiert. Couriere von allen Seiten eilten durch die Stadt, auch bekannte

und höhere Persönlichkeiten — unter ihnen Graf Artois und die noch sehr jungen Großfürsten Nikolaus und Michael — sahen wir durchreisen.

Bald nachdem uns Kaiser Alexander verlassen, bekamen wir den Feldmarschall-Lieutenant, Grafen Civalart, in's Quartier. Er war als österreichischer Commissär für die Auswechselung der Gefangenen bestimmt, und diese Anstellung, welche ihn von der Armee entfernte, versetzte ihn nicht in die beste Laune. Dennoch war uns Civalart, ungeachtet einiger hagestolzen Eigenheiten, sehr angenehm; er gehörte bald wie zu unserer Familie, gab Bälle, machte kleine Reisen mit uns u. dgl. und befreite uns überdieß durch sein viermonatliches Verbleiben von einem öfteren lästigen, Einquartierungswechsel. Der General feierte in unserem Hause (Mai 1814) seinen 48. Geburtstag, ist demnach, da er heute noch lebt, mit 95 Jahren wohl der älteste Soldat in der k. k. Armee.

Während dieser Zeit folgten wir mit gespannter Aufmerksamkeit den Bewegungen der alliirten Truppen in Frankreich, den vielen Schlachtberichten und Friedensunterhandlungen. Wie erwachte da auch in mir der Drang mit den sich dahin wälzenden Colonnen in die Ferne zu ziehen, wie beneidete ich meine Vettern und andere, welche kaum einige Jahre mehr zählten, als ich, um das Glück, sich in patriotisch-jugendlicher Begeisterung an jenen Kämpfen und Siegen betheiligen zu können! — Wie ein Löwe in seiner Höhle, mit Anstrengung der letzten Kräfte, mit dem ganzen Gewichte seines Alle überragenden Feldherrn-Genie's vertheidigte sich Napoleon auf französischem Boden. Größer, als je in der Schlacht, aber unglücklich, verblendet und eigensinnig bei den diplomatischen Verhandlungen suchte er immer mit der Spitze des Schwertes zu erhalten, was ihm die Feder zu entziehen drohte.

Als aber die Nachricht von dem Einzug der verbündeten Armeen in Paris erscholl, als die Monarchen Napoleons Besuche zu Wien, Berlin und Moskau in der Hauptstadt Frankreichs selbst

zurückgegeben, da war Anfangs April des Jubels kein Ende, und man sah einer frohen, zukunftsreichen Zeit entgegen. In der That war es kaum möglich sich so hinreißenden Eindrücken zu entziehen. Greise und Jünglinge, gleichgültige oder sonst der Politik fremde Männer wie Frauen waren lebhaft von den überraschenden Tagsbegebenheiten ergriffen! War ja doch in gar kurzer Zeit so ganz Unglaubliches geschehen! Die Ideen, welche in stiller Begeisterung und zäher Ausdauer den Umsturz der Fremdherrschaft vorbereitet, den Sinn für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit erweckt, waren nun plötzlich zu siegreichen Thaten geworden, und als mit dem Erfolge — immer ein Zauberwort — Zustände wiederkehrten, die man sich kurz vorher kaum als möglich geträumt hätte, stellten sich auch bei den Verzagtesten Muth und Hoffnung wieder ein. Doch auch gar viele politische Bekehrungen fanden unbegreiflich schnell statt; wer vor Monaten noch Napoleon und seinen Satrapen zu Füßen gelegen, fluchte nun ihrem Treiben am lautesten; wer in Wort und That die Macht, den Ruhm und die Herrlichkeit französischer Waffen und Staatsweisheit nicht genug preisen konnte, fiel jetzt um so eifriger mit Schmähschriften und widerlichen Karikaturen über den gestürzten Kolossen her. Frankreich und das südliche Deutschland waren aber zu solchen Demonstrationen am wenigsten befugt; sie hatten sich wie Italien, so lange Napoleons Glücksstern leuchtete, unter das eiserne Joch gebeugt, selbst Vortheile aus jener Uebermacht erlangt. Oesterreich, Rußland, Preußen mit einem Theile Norddeutschlands dagegen hatten ihr Mißgeschick in stummer Resignation, ohne dem Sieger zu schmeicheln, ertragen, England endlich mit Aufopferung aller seiner Kräfte die Alleinherrschaft des Corsen bekämpft. Der Jubel über dessen Fall war daher von Seiten dieser Staaten ein völlig berechtigter.

Mein Vater war während dieser ganzen welthistorischen Zeit nicht in unserer Mitte. Er hatte sich im Gefolge des österreichischen

Hauptquartiers mit dem Fürsten Metternich nach Frankreich begeben, und war von diesem als Generalgouverneur mehrerer von der kaiserlichen Armee eroberter Gebietstheile in Vesoul zurückgelassen worden. Diese umfaßten die Departements der oberen Saonne, des Jura und des Doubs. Es verwaltete nun mein Vater diese Provinzen als Civilcommissär (au nom des hautes puissances alliés, wie die Formel lautete) bis nach dem ersten Pariser Frieden, und dieser kurze Zeitraum wurde durch drei Episoden ganz eigner Art bezeichnet. — Die Eine derselben bestand in der, meinem Vater nicht ganz willkommenen plötzlichen Erscheinung des Grafen von Artois — später als Karl X. abermals vertrieben — in Vesoul. Er war über Deutschland und Basel ganz unerwartet nach Frankreich gekommen, wo damals von einer Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron noch durchaus keine Rede war. Die Verhandlungen von Chatillon ließen vielmehr vermuthen, daß Napoleon, von allen Seiten gedrängt, auf die ihm dort gestellten Bedingungen eingehen und sich halten werde. Die Reise des französischen Prinzen mit seinen Condé- und Coblenzer Erinnerungen war daher mindestens eine verfrühte, und so wenig Sympathien auch für die beinahe vergessene Königsfamilie im Volke leben mochten, so konnte doch ein Versuch, sie zur Unzeit zu wecken, große Verlegenheiten bereiten. Der künftige König verschwand jedoch wieder unbemerkt wie er gekommen.

Ein zweiter Zwischenakt war von einer mehr bedenklichen Natur. Bekanntlich hatte es Napoleon während den Friedensbesprechungen versucht, denselben durch eine rasche Diversion eine ihm günstigere Wendung zu geben, sich dem Rheine und den östlichen Festungen zu nähern. Vesoul war durch dieß unerwartete Manöver ganz besonders bedroht und von dem wahrscheinlich übertriebenen Gerüchte des Herannahens Napoleons erschreckt, fand mein Vater es gerathen, mit seinem durch keine militärische Bedeckung hinlänglich geschützten Gouvernement nach Mömpelgard

zu übersiedeln. Doch schon nach einigen Tagen kehrte er wieder zurück. Es beweist aber auch dieser an sich unerhebliche Umstand, wessen man sich damals noch von dem verwundeten Adler versah!

Endlich die dritte und merkwürdigste dieser Episoden hatte für die politische Welt wie für meinen Vater wichtigere Folgen. Als nämlich Fürst Metternich von Paris zurückkehrte und das Gouvernement in Vesoul auflöste, sollten die bisher besetzt gehaltenen Landestheile der neuen Dynastie übergeben werden. Rücksichtlich der Freigrafschaft Hochburgund (Franche-Comté) und der Herrschaft Montbeillard bestanden keine Zweifel, wegen des ehemaligen Fürstbisthums Basel (Porentruy) aber stellte mein Vater an den Staatskanzler die Frage: ob dieses frühere deutsche Reichsland ebenfalls in der Uebergabe an Frankreich einbegriffen sei? Im Auftrag des Fürsten schlug nun Hofrath von Floret die betreffenden Paragraphen des Pariser Friedensschlusses nach, und da fand es sich, daß das sogenannte Fürstenthum Pruntrut, welches seit 1792 französisch, in jener Urkunde nicht ausdrücklich erwähnt war. Der Fürst ermächtigte daher meinen Vater, jenes Juragebiet als herrnloses, disponibles Land vorläufig im Namen der verbündeten Mächte zu verwalten und weiterer Befehle gewärtig zu sein. Mein Vater begab sich nun in Begleitung des österreichischen Generalmajors Hirsch unverzüglich nach Pruntrut, und traf gerade mit seinem provisorischen Gouvernementspersonale in jener Stadt ein, als eine Compagnie französischer Truppen durch das entgegengesetzte Thor einzog, um Stadt und Land wieder zu behaupten. Nur den ernsten und selbst wegen des Gewichts der Verantwortlichkeit drohenden Vorstellungen meines Vaters gelang es, den französischen Commandanten zu bewegen sich zurückzuziehen. Thatsächlicher Widerstand wäre von beiden Seiten hier fast unmöglich gewesen.

Diese anfänglich nur als vorübergehend bezeichnete Verwaltung des kleinen Landes dauerte aber beinahe 3 Jahre. Der Wiener

Congreß erkannte den größten Theil des vormals bischöflichen Gebiets dem Kanton Bern als Entschädigung zu. Es war dieß die französisch sprechende Bevölkerung von Pruntrut, Delsberg, Biel, der Vallée de moutiers (das felsenreiche Münsterthal mit dem römischen pièrre pertuis), während die deutschen Bezirke Liestal, Birsek u. a. dem Kanton Basel einverleibt wurden (diese Theile rissen sich bekanntlich 1833 von der Stadt los, und bilden nun den Halbkanton Basel-Landschaft. Mein Vater wurde mit mehreren Orden und mit Verleihung der Ehrenbürgerrechte der Kantone Bern und Basel ausgezeichnet. Er selbst aber kehrte nach Beendigung seiner nicht immer angenehmen Funktionen mit dem frohen Bewußtsein nach Freiburg zurück, ein früheres Reichsland, seine Wiege, wenn auch nicht dem deutschen Vaterlande wiedergegeben, doch Frankreich entrissen zu haben.*) Dort nahm er nun wieder seine frühere Stellung als Hofrichter ein, wo er sich nur seinen Berufspflichten, wie der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter widmete, und nach einem so stürmischen Leben bis 1830 eine ruhige, zufriedene Zeit zubrachte.

Die jubelnde Begeisterung, mit welcher man den Einzug der verbündeten Heere zu Paris in Deutschland begrüßte, wirkte auch auf Freiburg zurück. Es wurden in den Kirchen Tedeums gesungen und ein feierliches Hochamt für die Befreiung des Papstes Pius VII. aus der Gefangenschaft von Fontainebleau gehalten. Damit standen

---

*) Der hierauf bezügliche Theil des Artikels 76 der Wiener Congreßakte lautet:

„L'évêche de Bâle, et la ville et le territoire de Bienne, seront réunis à la confédération helvétique, et feront partie du Canton de Berne. Sont exceptés cependant de cette dernière disposition les districts suivants:

I. Un district d'environ trois lieues carrées d'étendue, renfermant les communes d'Altschweiler, Schönbuch, Oberweiler, Terweiler, Ettingen, Fürstenstein, Plotten, Pfeffingen, Aesch, Bruck, Reinach, Arlesheim, lequel district sera réuni au Canton de Bâle" u. s. w.

dann Stadtbeleuchtungen, Paraden, Diners mit Toasten, Festtheater in Verbindnng, und dazwischen ertönte wieder nach langer Zeit der Donner friedlicher Kanonen. Auch die Truppenmärsche nahmen noch immer kein Ende. Regimenter aller Waffengattungen kehrten als Sieger bejubelnd zurück, andere zogen nach verschiedenen Richtungen hin und her. Bald waren es österreichische, bald russische Generale und Oberoffiziere, welche wir beherbergen mußten. Unter diesen kriegerischen Gästen erinnere ich mich noch des berühmten Feldzeugmeisters H. Colloredo. Da gab es nun wieder Mancherlei zu schauen, zu beobachten, und fast täglich ergötzten wir uns an den trefflichen Musikproduktionen, welche die Oesterreicher vor unserem Hause oder vor irgend einem anderen, das ein General bewohnte, gewöhnlich Abends aufführten.

Auch fehlte es nicht an Nachzüglern, Abenteurern, und jenem Trosse, welcher sich jeder großen Armee anhängt und nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Kriegs gehört. Unter anderen stieg eines Tages ein russischer General, von einer Schwadron Uhlanen begleitet, im Zähringer Hofe ab. Er gab sich für einen Adjutanten des Kaisers Alexander aus, und nannte sich Fürst Mamuloff, so viel ich mich erinnere. Verwundete Soldaten waren während eines Gewitterregens nicht gleich untergebracht worden, daher der erste Anlaß zu Ausbrüchen seines Zornes, wobei der angebliche russische Fürst die Stadt anzünden zu lassen drohte. Einige Tage nachher kam es in dem Wirthszimmer zu einem blutigen Streite, weil sich Mamuloff im Gasthofe nach 9 Uhr jeden Lärm der Gäste verbeten hatte. Die österreichischen und bayerischen Offiziere wollten auf die unverschämte Aufforderung, zu jener Stunde wegzugehen, nicht weichen, da stürzten die Russen mit blanken Waffen über sie her und tödteten den Lieutenant Kors von einem bayerischen Cheveauxlegers-Regiment. Diese Greuelthat brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Mamuloff verschanzte sich, doch die Bürger wollten die Wohnung erstürmen und widersetzten sich seiner Flucht.

Der österreichische Stadtcommandant Stahl, alt und schwach, gebot über keine hinreichende Macht, den heraufziehenden Sturm zu beschwören. Vergebens unterhandelte man; die Aufregung wurde immer größer, man läutete Sturm, schloß Thüren und Läden, und als Bürger einige Kosacken, die sich frech benommen hatten, durchprügelten, schworen die Russen Rache zu nehmen. Alles schrie nach Waffen, es kam zum Straßenkampfe — da verdankte man der besonnenen Haltung des preußischen Commandanten, Grafen Lusi (später Gesandter in Griechenland), endlich Ruhe, und weiteres Blutvergießen wurde verhindert. Dem Mamuloff wurde freier Abzug bewilligt. Als er sich jedoch nachher auf dem Balcon zeigte, setzte ihn die drohende Haltung der vor dem Hause versammelten erhitzten Bürger so sehr in Schrecken, daß er krank wurde, sich zur Ader ließ und dann in einen Mantel gehüllt, in einem verschlossenen Wagen hingestrekt, von reitender Bürgerwehr und Kosacken umgeben, Abends zur Stadt hinaus fuhr. In Emmendingen, wo er die Nacht zubringen wollte, wurde ihm der Eingang verweigert. Mehrere Tage blieb jedoch Freiburg in Angst, daß die Russen zurückkehren und die oft angedrohte Anzündung der Stadt an allen vier Ecken wirklich ausführen würden. Mehrere Nächte hindurch durchstreiften Patrouillen die Straßen, und ein zufällig ausgekommenes Feuer brachte alles in Bewegung. Der Enthusiasmus bei dem Erscheinen der *ersten* Kosacken hatte sich nach sechs Monaten bei dem Abzuge dieser *letzten* bedeutend abgekühlt. Der aus Basel herbeigeeilte russische General Oertel untersuchte die ganze Sache; das Ergebniß der Verhöre wurde jedoch so wenig bekannt, als die genaueren Personalien jenes muthmaßlichen Abenteurers. Der unglückliche Kors aber, Sohn des Münchner Hoftanzmeisters, wurde den 12. Mai unter allgemeiner Theilnahme feierlich begraben. Erst einige Tage zuvor hatte ihm seine Mutter, erfreut über dessen glückliche Rückkehr aus dem Feldzuge, viel Geld geschickt und ihn der Aufsicht seines Vetters und Rittmeisters Gruber

empfohlen. Auch dieser war bei dem Wirthshauskampfe am Kopfe verwundet worden.

Wie viele solcher nicht näher bekannt gewordener Dramen mögen sich wohl während dieser langen Feldzüge abgespielt haben!

Lange hallten die Eindrücke so großer, außerordentlicher Begebenheiten in Deutschland nach; es war für Alle, welche sie erlebten, eine schöne, erhebende Epoche, und am 18. Oktober — dem Jahrestag der Leipziger Schlacht — flammten Freudenfeuer auf den Gebirgshöhen aller deutschen Gauen. Auch in Freiburg gab sich diese Stimmung nach verschiedenen Richtungen kund. Man überbot sich in Ausdrücken patriotischer Gesinnungen, und lief dabei auch manche Uebertreibung und Ausschreitung unter, so standen diese Ergüsse in einem zu erfreulichen Contraste zu der früheren Stumpfheit der Gemüther, um sie nicht lebhaft zu begrüßen. So hatten sich die Damen verabredet, sich aller französischen Moden enthalten, nur deutsche Stoffe tragen zu wollen, ja sogar eine deutsche Tracht, welche für Ehefrauen schwarz, für Mädchen weiß sein sollte, wurde angenommen. Ebenso versuchten junge Männer sich einförmig schwarz mit einigen deutschen Abzeichen zu kleiden. Solche Vorhaben, so gut sie auch immer gemeint sind, können nie nachhaltig durchgeführt werden. Der dadurch auferlegte Zwang erschien bald lästig, und man beschloß daher den weiblichen Mitgliedern des Vereins zu überlassen, die vorgeschriebene Tracht beizubehalten oder nicht, vorausgesetzt, daß die Toilettegegenstände nicht jenseits des Rheines angekauft würden. Die Blüthe patriotischer Begeisterung hatte aber bald andere, schönere Früchte getrieben. Der ursprüngliche Wohlthätigkeitsverein zur Unterstützung der während der Feldzüge verarmten Familien, oder zur Pflege verwundeter Krieger, verwandelte sich nun in eine feste, fortdauernde Verbindung von Frauen für edle Zwecke. Ueberbot

man sich früher in löblichem Eifer, in thätiger Hülfe, in Darbringung von Liebesgaben, die herben Leiden der Zeit möglichst zu mildern, so wurde nun ein förmlicher Verein gegründet, in welchem die weibliche Einwohnerschaft Freiburgs einen ungemein regen Sinn für Ausübung jeder Art barmherziger Werke entwickelte. In Verbindung mit Karlsruhe und anderen Städten des Landes war der Verein doppelt thätig, als das Jahr 1817 (in peinlichem Wortspiele mit Recht das der — disette genannt) jene Noth, jenen Hungertyphus besonders in den Gebirgsgegenden brachte, welche alle Kräfte zur Abwehr so furchtbaren Elends erforderten. In der Residenz war es die menschenfreundliche Markgräfin Friedrich, bei uns meine gute, vortreffliche Mutter, welche an die Spitze dieser Segen bringenden Anstalten traten. Fünfzehn Jahre lang bis zu ihrem leider allzufrühen Tode verwaltete sie dieß Amt mit Umsicht, Opferfreudigkeit und dem günstigsten Erfolge. Jahre zuvor hatte sie schon ihre Vaterstadt mit frommen und wohlthätigen Stiftungen, an denen Freiburg überreich ist, bedacht, und erwarb sich so nach allen Seiten Dank und Gotteslohn!

Der Winter 1814 bis 1815 verging für uns still in Freiburg; wir waren wieder zu gewohnten Beschäftigungen und Studien, zu unserer früheren Lebensweise zurückgekehrt; ernste Lehrstunden wechselten mit litterarischen Genüssen, Spaziergängen, Abendunterhaltungen. Unter den letzteren nahmen die Haus- und Liebhabertheater eine hervorragende Stelle ein, und dadurch entstand wahrscheinlich meine stets entschiedene Vorliebe für dramatische Vorstellungen. Es tragen solche Uebungen gar sehr zur Ausbildung, zu einem ungezwungenen Auftreten bei, doch geht auch viele Zeit dabei verloren, und die Proben, welche Manche für das Angenehmste an der Sache halten, erschienen mir immer ermüdend und langweilig. Da ich in das Schuljahr getreten war, welches man da „der Poesie" nennt, so versuchte ich mich auch in Versen. Auße

einigen kleinen Gedichten und metrischen Uebersetzungen, auf die ich mir damals nicht wenig einbildete, schrieb ich auch Theaterstücke, sogar ein größeres Schauspiel, zu dem mich die Sage der „Weiber von Weinsberg" begeistert hatte. Eines dieser kindischen Produkte erhielt sogar die Ehre der Aufführung, versteht sich nur im engeren Familienkreise.

So verflog uns die Zeit rasch, nur vorübergehend durch den Ausbruch der Fleckenkrankheit getrübt, welche uns damals, sowie eine Menge anderer jungen Leute ergriffen hatte. Da wurden wir eines Tages (10. März 1815) plötzlich durch die Nachricht erschreckt, daß Napoleon die Insel Elba verlassen und den französischen Boden betreten habe. Den 20. erfolgte schon sein Einzug in Paris. Es war mir damals unerklärlich und wurde mir später mit jedem Jahre unbegreiflicher, weßhalb man dem entthronten Kaiser gerade jene Insel zum Aufenthaltsorte angewiesen. Elba, zwischen den französischen und italienischen Küsten gelegen, bot dem Gefangenen die größte Leichtigkeit, Verbindungen mit seinem Anhange zu erhalten, und jederzeit einen Fluchtversuch anzustellen. Wollten die Mächte ihm etwa in gegebenen Fällen die Rückkehr erleichtern? Dennoch lag, wie es schien, den in Wien versammelten Monarchen diese Absicht fern; in seltener Uebereinstimmung betrieben sie alsobald die neuen Kriegsrüstungen, welchen die Völker mit gleicher Begeisterung und Opferwilligkeit entgegen kamen. Hatte die Rückkehr von Elba auf die Congreßverhandlungen wie eine plötzlich platzende Bombe gewirkt, so kehrten auch gleich Fürsten und Generale, die Wiener Feste fliehend, und den Diplomaten am grünen Tische die Lösung der so verworrenen Streitfragen überlassend, zu den Waffen, zu dem leider so unvorsichtig heraufbeschworenen neuen Kampfe zurück. In unglaublicher Schnelligkeit sammelten sich wieder die zerstreuten Heere. In Baden z. B. waren in einer Woche Truppen und Landwehr einberufen, und über 25000 Mann auf den Kriegsfuß gesetzt. Viele Freiwillige

schlossen sich wiederholt an. Auch in Freiburg begannen auf's Neue die Truppendurchzüge, zuerst das badische Armeecorps. Die Grafen Wilhelm und Maximilian von Hochberg, die Generale v. Stockhorn und v. Schäfer wohnten nach der Reihe in unserem Hause. Anfänglich zum Marsche in das innere Frankreich bestimmt, wurde jenes Corps später abermals zur Belagerung Straßburgs beordert, wobei sich die Grafen Wilhelm und Max von Hochberg, sowie viele Offiziere bei den häufigen Ausfällen der Garnison durch Tapferkeit und Geistesgegenwart auszeichneten. Diesen einheimischen Truppen folgte dann wieder ein Theil der österreichischen Armee, eine Division verdrängte die andere. Den 25. Juni stieg Erzherzog Johann bei uns ab, und begab sich dann mit seinem Generalstabe nach Basel. Er sollte von da aus die Belagerung der Festung Hüningen leiten, welche sich auch nach bereits geschlossenem Frieden hielt. Den 21. und 22. August über dauerte das Bombardement, viele Freiburger wohnten dem imposanten Schauspiele bei. Am 28. übergab, nach ehrenvoller Kapitulation, der Commandant Barbenègre dem Erzherzog die Schlüssel. Große Feste folgten dem Falle dieser, Basel stets gefährlichen Festung, welche bekanntlich später geschleift wurde.

Mit der zweiten Abdankung Napoleons und dem zweiten Pariser Frieden schloß ein denkwürdiger Abschnitt der Geschichte. Nach zwanzigjährigen verheerenden Kriegen war endlich die längst ersehnte Ruhe, Erholung nach so fortgesetzten Opfern und Anstrengungen eingetreten; ungehindert konnte man sich dieser reinen, durch keinen Rückhalt getrübten Freude überlassen! Man hatte ja nur für den eignen Herd, für das Wohl, die Freiheit eines theuren Vaterlandes, hatte gegen den Ehrgeiz, die Tyrannei, den Druck eines Einzigen gekämpft; es war nicht ein Wüthen im eigenen Fleische, kein Bürgerkrieg, in dem die errungenen Vortheile oft ebenso schmerzlich berühren als die Niederlagen, selbst gegen die Franzosen als solche stritt man nicht!

Nun entstand aber auch eine neue Ordnung der Dinge; es galt das gestörte Gleichgewicht wieder zu finden, und als mit dem letzten Kanonenschuße bei Waterloo der eigentliche Zweck des Riesenkampfes erfüllt war, begann das noch ungleich mühsamere Werk, den völkerrechtlichen und politischen Zustand der europäischen Staaten auf dauerhaften Grundlagen herzustellen. Ob, oder in wie weit dieß den tonangebenden Mächten gelungen, die zuerst, acht an der Zahl, die Wiener Congreßakte unterschrieben, später sich zu einer Pentarchie herangebildet hatten, werde ich im Laufe dieser Blätter noch öfters zu untersuchen Gelegenheit haben.

Im Oktober 1815 sah ich endlich noch den feierlichen Einzug der Kaiser Franz und Alexander auf ihrer Rückkehr in Basel. Der Kronprinz von Württemberg, die Erzherzoge Ludwig und Johann, Feldmarschall Schwarzenberg, und eine Menge anderer österreichischer und russischer Generale belebten damals unter nie aufhörenden Truppenmärschen die engen Straßen der Schweizerstadt, welche wie keine ihrer Schwestern Zeugin stets unvergeßlicher Tage war!

Vierter Abschnitt.

(1815 — 1824.)

Inhalt: Lehr= und Wanderjahre. Universitätsleben in Freiburg. Skizzen von Professoren. Prüfungen. Meine Mitschüler. Die Draisine. Frau v. Krüdener. Universität Landshut. Leben und Treiben allda. Sailer, Mittermayer u. a. Professoren. Studien, Reibungen, Duelle, Landmannschaften. Betrachtungen über das Studentenleben. Donaureise nach Wien. Kleine Ausflüge nach Regensburg und München (König Max). Universität Heidelberg. Professoren. Glänzende Frequenz. Corps und Burschenschaft. Excesse. Geselliges Leben in Mannheim und Heidelberg. Die Umgebungen. Kleine Reisen. Hinrichtung Karl Sand's. Demagogische Umtriebe. Schluß der akademischen Studien. Rückkehr nach Freiburg. Staatsprüfung. Zeit des Praktizirens. Reisen: Ausflüge an den Rhein, in die Schweiz u. s. w. Größere Reise nach Italien. Skizze im Vogelfluge. Mailand. Florenz (die Theaterloge). Rom (Audienz bei Pius VII. Consalvi). Neapel (der König Ferdinand). Venedig. Drei Reiseabenteuer. Paris. Ludwig XVIII. Sein Hof. Die Kammern. Sehenswürdigkeiten. Umgebungen. London. Eindrücke. Parlamentsschluß durch Georg IV. Feste und Bälle. Merkwürdige Persönlichkeiten. Windsor. Oxford. Insel Wight. Seesturm. Rückkehr. Abschied vom väterlichen Hause.

Nach so vielen überraschenden Erlebnissen, welche in ihrer bunten Mannigfaltigkeit wie Traumbilder an unserem Gedächtniß vorüberzogen, mußte die Prosa des Alltaglebens um so einförmiger erscheinen. Gar Manches wurde nun an den versäumten Studien nachgeholt, und die freien Stunden mit den gewohnten, immer auch den Geist beschäftigenden Unterhaltungen zugebracht, dazwischen Spaziergänge in der herrlichen, an entzückenden Ausflügen so reichen Gebirgsgegend. Aber auch für mich bildete jene Epoche

einen Lebensabschnitt; ich sollte den bisher zu Hause genossenen Schulunterricht mit der Universität vertauschen. Freilich war diese erste Periode meines sogenannten akademischen Lebens nur ein beinahe unmerklicher Uebergang, ein leiser Vorgeschmack der Erfahrungen, welche ich später machen sollte. Ich war hier zu Hause, hielt mich von allen Studentenverbindungen ferne, und widmete mich während zwei Jahren ausschließlich dem philosophischen Lehrkurse. Dennoch erschloß sich mir in dieser kurzen, durch keine außerordentlichen Vorfälle bezeichneten Zeit eine neue Existenz. Ich saß mit mir völlig Fremden zum erstenmale auf der öffentlichen Schulbank; ich hörte die Vorträge mir früher kaum dem Namen nach bekannter Professoren, ging mit einer gewissen Selbstbefriedigung in das Collegium, und trug das dort Aufgenommene beruhigt „in der Mappe“ wieder heim. Es waren schöne, harmlose Stunden, getheilt zwischen der liebevollen Behandlung im väterlichen Hause, stets begleitet von geselligen, Kunst- und Naturgenüssen, und dem gewissen Gefühle einer größeren, wenn auch noch vielfach beschränkten Unabhängigkeit. Ein bitterer Wermuthstropfen in diesen schäumenden Kelch akademischer Freuden waren stets die sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Examina. Schon zu Hause waren wir regelmäßig diesen Prüfungen unterworfen, und wenn wir sie auch als nothwendiges Uebel hinnahmen, so war ihr Nutzen, ihr Ergebniß gewiß nicht die Angst, sowie die Sorgen und Mühe werth, mit welchen wir uns wochenlang darauf vorbereiteten. Bei meiner reizbaren Empfindlichkeit wurden mir diese Fleiß- und Gedächtniß-exhibitions — wie ich sie nennen möchte — doppelt zur Qual. Noch so tüchtig, wie ich wähnte, ausgerüstet, verfehlte ich gerade aus übergroßem Eifer das eigentliche Ziel, und über dem lebhaften Wunsche, es recht gut zu machen, gingen mir oft die richtigen Gedanken aus. Wenn ich jetzt auf die schriftlichen Ausarbeitungen, welche ich aufbehalten, zurücksehe, so schäme ich mich dieser unbedeutenden, kindischen Arbeiten, und darf wohl annehmen,

daß ich auch in den mündlichen Prüfungen, bei denen bekanntlich noch mehr Befangenheit herrscht, nicht viel besser bestanden. Glücklicherweise tragen denn auch billige Professoren meistens diesen Uebelständen gebührende Rechnung, sehen mehr auf die Ausbildung, den Grad der Kenntnisse, den guten Willen der Schüler im Allgemeinen, als auf das eigentliche Resultat der Prüfung, das oft nur zu sehr von zufälligen Einwirkungen abhängt. Das gegenseitige Verhältniß der Professoren und Examinirten, ihre Stimmung oder Verstimmung, die Natur der Aufgaben, wie die Art der Fragenstellung selbst, hundert andere Umstände entscheiden hier in günstiger oder nachtheiliger Weise. So z. B. wird ein kecker Bursche, dem zur guten Stunde gerade in seinem Gedächtnisse frischhaftende Gegenstände vorkommen, glücklich und triumphirend den Saal verlassen, während ein fleißiger, schüchterner Zögling, der sich Tag und Nacht mit der Vorbereitung abgequält, zufällig verwirrt, Antworten schuldig bleiben, oder aus der immensen Schatzgrube menschlichen Wissens unglücklicherweise vielleicht gerade über Dinge ausgefragt wird, deren er sich nicht mehr erinnert. Aus all' diesem möchte ich daher den Schluß ziehen, daß in der Regel die Ergebnisse der öffentlichen Prüfungen nicht untrüglich beweisen, und ich selbst fand oft zur eigenen Beschämung, daß die Zeugnisse nicht immer ganz übereinstimmten mit dem innern Bewußtsein meiner Leistungen.

Wenn ich nun die Liste der ungefähr hundert Jünglinge durchgehe, welche damals — also vor mehr als 45 Jahren — die Philosophie mit mir studirten, wie wenige finde ich davon noch unter den Lebenden! Die Mehrzahl gehörte der Geburt nach dem Lande an und widmete sich später der Theologie; unter diesen wurde nur Baron Reichlin-Meldegg durch die außergewöhnliche Richtung, welche er genommen, in weiteren Kreisen bekannt. Von den nachmaligen Juristen zeichneten sich einige Advokaten, unter ihnen vor Allen Bekk aus, den als Staatsrath die „Bewegung in Baden"

unsanft aus doktrinären Träumen weckte, und der seines edlen Charakters, seines ausgedehnten Wissens wegen, ein besseres Loos verdient hätte. Schwörer, Werber und Walchner wurden in der gelehrten Welt als Schriftsteller und Professoren bekannt. Ersterer zumal war aus einem muthwilligen Studenten, aus einem himmelanstürmenden Demagogen ein geschickter Arzt, ein liebenswürdiger Menschenfreund, ein guter Christ geworden. Zu den begabteren dieser meiner Jugendgefährten gehört wohl noch der als politischer und nationalökonomischer Schriftsteller rühmlich bekannte Karl Bader. Endlich gingen aus jenen Schulbänken geistliche, geheime, Staats-, Ministerial-, Legations-, Regierungs-, Kreis-, Hofgerichts-, Finanz-, Zoll-, Steuer-, Hof-, Bau-, Berg-, Post-, Schul-, Medizinal-, Kanzlei-, Handels-, Rechnungs-, Domänen- und noch viele andere Räthe hervor, wie man sie sich denn in unserem, des Raths so sehr bedürftigen Zeitalter heranzieht.

Soll ich nun noch von den damaligen Professoren Freiburgs sprechen? Sie sind jetzt alle todt, die Namen vieler verschollen und das Andenken der wenigsten ist für die Mitwelt mehr von Interesse. Dennoch wäre von denselben eine Gallerie aufzustellen, des Pinsels eines Hogarth würdig. In der theologischen Fakultät begegnen wir dem als Philologen so berühmten Hug, der mit einer staunenswerthen Gelehrsamkeit und gemessener Haltung dennoch eine gewisse Geschmeidigkeit im Umgang zu verbinden wußte. Neben dem zierlichen Werk nahmen sich die beiden alten, verdienstvollen Professoren Wänker und Sauter beinahe wie Mumien aus. Die Juristen waren größtentheils, wie Mertens, von Weiseneck u. a., noch aus der österreichischen Zeit und Schule, und nur mit Mühe konnten sich die neuen badischen Rechtslehrer, vor ohnedieß meist leeren Bänken, einbürgern. Unter den Aerzten glänzte Doktor v. Ecker, auch als Schöngeist, dann der originelle Schmiederer mit seiner geläufigen Zunge und possirlichen Beweglichkeit. Doch auch in der mir angewiesenen

Sphäre des philosophischen Wissens fehlte es nicht an auffallenden Erscheinungen unter den Lehrern. Manche derselben gehörten den früheren Klöstern an. Der excentrischste war geistlicher Rath Schmitt, der Logik, Metaphisik und Anthropologie in einer Weise vortrug, welche heute ganz unglaublich erschiene, ja gar nicht mehr möglich wäre. Dabei war er launenhaft, heftig, um nicht zu sagen grob, und hatte unter den Zuhörern seine Lieblinge, während er andere, ihm unangenehm, rücksichtslos behandelte. In beständigem Streite mit dem Consistorium oder einzelnen seiner Collegen brachte es Schmitt eines Tages zu einem förmlichen Scandal. Er machte beständig Jagd auf Hörsäle, welche schon andere Professoren besetzt hatten und vertrieb einmal den alten, gutmüthigen Lugo. Als er es nun aber auf den Saal, in dem Sauter Kirchenrecht las, abgesehen hatte, stellte sich Schmitt an die Spitze seiner Zuhörer, und mit dem Rufe: „mir nach!" wollte er die Lehrkanzel erobern, was ihm jedoch nicht gelang. In Folge dieser beständigen Reibungen wurde Schmitt entfernt und starb bald nachher in Mannheim. Wir Schüler hatten dabei nichts gewonnen, denn ein junger, kaum dem Seminarium entwachsener Priester hielt über jene trockenen Wissenschaften beinahe ungenießbare Vorträge. Ueberdieß hatte ich an diesen, wie an den mathematischen Lehrgegenständen nie großes Behagen, vernachlässigte sie daher, und wandte meine Zeit den mich mehr ansprechenden historischen und anderen Studien zu. Die Methode wie Seipel und Rinderle jene abstrakten Wissenschaften (Algebra, Geometrie, Optik, Astronomie u. dgl. m.) behandelten, mußte aber auch Jeden mit tödtlicher Langeweile erfüllen.

Seipel, an Gestalt und Charakter ein nicht erreichter Typus, war im Zustande beständiger Abwehr gegen den Muthwillen seiner Zuhörer, bei denen er sich durchaus nicht in Respekt zu setzen wußte. Im höchsten Grade ängstlich und mißtrauisch, schlich er immer, von Studenten unbemerkt, in das Universitäts-Gebäude,

wo er sich dann auf dem Katheder förmlich verschanzte. Man trieb es aber auch mit dem armen Manne gar zu arg! Eine Generation von Schülern vererbte der anderen eine Menge schlechter Witze, mit denen man ihn quälte; selten verging ein Tag, an dem er auf seiner schwarzen Tafel nicht irgend eine Karikatur gezeichnet fand, oder mit Brodkugeln geworfen wurde, dabei in Worten und Geberden Drohungen, welche den Gedrängten vollends verwirrten. Der Ernst der Vorlesungen war daher nicht groß, und sie wurden nur zu oft unterbrochen.

Ausgezeichnet war Wucherer als Professor der Physik, beinahe der Einzige, der feine Bildung mit einem anziehenden Vortrage verband.

Unter allen damaligen Collegien waren jene von Rotteck über Geschichte, Geographie und Statistik wohl die interessantesten; dennoch wirkten sie nicht begeisternd auf die Zuhörer — es fehlte ihm die Gabe der Mittheilung. Mit einer monotonen, heißeren Stimme, oft unverständlich durch eine schwere Zunge, las uns Rotteck seine Vorträge; dadurch ging das Belebende derselben verloren, und in gewisser Beziehung war dieß vielleicht gut. Noch sehe ich im Geiste den kleinen Mann, wie er, in einen Mantelkragen gehüllt, wie theilnahmlos die Lehrkanzel bestieg, ohne mit seinen geschwächten Augen nur aufzusehen, eintönig seine Hefte herablas und, wenn die ihm anscheinend lästige Stunde vorüber war, wieder verschwand.

Fleiß, Freude und Fortschritte während meiner philosophischen Lehrjahre waren daher, wie wir gesehen, nicht übermäßig, auch bewegte ich mich meistens in, dem Universitätstreiben fremden Kreisen, schloß mich Verwandten, Offizieren an, ritt, spielte mit ihnen, besuchte Bälle, Concerte und Gesellschaften, rauchte nicht!

So wie früher gab es auch zu jener Zeit in Freiburg Figuren, einer näheren Skizze werth, wenngleich solche Originale in ihrer vom Alltäglichen grell abstechenden Haltung immer mehr im Strome

der Alles nivellirenden Zeit verschwanden. So erregte damals der allbekannte Forstmeister Carl v. Drais einiges Aufsehen. Der einzige Sohn des Oberhofrichters, dessen ich oben erwähnte, verband der gute harmlose Mann mit einem auffallenden Aeußern einen nur der Mathematik und mechanischen Erfindungen zugewandten Verstand, entbehrte dagegen jeden Takts im Umgang, aller Menschenkenntniß. So sah man ihn denn auch sich täglich im Schweiße seines Angesichtes auf der von ihm erfundenen, gleichfalls unpraktischen, Geh- und Fahrmaschine — Draisine — abmühen. Bei seiner gemüthlichen Unerfahrenheit war Drais Betrügern wie muthwilligen Spaßmachern eine willkommene Beute, und führte im Grunde bei aller Berühmtheit bis zu seinem frühen Tode eine höchst unerquickliche Existenz.

Eine vorübergehende, aber deßhalb nicht minder merkwürdige Erscheinung war Julie von Vietinghoff, Gemahlin des Freiherrn von Krüdener. Viele Jahre lang hatte man schon von ihren Schicksalen und Abenteuern, von ihrem lebhaften Geiste, ihrer politischen wie religiösen Schwärmerei gesprochen; nun verlor sie sich auf ihren Kreuz- und Querzügen auch nach Freiburg (Oktober 1817). Die Neugierde verleitete uns, sie im Zähringer Hofe, wo sie abgestiegen war, zu besuchen, ohne gerade aufgelegt zu sein, eine der vielen Bet- und Erbauungsstunden, die sie bei offenen Thüren hielt, mitzumachen. Wir fanden da eine kleine, schmächtige, alternde Frau, ohne eine Spur jener einst so sehr an ihr gerühmten Schönheit. Sie empfing uns förmlich, sprach wenig und mochte wohl in uns keine Anhänger ihrer Lehre erkennen. Wir verließen sie daher bald und nur wenig befriedigt von ihrer Persönlichkeit. Später trieb sie sich im Oberlande und Basel umher, wo sie ein günstigeres Feld für ihre mystische Thätigkeit fand; doch als sie auch da durch angebliches Krankenheilen, Weissagungen und Almosen einen großen Zusammenlauf von Müßiggängern, Bettlern u. dgl. veranlaßte, war ihre Wirksamkeit nicht

immer vom Geschmacke einer prosaischen Polizei. Frau von Krüdener wurde daher an mehreren Orten ausgewiesen und endete 1824 ein ruheloses Leben in der Krimm. —

Es lag früher im Plane, daß ich meine Studien auf der Ritterakademie — Theresianum — in Wien fortsetzen und später in österreichische Dienste treten sollte. Es ist mir nicht bekannt, aus welchen Gründen dieß unterblieben, und im Spätjahr 1817 beschloß mein Vater, in wohlgemeinter Vorsorge für uns Brüder, daß wir die Universität Landshut in Bayern besuchen sollten. Nur mit innerem Widerstreben trat ich diese Reise an; die Wahl jener Stadt war nicht nach meinem Geschmack, und nur ungern vertauschte ich die bisherigen so überaus angenehmen Verhältnisse gegen ungewisse in der Ferne. Diese Ahnungen betrogen mich nicht; ich fand mich in Landshut nie behaglich, wenn der dortige Aufenthalt vielleicht auch mir in mancher Beziehung nützlich sein mochte. Anfangs November trafen wir, begleitet von unserem Hofmeister, in der freundlich gelegenen Isarstadt ein. Sie lag in vollem Sonnenscheine des Spätherbstes vor uns. Erwartungsvoll schweiften unsere Blicke über diesem Bilde, von dem dahinrauschenden Flusse zu den sich sanft erhebenden Hügeln, von dem riesigen St. Martinsthurme zur alten stattlichen Burg „Trausnitz". So waren wir weit von den heimathlichen Bergen und sollten jetzt erst das eigentliche Leben und Treiben der „Studios" kennen lernen.

Wir hatten eine Privatwohnung bezogen, die Kost aber bei zwei geistlichen Räthen genommen, welche an ihrem Tische ungefähr zwölf junge Leute — Söhne adeliger Familien aus Bayern, Schwaben und Westphalen, Mülhens aus Frankfurt ꝛc. — um sich versammelten. Jene beiden alten ehrwürdigen Herren bildeten in ihrem Aeußeren wie im Charakter und Benehmen den auffallendsten Contrast. Der eine, Professor der Theologie und später Bischof von Regensburg, der berühmte Verfasser der christlichen

Moral und vieler anderer geschätzter Werke, Dr. J. M. Sailer, verband mit einer hohen Gestalt eine gewisse Würde, welche ein ungemein freundliches Wohlwollen nicht ausschloß. Der andere, Professor der Dogmatik, Zimmer, war eine kleine, stämmige Figur, heiter, oft heftig und polternd, aber so natürlich, offen, von einer so gewinnenden Herzlichkeit, daß wir jüngere Leute uns weit mehr an diesen reizbaren, aber immer gutmüthigen Greis anschlossen, als an den ernsten, gemessenereren Sailer. Beide edle Freunde lebten seit Jahren in ungetrübter Eintracht zusammen, sich an der munteren, oft muthwilligen Laune ihrer Tischgesellschaft erfreuend. Auf diesen kleinen Zirkel waren wir denn auch eigentlich beschränkt; wir fanden in Landshut nichts von den früher gewohnten geselligen Freuden, keine Bälle, kein Theater u. s. w. An langen Winterabenden ein kleines Kartenspiel oder das beliebte Billard, im Sommer größere Spaziergänge in die hübschen Umgebungen: dieß waren alle unsere Zerstreuungen; um so eifriger konnten wir uns den Studien widmen, welche für mich hier in der Rechtswissenschaft begannen. Dabei hielten wir uns fern von Studentenverbindungen. Die Landmannschaften standen damals zu Landshut in voller Blüthe, und noch trat ihnen dort nicht, wie an anderen Universitäten, die Burschenschaft feindselig entgegen. Desto mehr rieben sich die Corps an den s. g. Renoncen, d. h. Jenen, welche keiner solchen Gesellschaft angehörten. Wir waren daher Ausgeschlossene, welche, eine Art von Parias bildend, mit noch ganz anderen beleidigenden Spottnamen beehrt wurden. Wir besuchten, um jeden Conflict zu vermeiden, keinen öffentlichen Ort und nur ein Kaffeehaus, in welches, außer uns keine anderen Studenten, lediglich Offiziere und Bürger kamen. Im ersten Winter blieb es, einige kleine Vorgefechte abgerechnet, ruhig; nur die Landmannschäftler „paukten" unter sich, und der „Schläger" (das akademische Hauinstrument) versetzte manchen Hieb über das Gesicht („Schmiß" nach dem eleganten Ausdrucke der studirenden

Jugend). Von unseren Mitschülern waren natürlich die Bayern in der Mehrzahl, und man traf da auf bekannte Namen, wie Fugger, Yrsch, Leoprechting, Fraunberg, Larosée, Rothhaft, Pfetten, Junker ꝛc. Es waren über 600 Studirende immatriculirt.

Die Universität, ein schönes, großes, freundliches Gebäude, wurde von uns täglich besucht, und wenn wir fleißiger waren, als in unserer, an Vergnügen reicheren Vaterstadt, so kam dieß auch auf Rechnung der Professoren, deren Vorträge uns mehr ansprachen, als dort. Unter diesen selbst war es Mittermayer, dessen gediegene Vorlesungen am meisten fesselten. So hatte ich mir immer die wahre, eigentliche Aufgabe eines akademischen Lehrers gedacht! Frei, ohne Hülfe von Compendien, diese nur erläuternd, wenig, nur das Nothwendigste in die Feder diktirend, setzte er sich in unmittelbaren, lebendigen Rapport mit seinen Zuhörern, welche voll Theilnahme an seinen beredten, oft begeisterten Worten hingen, das Colleg mit Freude und steigendem Eifer besuchten. Es fand sich damals in seinen Vorlesungen noch nicht jener polemisirende Geist, welcher Mittermayer später, zumal in Heidelberg, zum gefeierten Mittelpunkte einer Partei machte und ihn in den Strudel politischer Tagsleidenschaften, endloser Kammerverhandlungen trieb. Der praktische Staatsmann und Gesetzgeber ersetzte da durch sein Wirken nicht, was er seinem eigentlichen, ebenso erfolgreichen als ehrenvollen Berufe an so tüchtigen Kräften entzog. Ich selbst aber werde stets diesem ausgezeichneten Lehrer ein dankbar wohlwollendes Andenken bewahren. An ihn schloß sich der fein gebildete Wening an, dessen Pandekten mir genießbarer erschienen, als später jene eines weit berühmteren Professors. Die Juristenfacultät zählte damals nicht wie früher (Savigny, Gönner u. a.) Lehrer von europäischem Rufe in ihrer Mitte. Siebenkäs, Mosham, Ast, Schulteß, Köppen u. a. m. gehörten anderen Fächern an. Unter den Medizinern glänzte Walther als Augenarzt, Röschlaub u. s. w. Dabei fehlte es

auch hier nicht an Originalen. Ich darf nur an Mannert erinnern, welcher die Geschichte mehr zur Unterhaltung, als Belehrung der Schüler vortrug. Ein altes, schmächtiges Männlein, stand er mit einem ironischen Lächeln und fortwährend schnupfend auf der Lehrkanzel und machte da ganze Generationen von Studenten lachen, welche sich zu seinen Vorlesungen drängten. Hatte er die Lebensgeschichte irgend eines Königs vollendet, so sagte er regelmäßig: „Der wär nu weg!“ und begleitete diese Worte mit einer Prise Tabak. In jedem Jahre kamen bei gewissen Stellen immer dieselben alten bekannten, oft nicht sehr anständigen Witze vor. War Rotteck's Behandlung zu trocken und einseitig, so erschien Mannert wieder zu humoristisch und vergriff sich durch unpassende Spässe an der Würde der Geschichte.

Die Einförmigkeit unseres akademischen Lebens wurde öfters durch Ausflüge unterbrochen; so besuchten wir nach der Reihe Augsburg, Regensburg, München, selbst Wien. Wir sahen diese Städte als Touristen, und zwar als junge, überaus wißbegierige Touristen, welche gewissenhaft alle gesehenen Merkwürdigkeiten in ihr Tagebuch eintragen, sich streng an den gedruckten Fremdenführer halten und keine Kirche, keine Gallerie unbesucht, keinen alten Stein oder seltenen Baum unbesehen lassen. So nahm ich denn in meinem Gedächtnisse kaum etwas Anderes auf, als die Eindrücke, welche diese Außendinge in mir zurückließen. In München besuchten wir einige uns bekannte und verwandte Häuser, durften sogar den Königl. Majestäten unsere Aufwartung machen. Dieß geschah nach beendigter Hoftafel in den kleinen, mansardenartigen Appartements der Residenz gegen den Garten. In aller Eile wurde den Landshuter Studenten eine ziemlich lächerliche Hoftracht angepaßt, und in meiner Verlegenheit sprach ich den König Max Joseph mit „Excellenz“ an, ein Versehen, das ich mir lange nicht verzeihen konnte. Bei diesem Anlasse aber, wie in späterer Zeit, fand ich bei dem jovialen, menschen-

freundlichen König immer dieselbe huldvolle Aufnahme und wohlwollende Erinnerung an seine früheren Beziehungen zu unserer Familie. Mit Vergnügen sah man damals auf den im kräftigsten Mannesalter stehenden Herzog Eugen von Leuchtenberg. Seine ritterliche Erscheinung, gewöhnlich von dem jugendlich blühenden Prinzen Karl von Bayern begleitet, fesselte die Menge auf Bällen oder im englischen Garten. Kaum waren einige Jahre verflossen, als auch schon der erst 44jährige Vicekönig in's Grab sank, eine trostlose Wittwe und sechs hoffnungsvolle Kinder zurücklassend. Sein Andenken verewigt ein nicht sehr gelungenes Monument (von Canova) in der Michaelskirche. Mir erschien immer diese nach antiker Art nur dürftig gedeckte Marmorstatue wie jene Belisar's, welche, den Lorbeerkranz in der Hand, diese wie zum Empfange eines Almosens ausstreckt.

Kunstgegenstände, Theater, Maskenbälle u. dgl. m. ergötzten uns in München und Regensburg über alle Maßen, um so monotoner gestaltete sich dann wieder unser Aufenthalt in der Musenstadt an der Isar.

Bei unserer ersten sechswöchentlichen Anwesenheit in Wien besuchten wir denn auch wieder nur öffentliche Orte, die nächsten Umgebungen. Wir sahen den Herzog von Reichsstadt, ein schönes, blondgelocktes Kind in Schönbrunn, und wohnten ebenso den Predigten des bekannten Pater Job, wie den Herbstübungen der Garnison bei. Am meisten zogen uns die Theater, und unter diesen wieder zwei besonders an. Berühmte Namen wie Lange, Krüger, Ochsenheimer, die Korn, die Koberwein u. a. traten in der Burg auf. Sie sind nun alle verschwunden, größtentheils vergessen; nur die alte Sophie Schröder, die deutsche Georges, hat sie sämmtlich überlebt! Im s. g. Kasperl ergötzte uns der unübertreffliche Ignaz Schuster; es begann damals gerade die Laufbahn Ferdinand Raimund's, welcher jedoch erst später in den selbst geschriebenen Stücken durchdringen konnte.

Nur zur Geschichte der Art zu reisen, will ich noch bemerken, daß wir von Straubing bis Wien auf einem s. g. Marktschiffe der Donau sechs volle Tage brauchten, für die Rückkehr aber uns mit einem Lohnkutscher einließen, der, ein wahrhafter „Zauderer“, gleichfalls bis Landshut acht Tage mit uns auf der Straße zubrachte und uns sogar einmal acht Stunden weit irre führte. Bedenkt man, daß die Strecke von Regensburg nach Wien mit Dampfschiffen in anderthalb Tagen zurückgelegt wird, jetzt die Eisenbahn von Wien nach München in zwölf Stunden fährt, so glaubt man sich bei jener Reisebeschreibung in die Zeit der deutschen Postschnecke versetzt, welche Börne so humoristisch schildert.

Weniger ruhig als das erste gestaltete sich das zweite Schuljahr in Landshut. Zu den früheren Renoncen waren in diesem Wintersemester 1818 bis 1819 nun noch zwei Fürsten Wrede, Graf Karl Reisach (der spätere Erzbischof und Cardinal), von May (der Rechtslehrer), sowie mehrere bayerische Offiziere, unter ihnen Graf Saporta, gekommen, welche ihre Studien während der Friedenszeit fortsetzen wollten. Obwohl alle diese Herren nur ruhig diesem Zwecke zu leben gesonnen waren, so erweckte doch die große Zahl der Unabhängigen die Eifersucht der Landmannschaft. Ich übergehe hier einige kleine Scharmützel, welche in jeder Universitätsstadt mit Garnison regelmäßig wiederkehren. Das Ungewitter, welches sich aber nun vorbereitete, trug einen ernsteren Charakter, und entlud sich, nach einigen Zuckungen, bei dem ersten zündenden Anlasse. Es sollte nämlich der Stadtmagistrat den Eid auf die neue Verfassung schwören. Die Studentenschaft, zu dieser Feierlichkeit geladen, war dabei nur durch die (gesetzlich nicht anerkannten, bloß geduldeten) Landmannschaft vertreten, daher Murren unter den anderen, zu jener Auszeichnung gleich Berechtigten. Es kam zu Unterredungen, heftigen Auftritten, endlich zu

„Scandalen" (Duellen). Die Renoncen setzten sich dadurch bei den Corps in den gehörigen Respekt, und bildeten nun unter sich einen Verein, welcher sie vor weiteren Unbilden und Reibungen bewahrte. Eine förmliche, schriftliche Uebereinkunft bestimmte die Bedingungen dieses Waffenstillstands. Denke ich nun an alle diese Vorgänge zurück, so erscheinen sie mir freilich in dem Grade läppisch und unbedeutend, als wir damals die größte Wichtigkeit darauf legten. Es ist eben das Eigenthümliche des Universitätslebens, daß man mit vollem Ernste und fester Ueberzeugung an diesen Formen, an dieser scheinbaren Freiheit, an diesen falsch verstandenen und ausgelegten Ehren- und anderen Fragen hängt. Mit stolzer Verachtung sieht man da auf die Außenwelt und die Bilder der Vergangenheit, wie die Aussicht in die Zukunft verschwinden vor den augenblicklichen, überwältigenden Eindrücken. Es ist eine glückliche, wenn auch nur kurze, trügerische Zeit! Nur den deutschen Universitäten ist diese Lebensweise eigen, und es ist gewiß eine auffallende Thatsache, daß, während wir um uns alles Hergebrachte verachten, verschwinden, durch neuere Ansichten, Sitten und Moden verdrängt sehen, hundertjährige Traditionen sich auf deutschen Universitäten erhalten, und die Landmannschaften mit ihren löblichen Einrichtungen, wie ihren Auswüchsen und Uebelständen fortbestehen. Wir begegnen da noch immer den unterscheidenden Farben der Bänder, den hohen Stiefeln, den langen Pfeifen, den barocken Mützen, den Schleppsäbeln; wir sehen immer noch feierliche oder groteske Aufzüge aller Art, lärmende „Commerce", Straßen- und anderen Unfug; der „Comment" (das Gesetzbuch der Corps) steht noch immer in voller Blüthe und der Fechtboden wird nie leer; noch hören wir die den nicht Eingeweihten kaum verständliche Sprache und vernehmen von einer ganzen Liste s. g. „Touche" (persönliche, ein Duell herausfordernde Beleidigung) u. s. w. Fragt nun ein Unbefangener, weßhalb all dieser Apparat, der doch zunächst mit den Studien in keiner

Verbindung steht, so erhält man, wie bei so vielen anderen Mißbräuchen, die Antwort: es sei von jeher so gewesen, eine Aenderung könne üble Folgen nach sich ziehen, die Schüler zu weniger unschuldigen Beschäftigungen verleiten u. dgl. m. Ich kann und will diese allerdings beachtenswerthen Fragen keiner näheren Prüfung unterwerfen, doch zeigt schon die Erfahrung, daß alle diese an sich harmlosen Jugendstreiche ebenso zu argen Ausschreitungen führen können. Gar viele Studirende, welche sich aus Neigung oder gezwungen den Ton angebenden Corps anschließen, entziehen sich oft ihrem wahren Beruf, werden mindestens zerstreut und verwenden das zu anderen Zwecken bestimmte Geld auf Vereinsausgaben; daher Zerwürfnisse mit den Professoren, mit den Eltern, mit Philistern (Bürgern), welche borgen. Wer sich stundenlang mit Fechtübungen ermüdet, wer ganze Nächte hindurch gesungen und getrunken, ist freilich nicht aufgelegt, die Collegien zu besuchen, und wer sich täglich mit landmannschaftlichen Angelegenheiten beschäftigt, selbst dabei eine wichtige und thätige Rolle spielt, findet zuletzt wenig Geschmack mehr an trockenen Studien. Am verwerflichsten ist aber wohl der durch solche Verbindungen anderen, besonders neu angekommenen Studenten (den s. g. Füchsen) auferlegte Zwang; man quält, neckt, verfolgt sie so lange, bis sie in irgend ein Corps eintreten, und da müssen sie denn allerlei Feuer-, Wasser-, Wein- und Säbelklingenproben bestehen. Wo bleibt da die so sehr gerühmte individuelle Freiheit auf Universitäten? Ist so kindisches Treiben eine würdige Vorbereitung auf das praktische Leben, und welche Abkühlung muß nach einer so berauschenden Burschenexistenz in den prosaischen Kanzleistuben folgen? Es liegt mir der Gedanke ferne, jetzt, nach 40 Jahren, pedantisch über eine auch für mich so frohe Zeit, die nie wiederkehrt, den Stab zu brechen und die frische, oft übersprudelnde Lebenslust mit strenger Miene zu tadeln. Nur von ihren Excessen wollte ich sprechen: von dem wilden, dem Geiste wie der Gesundheit gleich verderblichen

Treiben, von der ungezügelten Rauflust, welcher so frühe viele junge bedauerungswürdige Opfer, die Freude ihrer Eltern, fielen, von der Rohheit, die sich in der Kleidung, im Benehmen, wie in einem gemeinen Jargon gefällt, von der Tyrannei endlich, mit welcher schüchterne, wohlerzogene, fleißige Jünglinge von den „bemoosten Häuptern" behandelt werden. Am meisten sind aber jene älteren Herren zu beklagen, welche Söhne fürstlicher oder adeliger Familien auf Universitäten begleiten. Schon das Epithet, welches man ihnen in der Corpssprache beilegt und das ich hier nicht niederzuschreiben wage, bezeichnet die Achtung, in der sie in den Augen der Burschen stehen. Sind diese sich aufopfernden Hofmeister Offiziere oder Civilisten mit imposantem Aeußern, so werden sie, wenn auch nicht beliebt, doch geschont; sind es aber Priester, so verfolgt man sie nicht selten mit rücksichtslosem Spotte, weil man bei ihnen mehr Ernst und Strenge voraussetzt, der etwaigen Ungebundenheit ihrer Zöglinge gewisse Schranken zu ziehen.

Die Benennungen solcher Corps sind unzählig und wechseln nach Ort und Umständen; gewöhnlich werden sie den deutschen Stämmen entnommen, wie Bavaria, Suevia, Sachsonia, Frankonia, Westphalia, Borussia u. a. m.

Ostern 1819 verließen wir Landshut; der Abschied fiel uns nicht schwer. Bald nachher wurde die früher von Ingolstadt dahin versetzte Universität nach München verpflanzt, wo sie seither entschieden gedeiht. Von allen damaligen Professoren lebt jetzt (1861) nur noch Mittermayer. Im vorigen Sommer gaben sich die früheren Studenten Landshuts in dieser nun ziemlich verödeten Stadt ein Stelldichein! Viele kamen auf den Ruf, dem mein Bruder und ich nicht folgen konnten. Mit welchen wehmüthigen und wohl auch zum Theil erfreulichen Rückblicken mögen sie jener Vergangenheit gedacht haben! Der jüngste der gegen hundert Anwesenden zählte 55 Jahre!

Am schwersten trennten wir uns von den beiden würdigen geistlichen Räthen. Wir sahen sie nie wieder! Nach vielen Jahren stand ich einst voll Rührung an dem Grabe des vortrefflichen Bischofs Sailer in dem herrlichen Regensburger Dome! Meine schwache Stimme trägt hier nur noch eine Schuld persönlicher Dankbarkeit ab; sie vermag bei des Theologen unvergänglichen Schriften, bei seinen anerkannten wahrhaft apostolischen Tugenden, einem so fest begründeten Nachruhme nichts beizufügen!

Nach einem wieder in Freiburg zugebrachten Semester bezog ich im Herbste 1819 die dritte süddeutsche Universität: Heidelberg, dießmal allein. Hier empfing ich wieder ganz andere, zum Theile neue, Eindrücke: denn nicht nur ist Heidelberg eine beinahe kosmopolitische Universität mit in aller Welt bekannten Professoren: der Ort ist auch so schön und günstig gelegen, im reizenden Neckarthale, überragt von Deutschlands malerischster Schloßruine, am Eingange der herrlich blühenden Bergstraße, in der Nachbarschaft freundlicher Städte. Von den Lehrern lernte ich vorzugsweise nur die juridischen kennen, doch traf ich mit Creuzer zusammen, hörte Vorlesungen bei Schlosser, Leonhardt u. a. Die Namen: Chelius, Tiedemann, Gmelin, Mone u. a. m. sind in Jedermanns Gedächtniß. Ein weiterer Gesichtskreis, der Umgang mit Gelehrten und Jünglingen aus aller Herren Ländern ließ bei den Heildelberger Professoren die Eigenthümlichkeiten mehr abstreifen; man begegnete da, mit wenigen Ausnahmen, nicht so vielen auffallenden Figuren, als anderwärts.

Welcher Rechtsbeflissene wäre nach Heidelberg gekommen, ohne die Pandekten bei Thibaut zu besuchen! Trat man in den großen, mit Hunderten von Zuhörern angefüllten Hörsaal, so sah man auf der Lehrkanzel einen schon bejahrten, doch immer noch rüstigen Mann mit regelmäßigen, geistreichen Gesichtszügen: sein schönes,

blaues Auge, die grauen, den Kopf umwallenden Locken machten seine Erscheinung zu einer vortheilhaften. Hier las nun Thibaut durch eine lange Reihe von Jahren sein ihm mit schwerem Golde bezahltes, römisches Recht, und diktirte Zusätze zu dem gedruckten Lehrbuche. Art zu sprechen, Organ waren deutlich und angenehm; dennoch machte seine Lehrmethode keinen günstigen Eindruck auf mich: Es langweilte dieß trockene, abgemessene Behandeln eines ungemein trockenen, oft ganz unverständlichen Gegenstandes. Ich gestehe daher zu meiner Beschämung, daß ich nur wenig praktischen Nutzen aus diesem etwas pedantisch vorgetragenen Collegе zog. Dazu kam, daß bei Thibaut seine, mit jedem Jahr zunehmende leidenschaftliche Liebhaberei für alte Kirchenmusik den Hang für ernste Studien verdrängte, und er seine Vorlesungen beinahe nur noch mechanisch betrieb. Am Schlusse derselben wurde ihm stets ein donnerndes Vivat gebracht. Mehr Anziehungskraft übten die Vorträge Zachariä's und Roßhirt's auf mich, besonders letzterer mit seiner gewinnenden Persönlichkeit. Im Aeußeren, wie im ganzen Wesen, an Charakter und Gesinnung bildete Zachariä den entschiedensten Contrast mit Thibaut. Eine hagere Gestalt, wie das Vorbild für Molière's Harpagon, mit Voltairisch-cynisch-spöttischem Ausdrucke, diktirte er langsam, die Zischlaute ungewöhnlich betonend, die Hefte über Natur-, Staats- und Völkerrecht, ein Mann von großem, auch praktisch zu verwendendem Wissen, ein an's Originelle streifender Charakter! — Im eigenen Hause hielt ein gänzlich verwachsenes Männchen auf einem hohen Lehnsessel, jenem der kleinen Kinder ähnlich, gediegene Vorlesungen über Criminal- und Civilrecht, Prozeßverfahren u. s. w. Es war der tüchtige Jurist Gensler.

Da ich nun im letzten Jahre die Rechte studirte, so hielt ich mich selbstverständlich, mehr als sonst, von Studentenverbindungen ferne, und machte alle jene „Suiten" (ein unübersetzbarer Ausdruck für all das, was er bezeichnen soll) nicht mit, welche besonders

in Heidelberg an der Tagesordnung sind. Ebenso erschien ich nicht auf dem Fechtboden in der berühmten Hirschgasse, wohnte keinem Commerce bei, betrank mich nicht in Wein oder Bier, kam nicht mit den weltbekannten Pedellen Krings in nähere Berührung, sang endlich nicht alle die albernen Burschenlieder mit u. s. w. (Nur einige dieser Gesänge zeichnen sich durch poetischen Schwung, Witz oder Gemüthlichkeit aus.)

Auch in Heidelberg fehlte es nicht an periodisch wiederkehrenden Duellen, an Conflikten mit der Polizei, und Straßenraufereien mit „Knoten" (Handwerksburschen) oder Philistern. Eines Abends wurde sogar, um sich an einem groben Bierwirthe zu rächen, dessen Haus erstürmt, alles darin zerstört und im Triumphe durch die Straßen gezogen. Bei solchen Anlässen ertönt dann immer das aufforderndе: „Bursch heraus!" mit Säbelgeklirre. Es kam nun in mehreren allgemeinen Studentenversammlungen zu sehr heftigen Discussionen: man verlangte ungestüm die Freilassung der Verhafteten, ein förmlicher Auszug nach Frankenthal wurde in Vorschlag gebracht, doch nicht ausgeführt, und nur der Besonnenheit des Untersuchungs-Commissärs von Hohenhorst gelang es, die erhitzten Gemüther wieder zur Ruhe zu bringen. Einige Studirende wurden relegirt, andere eingesperrt, zum Schadenersatz verurtheilt u. dgl. m. Wie braust, gährt, bewegt, regt sich da Alles auf, und weßhalb? Wie viel Lärm um nichts!

Die vielen Collegien, welche ich besuchte, ernstes Studium zu Hause füllten meine Stunden hinreichend aus. Zu Winterszeit begab ich mich öfters in einige stets gastfrei geöffnete Häuser (Leiningen, Zyllenhardt, Leoprechting, Jenisson, Malchus u. a.), wo Kartenspiel und Tanz mit dramatischen oder anderen Vorlesungen abwechselten; im Sommer aber bestieg ich der Reihe nach jene reizenden Gebirge, welche das romantische Thal umgeben. Dazu kam der auserwählte Umgang mit einer Schaar mir befreundeter Jünglinge. Nicht nur fand ich in den Waldburg-Zeil, in L. Fugger,

Reisach, Mülhens frühere, werthe Bekannte wieder; auch den beiden Stollberg, Alfred und Leopold, würdigen Söhnen eines vortrefflichen Vaters, den Brüdern Galen u. a. schloß ich mich an. Es studirten damals junge Männer, welche schon die Befreiungskriege als Freiwillige mitgemacht hatten, andere, die sich später in der Diplomatie oder höherem Staatsdienste hervorthaten, so die nachmaligen Minister des Aeußeren, Dönhof und Heinrich v. Arnim in Preußen, v. Rüdt und Wechmar in Baden, die Gesandten Medem, Brints, Königsmark, Galen, Reventlov, Loë, Holzhausen u. a. Eine sehr beliebte Persönlichkeit war der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, ein schöner Mann, welcher den wohlwollenden Charakter, die würdevolle Einfachheit seines Wesens später auch auf seine Regententhätigkeit übertrug. Mit ihm wohnte der ebenso anspruchslose, sanfte Herzog Georg von Sachsen-Altenburg. Beide Prinzen waren in Begleitung von Offizieren und Hofherren. Auch die Fürsten H. Reuß LXII., Bentheim und Eduard Carolath waren unter meinen Mitschülern, und dem letzteren besonders, einem in jeder Beziehung edlen Menschen, bewahrte ich bis zu seinem leider so frühen Tode warme, freundschaftliche Gesinnungen. Eine Menge Studirende aus allen deutschen Bundesstaaten ließ beinahe die wenigen Inländer verschwinden, und Ausländer, welche ein eigenes Corps bildeten, Liefländer, Polen, selbst Engländer und Amerikaner vermehrten diesen bunten Gesellschaftskreis.

Die Landmannschaften waren zu jener Zeit sehr zahlreich und kamen nicht selten in wenig freundliche Berührung mit der s. g. Burschenschaft. Dieser Verein verdankte zunächst seine Entstehung dem patriotischen Aufschwunge der Jahre 1813 und 1814. Gleichgesinnte Jünglinge, welche sich an den Gesängen Kleist's, Körner's u. a. vaterländischer Dichter begeistert, trugen diese Gefühle auch nach dem Frieden auf andere über, und so hatten sich solche Traditionen denn mit einer gewissen politischen

Färbung auf den deutschen Universitäten fortgepflanzt. Der Aufregung jener Jahre war Enttäuschung gefolgt, man sah die so hoch gespannten Erwartungen nicht erfüllt und bezeigte sich mit den Zuständen in dem Grade unzufrieden, als Ständeversammlungen, Presse, Volksredner u. dgl. m. das Feuer schürten. Es war begreiflich, daß sich dieser Geist des Mißmuths auch den jungen, unerfahrenen Gliedern der Burschenschaft mittheilte und in Versammlungen, wie der auf der Wartburg, solchen Bestrebungen und Ansichten einen bestimmten Ausdruck gab. Dazu kam, daß die allenthalben und zu jeder Zeit thätige Umsturzpartei die für höhere Ideale schwärmenden Jünglinge zu ihren verbrecherischen Plänen benützte und mißbrauchte. So geschah es, daß einige Burschenschäftler freilich später Fanatiker, offene Empörer, gemeine Verbrecher wurden, aber die Gesellschaft selbst hatte gewiß, wenigstens ursprünglich, keine hochverrätherische Tendenz. Dabei wäre es unbillig, zu verkennen, daß die Mitglieder dieses Vereins gesitteter, ruhiger und fleißiger waren und sich weniger mit Nebendingen beschäftigten, als die Corps-Studenten, daß sie mit löblichem Eifer dem rohen Unfuge, der Gemeinheit zu steuern, dem Uebermuthe der Landmannschaften entgegenzutreten suchten. Bei ernsterer Haltung kleideten sie sich in schwarze, s. g. deutsche Tracht, und hatten ein schwarz-rothes Band als Abzeichen. Dagegen fielen sie in ein anderes Extrem, wiegten sich in Träumen einer goldenen Zukunft; zu unreif, sich mit Staats- und politischen Fragen zu befassen, legten sie ihrem Streben wie ihrer Verbindung eine viel zu große Wichtigkeit bei. Zugleich umgaben sie ihr Treiben mit einer Geheimthuerei, welche den Verdacht der Kabinette weckte.

Zu jenen beklagenswerthen, durch einen geheimen Bund Verführten gehörte auch Karl Sand aus Wunsiedel. Er hatte am 25. März 1819 in Mannheim den russischen Staatsrath von Kotzebue ermordet. Mehrere Personen, unter ihnen auch eine

mir verwandte Familie, waren zu jenem geistvollen Schriftsteller, welcher nahe bei'm Theater wohnte, Abends 5 Uhr zu Tisch gebeten. Kurz vorher rief man Kotzebue aus dem Salon, weil ihn ein junger Mensch sprechen wolle. Während nun dieser dem Herrn vom Hause eine Schrift zu lesen übergab, stieß er ihm den Dolch in's Herz, und auf den Hülferuf des Opfers entfliehend, versetzte sich Sand selbst auf der Straße noch einige gefährliche, doch nicht tödtliche Stiche in Brust und Hals. Kotzebue erlag bald darauf der Wunde und Sand wurde nach 14monatlicher Untersuchung am 20. Mai 1820 auf einer Wiese bei Mannheim vom Scharfrichter Widmann aus Heidelberg öffentlich enthauptet. Eine Masse Volks strömte zu dem traurigen Schauspiele; wohl zwei Drittheile der Studenten wohnten demselben bei. Alle kehrten in der düstersten Stimmung zurück! Ich selbst konnte mich unmöglich entschließen, Zeuge eines Vorgangs zu sein, der damals ganz Deutschland in fieberische Bewegung versetzte. Manche Thräne floß auf Sand's Grab; überspannte Frauen und fanatische Männer tauchten ihre Tücher in des Gerichteten Blut. In der That war der Fall von so ungewöhnlicher Art, daß ich es heute noch nicht begreife, wie man nicht Gnade für Recht ergehen ließ. Ohne Zweifel hatte Sand als vorsetzlicher Meuchelmörder den Tod nach den Gesetzen verdient, aber war er auch völlig zurechnungsfähig? Schon der Wahn, durch die Ermordung Kotzebue's Deutschland retten zu wollen, deutet auf eine seltsame Verwirrung der Begriffe. Alle Handlungen und Schriften Kotzebue's tragen das Gepräge der Frivolität und Charakterlosigkeit; die Einen sahen in ihm nur den liebenswürdigen Gesellschafter, den witzigen Lustspieldichter, er erschien ihnen keineswegs gefährlich; Andern galt er für einen russischen Spion, Verräther an seinem Vaterlande u. s. w. War er nun auch all dieß, welchen Vortheil konnte sein Tod der von der Burschenschaft verfochtenen Sache bringen? Aber auch die Umstände, welche die ganze Untersuchung wie Hinrichtung Sand's

begleiteten, waren so betrübend und erschütternd als möglich. Kann man sich wohl ein peinlicheres Gefühl denken, als einen jungen, nur langsam von seinen Wunden genesenden Mann mit aller nur denkbaren Pflege umgeben zu sehen, um ihn — ein Jahr nach der That — gesund auf das Schaffot führen zu können? Dabei war Sand still, sanft, in sich gekehrt, mit religiös-politischen Ideen beschäftigt, litt moralisch und physisch unendlich viel. Wäre es da wohl nicht besser gewesen, ihn als Geisteskranken zu behandeln und der Zeit den Sieg seiner besseren Eigenschaften über fixe Ideen zu überlassen? Man stempelte Sand dadurch zum Märtyrer, während er doch nur ein unglücklicher, verblendeter Junge war. Lange hallte der peinliche Eindruck dieses Blutgerichts in ganz Europa wider; jener unselige Mord gab aber auch noch überdieß den Anlaß zu einer allgemein verbreiteten Demagogenriecherei und rief die ganz unnöthige Mainzer Untersuchungscommission wegen staatsgefährlicher Umtriebe in's Leben.

Ich hatte nicht versäumt, von Heidelberg aus Schwetzingen, Weinheim, die lieblichen Ufer des Neckars und andere Umgebungen zu besuchen. Eines Tages begleitete ich Ed. Carolath nach dem freundlichen Rheinbayern. Hier war ich Zeuge eines der vielen schönen unbekannt gebliebenen Züge aus dem still in sich abgeschlossenen Leben dieses vortrefflichen Fürsten. Als wir auf unserer Rundfahrt nach Neustadt kamen, zeigte uns ein 14jähriger Knabe den Weg zu dem nachher so berüchtigt gewordenen Schlosse Hambach. Carolath gefiel das offene, muntere Wesen des Jungen; er nahm ihn sogleich mit sich und sorgte für die elternlose Waise. Später soll es der Bursche ihm mit Undank vergolten haben. — Aber auch weitere Ausflüge machte ich, befuhr den herrlichen Rhein, sah den wundervollen Dom in Köln, besuchte Mainz, Frankfurt und Darmstadt, in letzterer Stadt die treffliche Oper. Doch die meiste Anziehungskraft übte immer Mannheim auf die Studentenwelt,

Mannheim mit seinen vielen geselligen Freuden, seinen Bällen, dem guten Theater, in dem uns die Komiker Wurm und Karl ergötzten, Wild, Romberg, Moscheles und andere Tonkünstler entzückten. Mannheim war damals die Residenz der Großherzogin Stephanie, der Sitz eines zahlreichen, reich begüterten Adels und vieler vornehmen Fremden; da gab es denn auch der Einladungen in Fülle. — Jene vortreffliche Fürstin sah ich hier zum erstenmale als Wittwe; das gnädige Wohlwollen während unserer Kinderzeit trug sie auch auf die späteren Jahre über; ich werde ihr noch oft in diesen Blättern begegnen! Nur ungern verließ ich Ende August den heiteren Musensitz und mit ihm das akademische Leben — uneigentlich so genannt, denn Studirende sind keine Akademiker. — Es ließ in mir den Eindruck zurück, daß die deutschen Studenten, wenn auch manchmal etwas unbändig, ungeschliffen, dennoch im Ganzen gutmüthig, besseren Einwirkungen zugänglich sind und im Vergleich mit anderen, z. B. den Pariser Hochschülern, vollends gewinnen müssen. Die vielen Conflikte endlich, welche mit Behörden entstehen, kommen nicht selten auf Rechnung taktloser Beamten. Solche Händel zu schlichten, dazu gehört freilich viel Ruhe, Geduld und Geschick. Jugend muß austoben — und nur zu oft überschäumt der Becher —, sie will daher in anderer Weise behandelt sein, als die übrigen Sterblichen. Mit seltenen Ausnahmen haben sich überdieß die Landmannschaften durch ihren loyalen Sinn ausgezeichnet, sich nie in Verschwörungen oder offenen Aufruhr eingelassen. Befaßte sich in neuerer Zeit ein Verein mehr mit Politik und ließen sich einzelne Mitglieder desselben zu ungesetzlichen Handlungen verleiten, so bereute die übergroße Mehrzahl später ihre jugendlichen Verirrungen und bildete sich zu nützlichen Staatsbürgern aus. — Wenn aber das Wort „Freundschaft“ noch irgend Sinn und Bedeutung hat, so ist sie in dem offenen, rückhaltlosen Anschließen jugendlicher Gemüther zu finden. Viele solcher Verbindungen bilden sich für das Leben,

gar manche aber, wohl die meisten, gehen unter in veränderten Ansichten, Verhältnissen, Beziehungen aller Art!

Nun kehrte ich wieder nach meiner Vaterstadt, in die alten, früher mir so lieb gewordenen, lange vermißten Verhältnisse zurück. Die drei Jahre (1821 bis 1824) wurden auf die Vorbereitung zur Staatsprüfung und dann auf die weitere Ausbildung im praktischen Geschäftsleben verwendet. Auch größere Reisen fielen in diese Zeit. — Eine Staatsprüfung ist immer eine ernste Sache, der selbst fleißige Studenten ängstlich entgegensehen. Wer aber seine Universitätszeit nicht gehörig benützt, fängt nun zu „ochsen" an (auch ein zierlicher, oft ganz passender Ausdruck), und um nicht dem Hasen in der Fabel zu gleichen, der schlief, während die langsam fortschreitende Schnecke das Ziel erreichte, strengt er nun alle seine Kräfte an, das Versäumte nachzuholen. Gelingt es einem begabten Kopfe, hierbei oft glänzende Beweise von Fortschritten zu geben, so ist das Ergebniß solcher Studien doch mehr mit Treibhauspflanzen zu vergleichen; sie prägen sich nur dem Gedächtnisse ein, verflüchtigen sich aber so bald und so schnell, als man sie in sich aufgenommen. — Wenn ich auch nur wenig Gewicht auf die Schulprüfungen lege, so glaube ich, daß die Regierungen mit vollem Recht die Aufnahme in den Staatsdienst nur an die Bedingung tüchtiger Befähigung knüpfen sollten. Einmal wird dadurch der Zudrang zu den öffentlichen Aemtern erschwert und nur den besseren Kräften gesichert, dann wird aber auch weniger fähigen Candidaten noch rechtzeitig die Möglichkeit eröffnet, sich einen, ihren Talenten mehr zusagenden Beruf zu wählen. Auch war es wohl eine weise Einrichtung der Regierung, daß sie bald nach jener Zeit die Staatsprüfungen in Karlsruhe bei dem großherzoglichen Justizministerium selbst vornehmen ließ; denn nicht nur wurden dadurch die sich Meldenden gewissen, oft

unvermeidlichen Einflüssen ihrer Heimath entzogen, es bot diese Anordnung aber auch noch den weiteren Vortheil, daß die Rechtscandidaten des ganzen Landes hier zusammenkamen und ein größerer Wetteifer sowohl geweckt, als auch eine leichtere Uebersicht ihrer Leistungen gewonnen werden konnte.

So sah ich denn nicht ohne innere Bewegung jenem wichtigen — glücklicherweise letzten — Examen entgegen und unterzog mich ihm mit sechs anderen Mitbewerbern zu Freiburg im Februar 1821. Nach drei schriftlichen größeren Ausarbeitungen zu Hause wurden wir mündlich, dann auch in fremden Sprachen geprüft, endlich mußten wir gemeinschaftlich, in einem Zimmer eingeschlossen, ohne andere als Gesetzbücher, verschiedene Fragen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft schriftlich beantworten. Drei Hofgerichtsräthe waren die Prüfungscommissäre. Obwohl ich mit den besten Noten daraus hervorging, so hatte ich doch auch hier wieder nicht das Gefühl innerer, vollkommener Befriedigung mit meinen Leistungen.

Ich war nun wohlbestallter Rechtspraktikant, zuerst bei dem großherzoglichen Landamte, dann an dem Gerichtshof zu Freiburg. So wie ich auf der Universität, des damit verbundenen psychologischen Interesses wegen, mehr Geschmack am Criminalrecht und Prozeß fand, als an civilrechtlichen Fragen, so zogen mich auch hier peinliche Untersuchungen mehr an, als bürgerliche Streitigkeiten.

Dieses praktische Geschäftsleben wurde häufig durch die Reisen unterbrochen, welche man, um eine gute Erziehung zu vollenden, nun einmal für unerläßlich hält. In dem Wanderjahre 1821 bis 1822 besuchte ich Italien vom St. Gotthardt bis Pompeji, war zweimal in Paris und von da in England, legte demnach 800 Meilen zurück. Mit fortschreitendem Alter verändert man jedoch immer mehr die Ansichten über Art, Zweck und eigentlichen Nutzen

des Reisens. Ein flüchtiges Durcheilen von Städten und Gegenden läßt nur ein sehr unvollkommenes Bild in uns zurück. Nur ein längerer Aufenthalt, ein tieferes Eindringen in so viel gestaltete Verhältnisse, in die Sitten, Gebräuche und nationalen Eigenthümlichkeiten und andere charakteristische Merkmale gestattet eine richtige Beurtheilung. Es kann Niemand einfallen ein Volk mit den Hôtelbesitzern, Zoll- und Polizeibehörden, Lohnbedienten und all den Klassen zusammenzuwerfen, mit welchen der Reisende gewöhnlich in Berührung kommt. Lese ich jetzt wieder meinen damals niedergeschriebenen Reisebericht aus Italien, wie nichtssagend, den Gegenstand durchaus nicht erschöpfend kommt er mir vor! Ich gewann die Ueberzeugung, daß eine solche Reisebeschreibung nur die individuellen Eindrücke, die persönlichen Erlebnisse schildern, daher vorzugsweise subjektiv gehalten werden sollte. Der descriptive Theil kann dann füglich den zahllosen „Guide's" überlassen, dort nachgelesen werden. Seit Göthe bis auf den heutigen Tag ist doch, zumal in Italien, ein jeder Stein so oft und umständlich beschrieben, daß alles Weitere ermüdend und überflüssig erscheint. Zu einer solchen großen, interessanten Reise war ich auch nicht gehörig vorbereitet, überdieß noch viel zu jung. Die liebevolle Güte meines Vaters, eine günstige Gelegenheit benützend, hatte mich eines Tages plötzlich mit dem Vorschlag überrascht, in Gesellschaft des Kreisdirektors (nachmaligen Staatsministers) v. Türkheim Italien zu besuchen. In aller Eile nahm ich nun ein damals beliebtes Reisehandbuch — das von Friedländer — vor, und hielt mich so pünktlich an seine Angaben, daß selbst ein Theil seines Urtheils, seines Kunstsinnes, ja selbst seiner Begeisterung in die Ergüsse meines Tagebuchs überging. Ich las, sah, schrieb nieder, was viel zu rasch während dieser dreimonatlichen Fahrt in überwältigenden Bildern an mir vorüberzog! Doch wurden so vielfache Genüsse auf gar manche Weise verbittert. Schon der Augenblick war damals zu einer Reise nach Italien nicht der günstigste. Die an allen

Orten und Enden ausgebrochene Revolution war kaum unterdrückt; es gährte und glimmte überall, und die Fremden waren daher mehr als gewöhnlich, besonders bei dem raschen Wechsel der Grenzen, den allerlästigsten Paß- und Mauthvisitationen unterworfen. Wurde dadurch unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt, so fehlte es auch nicht an anderen Uebelständen. Das beständige Betteln, bald in der Form der sich stets erneuernden buona man', bald von Ekel erregenden oder Räuber ähnlichen Gestalten geübt, der nie aufhörende Streit mit Wirthen und Ciceronen, ihre immerwährenden Ueberlistungen und kleinen Kniffe, das Gezänke mit Lastträgern und Vetturini (einer derselben spannte die Maulthiere mitten auf dem Platze in Bologna aus und ließ uns mit dem Wagen stehen), das betäubende Geschrei, die unverschämte Zudringlichkeit, die Unreinlichkeit, all dieß steigert den Unmuth bis zu einer gewissen nervösen Reizbarkeit, und läßt des Gefühls, im schönen Italien zu sein, nicht recht froh werden. Freilich treten in der Erinnerung solche ärgerliche Auftritte zurück, um den lohnenden Eindrücken zu weichen. Ich kann diesen letzteren hier nur flüchtig — gleichsam im Vogelfluge — folgen! Wenn man von den romantischen Ufern des Vierwaldstädter-See's über die Teufelsbrücke, aus der trostlosen Einöde des Hospiz nach dem Tessin herabsteigt, wie rein, wie dunkelblau ist der Himmel, wie verbindet sich da die üppigste Natur der Alpen mit den milderen Lüften des Südens, wie heiter glänzen da die lieblichen See'n in der Nähe der Eisgebirge! Dann die lombardische Ebene, unabsehbar, nur im fernen Süden von einem blauen Streifen — den Appeninnen — begrenzt! Welch gesegnetes Erdreich, von unzähligen Städten und Dörfern bedeckt, von Kanälen durchschnitten, von Rebgeländen und Südfrüchten durchzogen! Und das stolze Mailand mit seinem feingeschnitzten, weißen Marmorberge sich erhebend über diesem wogenden Meere von Saaten und grünen Guirlanden! Mailand voll herrlicher Kirchen mit seinen Erinnerungen an die zwei großen

Heiligen, Ambrosius und Karl Boromeo, wie an Luini und da Vinci! und dann wieder in lebendigem Treiben mit seiner Scala und seinen Palästen Paris zu vergleichen! Von da schweifen unsere Blicke über Piacenza, Parma mit seinen Correggio's, und Modena nach dem „gelehrten" Bologna. In reizender Umgebung birgt diese Stadt mit ihren beiden sonderbaren Thürmen so viele Meisterwerke der Baukunst und Malerei, unter letzteren Raphaels Cäcilia! Ueberschreiten wir nun die Appeninnen, auf deren Höhe man die beiden, durch Italien getrennten Meere zugleich sieht, und steigen in das romantische Arnothal, wie fühlen sich da nicht Geist und Sinne gleichmächtig angezogen von Florenz, der immerblühenden Stadt der Blumen! Hier sahen wir nun das prachtvolle, italienische Pantheon, Santa croce, bewunderten die reichen Kunstschätze in der unvergleichen Gallerie, wie in dem festungartigen Palast Pitti, und mit Entzücken hingen unsere Augen, von den Gärten Boboli aus, an den historischen Höhen, welche die reizende Stadt rings umgeben! Und vollends Rom! Rom, der Inbegriff alles dessen, was wir uns schon von frühester Jugend an als geschichtlich merkwürdig, groß und heilig gedacht; einst die Beherrscherin der Welt, nun die Metropole der Christenheit! Es war an dem mir unvergeßlichen Abende meines 22. Geburtstages, als mein Auge zum erstenmale auf St. Peter ruhte, hinter dessen Kuppel die Sonne unterging! Bald hatten wir Ponté molle, die Piazza del popolo erreicht; doch unser Enthusiasmus wurde nur zu bald abgekühlt, denn man führte uns statt in den Gasthof gleich zur Dogana, die sich freilich hier, weniger prosaisch als gewöhnlich, in ein altes, zerfallendes Gemäuer mit schönen Corinthischen Säulen eingenistet hatte. Abermals Paß-, Gepäck- u. dgl. Vexationen, dann endlich Ruhe in einer Locanda auf dem spanischen Platze, um mit dem beseligenden Gefühle einzuschlafen: in Rom zu sein!

Es gibt wohl keine Stadt, welche in so verschiedenartiger

Weise aufgefaßt und beschrieben wurde, wie Rom. Die Einen ergehen sich in überschwenglichen Lobeserhebungen und begeisterter Bewunderung, die Anderen tadeln wieder in ungebührlicher Weise, und die Wahrheit liegt wohl auch hier in der Mitte. Eben weil die „ewige" Stadt so verschiedene Gesichtspunkte bietet, gehen die Urtheile über sie so sehr und oft in so leidenschaftlicher Weise auseinander. Nach drei Hauptrichtungen gleich anziehend, läßt Rom dem wißbegierigen Touristen die Wahl, sich mehr mit der einen oder anderen zu beschäftigen; wir unterscheiden das heilige, das Rom der Kunstgallerieen, das antike Rom! Der Künstler, der Archäologe, jeder Gebildete erfreut sich an den reichen Sammlungen und unschätzbaren Alterthümern; der Geschichtsfreund findet hier auf jedem Schritte Erinnerungen, welche ihm Jährtausende überlieferten, ja selbst der Boden, den sein Fuß betritt, verbirgt unermeßliche Schätze. Nur dem „heiligen" Rom wollen gar viele Reisende nicht gerecht werden; sie kommen da mit eingewurzelten Vorurtheilen an und bewaffnen sich selbst gegen eine bessere Ueberzeugung mit Deklamationen über Priesterherrschaft, mittelalterlichen Aberglauben, Mißbräuche u. dgl. m. Mit höhnischem Spotte oder puritanischer Entrüstung schmähen sie Erscheinungen und Gebräuche, deren Sinn und Bedeutung sie nicht verstehen. Nur in neuester Zeit sind Cardinal Wiseman, Maguire und andere geistvolle Schriftsteller so oberflächlichen, gleißnerischen oder böswilligen Auffassungen entschieden entgegen getreten. Rom wird aber diesen Verfolgungen nie entgehen, eben weil es der Fels ist, auf dem Christus seine Kirche gegründet. Das weltliche Regiment des Papstes, wie jede menschliche Anstalt Mängeln unterworfen, theilt diese Uebelstände mit den anderen italienischen Staaten; sie werden in Rom aber reichlich aufgewogen durch eine wahrhaft väterliche Leitung und siegreich wurden alle die Verläumdungen der Gegner der Kirche durch nicht zu läugnende Thatsachen widerlegt.

So wenig Zeit uns auch zu einer gründlichen, oder auch nur

genußreichen Beschauung so mannigfaltiger Gegenstände blieb, so ließen wir doch keinen unbesucht, dehnten unsere Forschungen auch auf die Campagna, auf Tivoli, Albano u. s. w. aus. Meinem Plan getreu, spreche ich hier nur von persönlichen Erlebnissen und Begegnungen; überdieß sind Peterskirche, Vatican, Lateran, Capitol, Pantheon, Colliseum, Engelsburg, Corso, Katakomben, die sieben Hügel mit ihren Villen Worte von so gewaltigem Inhalte, von so welthistorischer Bedeutung, daß meine schwache Feder nichts zu ihrer Verherrlichung beizutragen vermag.

Nie wird aber in meinem Gedächtniß das Andenken an die halbe Stunde erlöschen, welche ich bei Sr. Heiligkeit dem Papste Pius VII. im Quirinal zubrachte. Treffend sagt Cardinal Wiseman in seinen „vier Päpsten“ Seite 16: „Für jeden Katholiken muß eine solche Vorstellung ein Ereigniß für's Leben sein; sie ruft ein Doppelgefühl hervor, bestehend aus der Verehrung, welche man dem Fürsten zollt, und der Huldigung, die dem Oberhaupte unserer Religion gebührt. Von dem Monarchen empfangen wir mit Befriedigung ein herablassendes Wort, von dem Papste nehmen wir dieß Wort als einen Segen entgegen.“

Hr. v. Türkheim und ich hatten uns in Uniform eingefunden, und gegen die bestehende Etiquette wurde uns gestattet, die Degen zu behalten. Pius VII. saß, als wir eintraten, hinter einem großen Schreibtisch, und trat uns dann als ein kleiner, unter der Last des Alters gebeugter Mann in einer einfachen, weißen Soutane entgegen. Als Katholik machte ich die üblichen Kniebeugungen, und freundlich reichte uns der ehrwürdige Greis die Hand zum Kusse. Als ich diese Huldigung mit tiefer innerer Erregung brachte, rief der Papst heiter scherzend aus: Che galant-uomo! Die Freude, welche ich damals über diese freundlichen Worte empfand, wäre wohl getrübt worden, hätte ich ahnen können, wer in späterer Zeit diesen Beinamen erhalten würde. Der heilige Vater

sprach italienisch mit uns, denn seit seiner Rückkehr von Fontainebleau vermied er wo möglich jedes französische Gespräch. Nach einigen allgemeinen Fragen und Bemerkungen über Rom und die Zeitverhältnisse, nachdem er bei Hrn. v. Türkheim sich nach dessen Vater erkundigt, den er in Rom kennen und schätzen gelernt, ging der Papst auf die Carbonaria, und die unheilvollen Folgen jeder Revolution über. „Gott," fügte er bei, „straft nicht immer alle Verbrechen auf dieser Erde, selten aber entgeht, wer sich gegen die göttlichen Rechte und menschlichen Staatseinrichtungen empört, auch einer zeitlichen Züchtigung; wer durch die Revolution steigt, muß und wird durch sie wieder fallen!" Wie oft im Leben dachte ich an diese Worte des vielgeprüften Kirchenfürsten! Pius VII. stand damals im 82. Lebensjahre; das Haar, wie die starken Augenbrauen waren beinahe noch ganz schwarz. Mit inniger Rührung und Theilnahme hingen wir an dem Anblicke dieses Mannes, der „altersschwach" dem Mächtigsten dieser Erde muthig widerstand, ja sogar seinen Sturz, wie dessen Tod erlebte! Später begegneten wir dem Papste noch einigemale, ohne ihn zu sprechen; einmal ließen wir durch seine Hand Rosenkränze weihen, und dann trafen wir ihn auf der Straße im Wagen, bei welcher Gelegenheit die Selbstfahrenden immer aussteigen.

Zwei Jahre später endete einer der merkwürdigsten Päpste ein vielbewegtes Leben, auf welches die für ihn seit Jahrhunderten vorhergesagte Devise: „Aquila rapax" ganz anwendbar erschien. In den oberen Räumen der Basilika des heiligen Paul waren die Bildnisse aller Nachfolger Petri gemalt. Das Porträt Pius VII. nahm die letzte Nische ein; bald nach dessen Tode brannte das wundervolle Gotteshaus ab. — Während unseres Aufenthaltes fanden keine größeren Kirchenfeierlichkeiten statt, auch Volks- und andere Feste fielen nicht in diese Zeit. Nur die Weinlese veranlaßt im Oktober eine Art von Carnaval im Freien; man lagert da in der Gegend des „Scherbenberg's," tanzt, trinkt, jubelt

und malerisch nehmen sich die Trachten der Landleute aus. Die Besichtigung der zahlreichen Kirchen, Paläste, Denkmale und Antiquitäten ließen uns nur wenig Zeit für Besuche und Gesellschaften. Kölle, der bekannte württembergische Diplomat, bot sich uns gefällig als Führer an. Mit Freuden suchten wir den Grafen Appony auf, der als österreichischer Botschafter den venetianischen Palast beiwohnte. Diese uns von Karlsruhe bekannte liebenswürdige Familie wurde damals durch die Geburt der ersten und einzigen Tochter, Marie, vermehrt. Die beiden Söhne, Rudolf (jetzt Botschafter in London) und Julius, waren zu Karlsruhe und Florenz geboren. Einige Abende brachten wir bei dem preußischen Gesandten, dem berühmten Niebuhr zu, um den sich gewöhnlich die Elite der römischen Gelehrten und Künstlerwelt versammelte. Ich war damals noch zu jung, um näher mit diesen Celebritäten bekannt zu werden. Overbek, Cornelius, Bartholdy standen in erster Linie. Noch schwebt mir aber die ebenso imposante als einnehmende Erscheinung des Cardinals Consalvi vor, dessen fein geschnittenes Profil eine, nach seinem Tode (1824) geprägte Medaille verewigte. — Die Theater zogen uns in Rom wenig an, sie gehören nicht zu den besseren Italiens.

Von Rom nach Neapel hatten wir Plätze mit dem Courier genommen, welchen einige Carabinieri mit gezogenen Säbeln begleiteten. Wir machten auf diesem Wege die unwillkommene Bekanntschaft mit den pontinischen Sümpfen, welche gespenstige Postillone mit Blitzesschnelle durchfahren, sahen dann die beiden Räubernester Istri und Fondi, Gaëta, Terracina (kurze Zeit zuvor war der österreichische Graf Coudenhove von Räubern angefallen, in die Gebirge geschleppt und erst gegen Lösegeld frei gegeben worden). Ueber Capua und Aversa trafen wir endlich in jener alten Parthenope ein, welche man ein von Teufeln bewohntes Paradies nennt. Es steht jedoch damit nicht so schlimm, und es hieße jedenfalls die Kinder jenes vulkanischen Bodens verläumden,

wollte man nur gerade sie als Teufel in Menschengestalt bezeichnen. Es ist ein genußsüchtiges, unruhiges, charakterloses Völkchen, das viele Fehler mit den anderen Italienern theilt, doch auch wieder manchen guten Zug vor diesen voraus hat. Ich gestehe, daß Neapel mir vor allen anderen Städten der Halbinsel gefiel, und wenn ich auch dem Sprüchworte nicht beistimme — Veder Napoli è poi morir! — will ich lieber leben, um mich immer freuen zu können, es gesehen zu haben! Keine Stadt ist wohl so oft beschrieben und gezeichnet worden, als Neapel! Aber auch welch ein bezaubernder Golf mit den Inseln und Küsten, den durchsichtigen, blauen Wellen des Meeres, welch ein buntes Treiben, welche Farbentöne! Wie verschwinden da alle Kunst- und Alterthumsschätze vor den verführerischen Reizen einer ewig jungen Natur! Und in dieser Zeit von acht Tagen sollten wir alle diese lieblichen Bilder in uns aufnehmen? Ein Besuch in Pompeji ist ja allein schon eine Reise nach dem Süden werth! Wie schweiften unsere Gedanken sehnsüchtig vom Vesuv zum Aetna! Wie gerne hätten wir Paestum und so viele andere anziehende Punkte besucht; nicht einmal den Feuerkegel konnten wir besteigen, wenn er uns auch gleich jede Nacht mit kleinen aufsteigenden Flammen dazu einlud! — Denkwürdig blieb mir immer die Erscheinung des alten Königs Ferdinand I. Welche Ereignisse waren über diesem greisen Haupte vorübergegangen, da er schon 1759 den Thron bestiegen! Beinahe jeden Morgen sahen wir ihn mit seinen stark markirten Zügen, bei denen eine ungeheuere Nase hervorragte, in einem offenen Wagen auf die Jagd fahren, deren Ergebnisse er dann seinen Bekannten zuschickte. Bei einem Diner des österreichischen Generals Frimont aß ich von einem, von königlicher Hand erlegten Rehe. Das Theater zog uns wegen Rossini an, der damals in Neapel war, wo auch seine künftige Frau — die Colbran — sang. Dennoch wohnten wir einer ganz mittelmäßigen Vorstellung der Gazza ladra bei. Oper und Ballet bilden bekanntlich

in Italien den hauptsächlichsten Theil der Unterhaltung; es ist das Theater das allgemeine Rendezvous aller Stände. Jede noch so kleine Stadt hat daher ihr oft überraschend schönes Schauspielhaus; imposant ist der Anblick der Scala in Mailand, von San Carlo in Neapel; in beiden sind besonders die Ballette voll ergreifender Wirkung; nirgends findet man herrlichere Dekorationen und eine blendendere In-Scenesetzung. Sängern von ausgezeichnetem Ruf begegneten wir nicht, die einen waren schon zu alt, wie Tachinardi, die anderen Anfänger, wie Lablache, der aber schon mit seiner wundervollen Stimme entzückte. Da die Künstler auf italienischen Bühnen immer wechseln und die besten Truppen meistens nur im Carnaval vereinigt sind, so ist es Zufall, wenn man gerade irgendwo ausgezeichnete Darstellungen trifft. Für Fremde zumal ist aber der Besuch italienischer Theater mit gar manchen Unbequemlichkeiten verbunden; schon die ungebührliche Länge der Vorstellungen, die tägliche Wiederholung derselben Oper, der beständige, unerträgliche Lärm, der nur bei Lieblingsstellen aufhört, all dieß ermüdet und wird besonders im Parterre zu einer wahren Qual. Dennoch läßt sich mit dem Feuer der lebendigen Auffassung der italienischen Sänger nichts vergleichen, und wenn der Vortrag vielleicht auch weniger schulgerecht, die Musik nicht immer gediegen, mehr für die Sinne berechnet ist, so kann man sich doch eines Gefühls hoher Befriedigung, ja selbst der Begeisterung bei diesen musikalischen Genüssen kaum erwehren.

Nach dem Allerseelentag, dessen eigenthümlicher Gedächtnißfeier wir noch beiwohnten, traten wir unsere Rückreise, und zwar der vorgerückten Jahreszeit wegen, in größter Eile an. In Rom und Florenz hielten wir uns nur noch einige Tage auf, und in ersterer Stadt hatten wir das Glück, in der Kirche des heiligen Karl am 4. November den Papst das Hochamt halten und dann in feierlicher Prozession herumtragen zu sehen. An demselben Tage entlud sich ein so furchtbares Gewitter über Rom, wie ich selten

eines erlebt: Schlag folgte auf Schlag, und nicht in Tropfen, aber in Fäden ergoß sich der Regen. — In der Pergola zu Florenz wohnten wir einer Vorstellung bei, worin uns die Hofloge mehr interessirte, als das Bühnenspiel. Es befanden sich nämlich zufällig an jenem Abend dort versammelt: der Großherzog Ferdinand und der Erbprinz Leopold von Toscana, beide mit ihren Frauen, sächsischen Prinzessinnen und Schwestern; als ihre Gäste, die Herzogin Maria Louise von Parma, kaum erst Wittwe Napoleons geworden, und Karl Albert von Savoyen; Carignan, dessen hohe, hagere Gestalt im Hintergrund hervorragte und der damals nach dem Turiner Aufruhr auf Reisen geschickt wurde! Welch seltsame Begegnung!

Ueber Ferrara und Padua gelangten wir nach Venedig. Ich enthalte mich jeder Bemerkung über diese Stadt, in der wir nur einen flüchtigen Blick auf den Markusplatz mit seinen weltberühmten Umgebungen werfen konnten. Wir sahen nichts von all den Reizen, welche die Stadt der Lagunen jedem Besuchenden unvergeßlich machen. Der düstere Novembernebel, die zerfallenden Paläste, die engen Straßen, die stinkenden Kanäle, die traurigen Gondeln, all dieß konnte nur einen trüben Eindruck in uns zurücklassen. Ebenso rasch ging es über die herrlichen Städte Vicenza, Verona, Brescia nach Mailand zurück. Von dort nahm uns der Comer See auf, bei glänzend flimmerndem Schneelichte überstiegen wir den Splügen und eilten durch das Rheinthal der Heimath zu. — So genußreich diese Reise, so kurz war sie auch, und in diesen zehn Wochen mußte gar Manches versäumt werden. Sie ließ daher den lebhaften Wunsch in uns zurück, einst länger und mit mehr Befriedigung dort zu verweilen, ein Wunsch, der leider nicht erfüllt werden sollte. — Ohne kleine Abenteuer läuft eine italienische Reise nicht leicht ab. Unter einigen auffallenden Begegnungen will ich hier nur Skizzen von drei Reisegefährten entwerfen, die an sich so unendlich verschieden, dennoch in ihrer

Charakteristik zugleich einen Einblick in die damaligen Sitten und politischen Zustände jenes Landes gewähren.

Von Florenz bis Rom befanden wir uns in Gesellschaft eines 80jährigen Marchese aus Parma, in Tracht und Benehmen ein höchst merkwürdiges Original. Familiengeschäfte führten ihn nach Rom, und es schien, als ob er während seines langen Lebens die Vaterstadt nur höchst selten verlassen hätte. Aus einer früheren Zeit hatte er alle Ansichten, Vorurtheile und eine souveräne Verachtung für jene bewahrt, die er nicht für seines Gleichen hielt. Mit der alten italienischen Familien eigenen Sparsamkeit verband er eine völlige Ungewohntheit des Reisens. Drei Schreckbilder quälten ihn beständig: die Furcht, in Gasthöfen übernommen zu werden, die Angst vor Räubern und der etwaige Ausbruch eines Vulkans. Um sich möglichst ökonomisch einzurichten, führte er seinen Mundvorrath in einer blechernen Büchse mit sich und trank Wasser am Brunnen; nur Nachts betrat er das Albergo, wo er, der alte Mann, sich aber weigerte, in's Bett zu liegen, und in der Hoffnung, das Zimmergeld zu ersparen, in einem Lehnstuhl schlief, daher jedesmal heftiger Streit mit dem Wirthe. Gegen räuberische Anfälle hatte sich der stolze Marchese mit einer ungeheueren Tabaksdose versehen. Vor Vulkanen wußte er sich jedoch nicht zu schützen; er sah deren allenthalben, und bei jedem Feuer auf dem Felde bemerkte er still vor sich hin: Ecco un' altro volcano! Später sahen wir ihn, eine leibhaftige Rococofigur, in gesticktem Rocke mit Degen und Manchetten majestätisch in der Villa Borghese zu Rom spazieren gehen; er würdigte uns keines Blickes! Wie viele solcher Karikaturen mögen wohl früher die unzugänglichen Paläste Italiens verborgen haben! — Ein zweites Zusammentreffen war weniger komisch. Es war schon dunkel, als wir uns in Rom in den Wagen setzten, welcher nur drei Plätze für Reisende hatte. Außer dem päpstlichen Courier fand sich nur noch ein Passagier ein. Nun ist es zu jeder Zeit unheimlich,

Nachts in einen öffentlichen Wagen zu steigen; in Italien war es aber damals doppelt erwünscht, seine Gefährten zu kennen. Es ging uns zwar nicht wie jenem Reisenden, der bei Tagesanbruch mit Entsetzen bemerkte, daß ein Tanzbär neben ihm sitze; unsere Entdeckung war, wenngleich verschiedener Art, doch nicht minder unangenehm; dieser dritte Mann nämlich stieß von Zeit zu Zeit anfangs unvernehmliche Töne, dann immer lauter stets dieselben Worte aus: „Carbonaria, maledetti carbonari! ohime! misero mio!“ u. s. w. Diese Klagen wurden ohne Unterbrechung fortgesetzt, ließen uns nicht schlafen, und auf alle unsere Fragen, auf unser Rütteln und Schütteln gab uns der Unglückliche immer die gleiche lamentable Antwort. An der neapolitanischen Grenze dieselbe Geschichte, so daß die Beamten glaubten, er wolle sich über sie lustig machen, und ihn verhaften ließen. Man durchsuchte nun seine Taschen, fand den Paß und die Schlüssel zum Gepäcke, das man streng visitirte. Der Aermste ließ dieß Alles mechanisch geschehen, und man gab ihn wieder frei. Der menschenfreundliche Conducteur aber nahm sich seiner bis Neapel wie eines Kindes an, und wir vermutheten, daß er ein seinen Wärtern entsprungener Mann war, dem, wie so vielen Andern, die Revolution den Kopf verrückt hatte. — Unser drittes Abenteuer endlich fand an der römisch-venetianischen Grenze zu Ponte lag' oscuro (ein ominöser Name!) statt. Mein Reisegefährte hatte eine kleine Madonna von Garofalo gekauft, und die Mauthbeamten widersetzten sich der zollfreien Einfuhr des Gemäldes; auch sollte es zuvor noch zur Censur! nach Wien geschickt werden! Dieß versetzte nun begreiflicher Weise den Herrn v. Türkheim in ebenso großes Erstaunen, als üble Laune. Es kam daher zu lebhaften Zwischengesprächen; da nahte sich ein Fremder mit dem leise ertheilten Rathe, die Sache nicht auf's Aeußerste zu treiben; der „dunkle See“ sei auch von Dunkelmännern bewohnt, welche ihn hier schon acht Tage lang aufhielten. Wir gaben daher nach, das

Bild wanderte nach Wien und gelangte erst nach langer Zeit zu Herrn v. Türkheim zurück. Doch hatte uns der Streit aufgehalten, wir mußten in dem traurigen Orte übernachten und brachten den Abend mit unserer warnenden Stimme zu. Sie stellte sich uns als einen polnischen Obristen vor, der, früher in französischen Diensten, Napoleon aus Anhänglichkeit auf der Insel St. Helena besucht und von ihm Briefe an seine Familie mitgenommen. Nach des Polen Angabe war er jedoch wegen dieser verhängnißvollen Papiere mehrere Jahre unterwegs, längere Zeit in der Festung Alessandria gesessen, und jetzt, nachdem die Schriften in Rom, Turin und schon zweimal in Wien gewesen und ihm immer wieder zurückgegeben worden seien, habe man sie abermals vorgefunden und beanstandet, er müsse daher hier die Rückantwort von Wien abwarten. Wahrscheinlich seien ihm die Briefe hier wieder deßhalb als verdächtig weggenommen worden, weil er, durch jene Vorgänge gewarnt, sie in den gepolsterten Seitenwänden seines Wagens verborgen; nur durch Verrath hätten sie entdeckt werden können. Was an der ganzen Geschichte wahr, konnten wir nicht beurtheilen; kurz, wir reisten des anderen Tages mit Zurücklassung Carofalo's nach Venedig und wünschten dem Polen baldige Erlösung. Erst später erfuhren wir seinen Namen, den er uns selbst nicht nennen wollte. Er hieß Jecmanuszki, so viel ich mich zu erinnern glaube.

Im darauffolgenden Jahre (1822) war ich **dreimal in Paris**. Hier traten mir nun mit jedem Schritte die Erinnerungen aus der Kindheit entgegen, doch wie sehr hatte sich alles verändert! Lilien statt der Bienen und Veilchen, weiße Lappen statt der Tricolore! Den Napoleoniden waren die Bourbonen, dem kriegerischen Treiben eine Friedenszeit gefolgt; mit ihr zog das Reich der Börse, der Industrie, der Spekulationen ein; es war mit einem Wort die Zeit der s. g. Restauration, in der man frühere Frevel zu sühnen, tief geschlagene Wunden zu heilen suchte, weniger eine

Zeit des Uebergangs, als des Umschwungs der Dinge in entgegengesetzte Extreme, wobei man sich wieder ebenso vielen Täuschungen und Verirrungen hingab. Man besuchte mehr die Kirchen, war äußerlich frommer, ohne dem skeptischen Sinne, der Frivolität vergangener Tage zu entsagen; man benützte die Charte zu Hof- und Kabinetsintriguen, und grollte dem Auslande ob der erlittenen Demüthigungen. Damals leitete der staatskluge Ludwig XVIII. — deux fois neuf, wie man ihn nannte — noch alles mit sicherer Hand. Richelieu, Damas, Decaze und andere Minister standen ihm zur Seite. Jeden Sonntag fand bei diesem Monarchen eine diplomatische Cour statt. Wir wohnten einer derselben bei, und in der That waren sie so ungewöhnlicher Art, daß ich sie kurz beschreiben will. Die Gesandten stellten sich nach ihrem Range in einem großen Halbzirkel auf, hinter ihnen die Legationssekretäre, sowie die vorzustellenden Fremden. Nun wurde der unförmliche König, in voller Uniform, auf einem Rollstuhle hereingeführt. Der geistreiche Monarch wußte aber bei solchen Anlässen nichts anderes zu sagen, als sich regelmäßig, von seinem Sitze aus, nach dem Befinden der Fürsten zu erkundigen, die da vertreten waren. Nur bei dem Schweizer Geschäftsträger machte er eine, durch die Umstände gebotene Ausnahme, und fragte außer nach anderen gleichgültigen Dingen: Les montagnes de la Suisse ont-elles toujours beaucoup de neige? Wie der Rollstuhl sich drehte, machte auch das diplomatische Corps eine rückgängige Bewegung nach der Thüre, wobei nicht selten die Dreispitze, die Degen und die Beine in Conflikt geriethen. Aehnliche Audienzen fanden auch bei den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie statt. Der schöne Greis, Monsieur, überraschte durch rüstiges Aussehen und eine edle, freundliche Haltung. Weniger sprach die Persönlichkeit des herzoglichen Ehepaares Angoulême an. Sie empfingen kalt, ohne einnehmende Formen. Endlich sahen wir die lebensfrohe Wittwe M. Karoline von Berry, deren Kinder sorglos um sie spielten.

Nach dem Hofe war es die Chambre des Députés und ihre stürmischen Sitzungen, welche die Neugierde der Fremden weckte. Der festgegliederten royalistischen Partei mit ihren mehr leidenschaftlichen als klugen Wortführern an der Spitze standen kühne Redner gegenüber, welche sich, nur fünf oder sechs an der Zahl, ungescheut rühmen durften, daß hinter ihnen 30 Millionen Gleichgesinnte stehen! Da gab es denn lebhafte Discussionen, selbst blutige Duelle. Noch erinnere ich mich der kräftigen Gestalt Foy's, des hinfälligen Benjamin Constant, wie der imponirenden Erscheinung Casimir Perrier's. Auch hieß es im Lager der Linken: pour être bon patriote il faut s'habiller en Casimir, boir du Lafitte, lire son Manuel, y ajouter Foy, et lui rester Constant! Wer gedenkt jetzt noch jener erbitterten, parlamentarischen Kämpfe!

Einen anderen ergreifenden Besuch machten wir im Taubstummen-Institute. Schon 1810 hatte ich mich als Kind der Lehrmethode des Abbé Siccard erfreut, und ich wollte den vortrefflichen Freund der armen, des Gehörs und der Sprache Beraubten wiedersehen. Man führte uns in sein Zimmer, doch wie erstaunten wir, als wir den ehrwürdigen 80jährigen Lehrer todt im Bette sahen; er war den Tag zuvor gestorben. Da lag der verdienstvolle Nachfolger des unvergeßlichen Abbé de l'Epée mit dem milden Ausdruck in den Zügen, worin sich das lohnende Bewußtsein eines redlich vollbrachten schönen Tagwerkes wiederspiegelte. Tiefer Schmerz zeigte sich auf den Gesichtern der Zöglinge.

Außer dem unvermeidlichen Besichtigen von Merkwürdigkeiten nahmen unsere Zeit auch viele Besuche in Anspruch. Da mein Bruder und ich auf dieser Reise unseren Vater begleitet hatten, so lernten wir in Gesellschaften, wie bei häufigen Diners manche interessante Persönlichkeit kennen, so: Pozzo di Borgo, den Duc de Gramont, Röderer, Segur, Belderbusch u. a., auch mit dem ebenso charakterlosen als geistreichen Staatsmanne Dalberg trafen wir zusammen; sein schöner, deutscher Name paßte ebenso wenig

zu seiner Stellung, als zu dem französischen Duc-Titel. Unser Gesandte selbst aber, der alte schmächtige Bailli von Ferrette, war eine in Paris so allgemein bekannte Figur, daß er der Gegenstand beständiger Witze und Wortspiele wurde.

Unter den Genüssen, welche Paris unserem jugendlichen Sinne bot, nahmen die Theater wieder den ersten Rang ein. Doch dieß sind so rasch vorüberziehende, so bald erbleichte Bilder, daß sich jetzt nur noch die trockene Kunstgeschichte mit ihnen beschäftigt. Diese Künstlernamen haben jetzt allein für Jene Bedeutung, welche die unnachahmliche Grazie einer „Mars," das Organ und die Würde „Talma's" kannten; die niedliche Leontine Fay entzückte damals als Kind, und die ergreifenden Töne einer Fodor, einer Cinti sind nun längst verklungen. Wie früher Brunet, ergötzten nun Potier, Perlet u. a. mit ihren unvergleichlichen Späßen.

Zu jener Zeit wurde auch auf der Place notre Dame des Victoires die Reiterstatue Ludwig XIV. feierlich enthüllt, wobei kleine silberne Denkmünzen ausgeworfen wurden.

Von Paris aus besuchten wir England. Was soll ich nun von den Eindrücken sagen, welche so viel Neues und Ueberraschendes in mir zurückließen? Wie man den englischen Boden betritt, erscheint Alles so fremdartig, es findet nicht wie bei anderen Grenzen ein Uebergang statt, und man sollte glauben, daß die beiden durch eine so schmale Meerenge getrennten Küsten hundert Meilen von einander entfernt liegen. Wir zogen nun in die von Rauch und Nebel umhüllte Weltstadt ein, und pfeilschnell verflogen uns in Gesellschaft der beiden „Galen" die paar Wochen unseres Aufenthaltes. Die merkwürdige Geschichte Englands trat uns in den Hallen Westminsters, wie in dem Tower entgegen, die Handelsgröße und den Weltverkehr Englands lernten wir in den Doks kennen, die, selbst eine unabsehbare Stadt, Schiffe aus allen

bekannten Theilen des Erdballs aufnehmen. Die reizenden Square's, die grünenden Parks entfalteten die üppigste Vegetation und wie auf den Straßen unzählige Wagen aller Art, durchkreuzten die niedlichsten Schiffe die wogenden Wellen der Themse.

Einige Almacksbälle zeigten uns den Glanz der fashionablen Welt; die schöne Tochter des nachmaligen Ministers Canning war die gefeiertste Tänzerin. Ihr berühmter Vater, damals nicht mehr jung, hatte edle, ausdrucksvolle Züge. Unter den Vornehmen, den Ton angebenden Damen des diplomatischen Corps that sich die Fürstin Lieven hervor. Zuweilen besuchten wir auch den Vauxhall und andere öffentliche Gärten mit ihren wirklich überraschenden Beleuchtungen und abwechselnden Unterhaltungen. Weniger sprachen uns die Theater an, wohl der schwächste Theil der Londoner Freuden. War uns ein Besuch in den beiden Häusern des Parlaments schon von hohem Interesse, so erregte der feierliche Schluß der Sitzung durch Georg IV. unsere Neugierde in nicht geringem Grade! Wie erstaunten wir über das halb prachtvolle, halb seltsame und veraltete Gepränge bei der Auffahrt! Der dicke König erschien in dem alten Hause der Lords, und las vom Throne und im Königsornate den Speech ziemlich unverständlich herab, dazu die altherkömmlichen Ceremonien, die nur noch hier gebräuchlichen Trachten und Perücken, das bescheidene Erscheinen des Unterhauses vor den Schranken, das Ausrufen des französischen: Le roi le veut! bei Verkündigung der Gesetze, all' diese Dinge überraschen den Fremden. Einige Tage nachher schiffte sich der König auch mit vielen Feierlichkeiten nach Schottland ein. — Zu den letzten Festen der Season gehörte ein militärisches Frühstück, welches der Herzog von Wellington in Greenwich gab. Mittags begonnen, endete es erst nach Mitternacht. — Kurz vor unserer Abreise wurden wir eines Morgens durch die Nachricht erschreckt, daß sich der erste Minister, Lord Castleragh (12. August) den Hals abgeschnitten — Folge eines politischen Spleens.

Auch die reizenden Umgebungen, welche die Hauptstadt wie eine Perlenschnur zieren, ließen wir nicht unbesucht. Hamptoncourt mit seinen herrlichen Cartons und berühmten Bäumen — der Eiche Heinrichs VIII. und dem Weinstocke, der in jenem Sommer gegen 800 Trauben trug, — dann Brighton mit der fantastischen Villa, das liebliche Richmond, Kensington, vor allen aber das mit keinem Schlosse zu vergleichende Windsor! Wir setzten unsere Rundreise fort, besuchten Blenheim mit seinen Kunstschätzen, Oxford, die Stadt voll wunderlicher, alterthümlicher Gebäude und Einrichtungen, und schifften uns nach einem Ausflug nach Portsmouth und der lieblichen Insel Whigt in Brighton ein. Leider war das Dampfschiff beschädigt, und wir mußten uns dem gewöhnlichen Paquetboote anvertrauen. Anfangs ging es vortrefflich, und während der Nacht schwellte eine leichte Brise die Segel. Doch mit Tagesanbruch trat eine völlige Windstille ein, und wenn wir uns gleich des herrlichen Anblicks von Luft und Meer ringsum bei dem klarsten Sonnenlichte erfreuten, so plagten uns doch bald Langeweile und Hitze, und da wir gar nicht vorwärts kamen, blickten wir sehnsuchtsvoll nach den Küsten der Normandie, die in blauer Ferne vor uns lagen; damit uns keinerlei Emotion entgehe, thürmten sich im Westen Gewitterwolken auf; die Vögel streiften über die mehr und mehr sich kräuselnden Wellen; Finsterniß bedeckte bald das Meer; einige unserer Reisegefährten befiel die leidige Seekrankheit; da erschien, trügerisch ein Retter in der Noth, ein Fischerkahn. Hoffend, mit ihm und seinen Rudern schneller das Land zu erreichen, stürzten wir uns in ungeduldiger Hast in das kleine Fahrzeug, das bald überfüllt war. Die Schiffleute konnten deßhalb die Barke nicht gehörig leiten; das Segel riß uns hin und her. So wurden wir nun während sechs qualvoller Stunden von Sturm und Wellen gepeitscht, und kamen erst nach Mitternacht krank und durchnäßt in Dieppe an, wo das größere Schiff, das wir verlassen, bereits ungefährdet eingetroffen war.

Ueber Paris, Burgund und die Schweiz kehrten wir nach Hause zurück.

Außer diesen großen Reisen machte ich öfters Ausflüge nach verschiedenen Städten des Großherzogthums, oder an den Rhein und brachte einige, mir unvergeßliche Wochen bei lieben Verwandten in Bern zu. Immer mehr rückte jedoch der Augenblick heran, wo ich das väterliche Haus verlassen, und es später nie mehr auf längere Zeit, immer nur als Gast, bewohnen sollte. Es war am letzten Tage des Jahres 1823, als mich mein Vater zu einer neuen Bestimmung nach Karlsruhe begleitete. Ein herzzerreißender Schmerz durchdrang mich bei'm Abschiede. Es lag eine so unendlich glückliche Kindheit hinter mir; sorgfältig geleitete Studien wechselten mit den angemessensten Unterhaltungen und lehrreichen Reisen. Empfänglich für die Kunstgenüsse, wie für die Reize der schönen Natur fand ich auch überall eine freundliche, wohlwollende Aufnahme; selten nur kam ich mit rohen oder bösen Menschen in Berührung, hielt sie daher im Allgemeinen auch für besser, als sie in der Regel sind. Noch hatte mich das Leben mit seiner rauhen Wirklichkeit nicht erfaßt. Alles erschien mir im rosenfarbenen Lichte. Mit reinem, beinahe kindlichem Vertrauen überließ ich mich den Eindrücken des Tages, und glaubte dieselbe Nachsicht, den gleichen Optimismus, mit dem ich die Außenwelt betrachtete, auch für mich ansprechen zu können. Dabei bewahrte mich die unserer Erziehung zu Grund gelegte religiös-sittliche Richtung vor mancher jugendlichen Verirrung, und ich gab mich deßhalb um so froher und ungehinderter der Gegenwart und ihren Einwirkungen hin, als kein Hauch den Spiegel der Vergangenheit trübte. — Voll der dankbarsten Gefühle gegen die göttliche Vorsehung, mit den besten Vorsätzen ausgerüstet, trat ich daher meine neue Laufbahn, von Segenswünschen begleitet, an! Ich hatte die meisten Schriften gelesen, welche als Leitfaden in den Irrgängen des menschlichen

Treibens dienen sollen, viele solcher Regeln selbst in mein Tagebuch eingetragen. Doch wie selten werden diese wohlgemeinten Winke im praktischen Leben beachtet! Es gehört zumal bei lebhafter Einbildungskraft, bei regem Hange zur Thätigkeit viel Charakterstärke, ein fester Wille, es gehören unerschütterliche Grundsätze dazu, um mit Gottes Gnade gegen die uns umbrausenden Wogen der Welt und Sinneslust, gegen die erwachenden Leidenschaften anzukämpfen! und wie wahr ist Talleyrand's Ausspruch, daß fremde Erfahrung ein leeres Wort ohne Bedeutung sei, Jeder für sich selbst seine eigenen Erfahrungen machen wolle und müsse!

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, bin ich es dem Andenken meiner unvergeßlichen Eltern schuldig, hier laut und offen auszusprechen, daß ich ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt die schönsten Stunden meiner Jugendzeit verdanke. Ein gleiches Band inniger Freundschaft und Eintracht umschlang uns Geschwister, wie der frohe Umgang mit theuren Verwandten uns erfreute. Endlich sei noch ein Wort dankbarer Erinnerung dem würdigen Erzieher geweiht, der durch Lehre und Beispiel, selbst mit Aufopferung für uns wirkte!

Fünfter Abschnitt.

(1824 — 1826.)

Inhalt: Berufsthätigkeit in Karlsruhe. Historisch-politische Rückblicke. Die zwölfjährige Regierung des Großherzogs Ludwig. Seine Wirksamkeit. Sein Charakter. Der Hof. Die Minister. Major von Hennenhofer. Die Ständeversammlungen von 1825 und 1828. Betrachtungen über das constitutionelle System. Die Markgräfin Amalie und die Königin Friederike von Schweden. Gesellige Zustände und Theater in Karlsruhe. Vier Wochen auf dem Johannisberge. Fürst Metternich und seine Familie. Deutsche Fürsten und Diplomaten. Die heilige Allianz. Politische Ereignisse. Tod des Kaisers Alexander. Abschied von Karlsruhe.

Die so schwierige und zugleich wichtige Wahl eines Standes hängt oft mehr vom Zufall und besonderen Verhältnissen ab, als sie Folge einer persönlichen Vorliebe für einen gewissen Beruf ist. Nicht so bei mir! Ich sollte als Jurist die richterliche oder Administrativ-Beamtenlaufbahn betreten, fühlte mich aber mehr durch das diplomatische Fach angezogen, weil es mir größeren Spielraum zur Befriedigung meines Wissensdranges bot, meinem Wandersinn zusagte, und mir Anlaß verschaffte, Verbindungen mit ausgezeichneten Persönlichkeiten anzuknüpfen. Ob aber diese Vortheile im Verhältniß standen zu den Opfern und trüben Stunden, die mir dieser selbst gewählte Beruf gebracht, ob ich meine Kräfte und Anlagen für mich und Andere nicht nutzbringender, besser und

nachhaltiger hätte verwenden können, wenn ich in geordneten Lebensverhältnissen der Landwirthschaft gepflegt, oder im ruhigen, gewöhnlichen Geschäftskreise des Vaterlandes mich bewegt haben würde? — Dieß sind jetzt zum mindesten müßige Fragen — folgen wir doch alle, wenngleich willensfrei, einer höheren, unsichtbaren Leitung! l'homme s'agite, Dieu le mêne! sagt Fénélon. — So trat ich nun in meinen neuen Wirkungskreis bei dem Ministerium des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ein, wurde verpflichtet, zu Secretariatsgeschäften verwendet, und blieb in dieser Stellung bis März 1826 zu Karlsruhe. Doch ehe ich diese Periode meines Lebens näher zu beleuchten suche, muß ich noch einige Rückblicke auf die politische Gestaltung der Dinge werfen, welche ich auf Universitäten und Reisen so ziemlich aus den Augen verloren hatte.

Die Erschöpfung, welche den 20jährigen riesenhaften Kämpfen folgte, war eine naturgemäße; doch nur allzubald zeigte sich mit mehr oder minder Berechtigung in verschiedenen Ländern ein Geist der Unzufriedenheit und des Widerstandes gegen die Regierung. Während man in Frankreich die erlittenen Niederlagen, die verkürzten Grenzen, die lästigen Verträge nicht verschmerzen konnte, und fortwährend gegen die Bourbonen conspirirte, wurden in Deutschland täglich die Klagen lauter, daß die im Augenblicke der Gefahr den Völkern ertheilten Versprechungen von den Fürsten nicht gehalten würden u. dgl. m. In Italien, dem stets murrenden und aufrührerischen, gab es Zündstoff genug, um ihn bald zur vollen Flamme anzufachen. An diese Symptome allgemeinen Mißbehagens hing sich die Partei der Revolution mit ihrem Bleigewichte. Durch die Kriegsjahre in ihren Wühlereien gehemmt, äußerte sie jetzt ungehindert einen um so verderblicheren Einfluß. Dennoch wäre es unbillig zu verkennen, daß nicht auch andere Ursachen auf die öffentliche Stimmung einwirkten. Das Werk des Wiener Congresses, überstürzt, ließ die gerechten Ansprüche vieler

Länder unbefriedigt; in seiner lückenhaften Unvollständigkeit, in der unklaren Fassung mancher seiner Artikel, in der eilig, oft wie aus Zufall, zusammengewürfelten Eintheilung neuer Staaten lag der Keim zu endlosen künftigen Zerwürfnissen. Diesen Uebeln zu begegnen, wurden von Zeit zu Zeit Congresse gehalten. Wir sahen die Vertreter der acht Mächte, welche die Wiener Schlußakte unterzeichnet, 1818 in Aachen, 1821 in Troppau und Laibach, 1823 in Verona tagen, und je mehr sich die Grundsätze der heiligen Allianz durch Repressivmaßregeln geltend machten, desto mehr stählte sich der Geist der Widersetzlichkeit. Die Ermordung des Herzogs von Berry in der Oper zu Paris (Februar 1820) war nur das Vorspiel einer Reihe blutiger Thaten. Verschwörungen, bald unterdrückt, folgten in Frankreich. In der Lombardei, in Piemont kam es zum offenen Aufruhr; aus Neapel floh der alte König (1821). Hier stellten die österreichischen Waffen die gesetzliche Ordnung wieder her. Endlich kam es auch in Spanien zum Bürgerkrieg. König Ferdinand begab sich, ein Gefangener auf dem Throne, nach Cadix, und wurde nur durch die Hülfe einer französischen, von dem Herzoge von Angoulême befehligten Armee bei Trocadero wieder befreit.

Die s. g. Legitimität hatte einen augenblicklichen Sieg über die Revolution erfochten, doch da er nur ein durch materielle Waffen erkämpfter war, so konnte man nicht länger auf Ruhe rechnen, als eben die zur Unterdrückung der unruhigen Bewegungen thätigen Kräfte dieselben, und einig bleiben würden. Dieß war nun freilich nicht mehr lange der Fall. Es bereitete sich demnach immer mehr ein entschiedener Prinzipienkampf vor, der von einer Seite nicht richtig erkannt, nicht mit zweckmäßigen Mitteln behandelt, von der angreifenden Partei mit eiserner Consequenz und einer erbitterten Hartnäckigkeit fortgeführt wurde, welche vor Nichts zurückschreckte. Napoleon war unterdessen (5. Mai 1821) auf St. Helena gestorben, und es schien sich das ihm zugeschriebene prophetische

Wort verwirklichen zu wollen, daß in 50 Jahren die Welt entweder republikanisch oder kosackisch sein werde.

So gestaltete sich die politische Lage, als ich die diplomatische Carrière ergriff. Staatsminister v. Berstett war mein Chef; er hatte sich, nachdem er den österreichischen Militärdienst verlassen, von einigen Hof-Chargen, die er in Karlsruhe bekleidet, zu dieser ersten Stelle im Lande emporgeschwungen. Zu solch auffallender Beförderung trugen nicht nur zufällige Umstände, die Gunst der beiden Großherzoge, Karl und Ludwig, es trugen dazu auch seine eigenen, unleugbaren Verdienste bei. Berstett hatte für das Wohl der Dynastie, wie des Landes in Wien, wie in Aachen und noch später mit Eifer und Erfolg gewirkt. Ohne eigentliche Schulbildung und gediegenere Geschäftskenntnisse verband er doch eine klare Anschauung der Dinge mit richtigem Takte, Gewandtheit und rechtlichem Sinne. Mit den meisten Machthabern jener Zeit bekannt, mit vielen Staatsmännern eng befreundet, verlieh dieser Minister durch persönliche Beziehungen seinem bestimmten Auftreten im Lande noch ein größeres Gewicht. Noch vor seiner Ernennung zum Staats- und Kabinetsminister hatten in Baden wichtige Ereignisse stattgefunden. Im August 1818 unterschrieb der Großherzog Karl zu Griesbach die neue Verfassung, nachdem er schon den 4. Oktober 1817 die bisherigen Grafen Hochberg, sie zu Markgrafen erhebend, zur eventuellen Nachfolge im Großherzogthume berufen hatte. Den 8. Dezember 1818 endete jener Fürst zu Rastatt im kaum vollendeten 33. Lebensjahre eine in der letzten Zeit durch anhaltende, schmerzhafte Krankheit qualvoll gewordene Existenz. Sein Oheim, Markgraf Ludwig, folgte, der nächste Agnat, als Großherzog. Unter ihm waren außer Berstett noch Berkheim, General Schäffer, Böth, Gulat, später Winter, Nebenius, Jolly und andere Minister oder Räthe der Krone, fähige, ehrenwerthe

Männer, welche das Streben des nicht mehr jungen, aber thatkräftigen, neuen Herrn, Ordnung in die vielfach verwickelten Verhältnisse zu bringen, unterstützten. Das Augenmerk dieses klugen Fürsten war zunächst auf die inneren Staats- und Finanzfragen, dann auf Regelung der kirchlichen Angelegenheiten, sowie des Ständewesens gerichtet. Als alter Soldat an Pünktlichkeit und Gehorsam gewohnt, suchte er vor Allem den Staatshaushalt zu ordnen, den gesunkenen Credit zu heben, und wirklich wurde bald in dieser Beziehung Unglaubliches geleistet. Strenge Beaufsichtigung der Beamten, Entfernung unzuverlässiger Individuen, festeres Anziehen der erschlafften Bande büreaukratischer Disciplin, ein alle Zweige der Staatsverwaltung durchdringender Geist der Sparsamkeit und des Ernstes brachten bald entschieden günstige Veränderungen hervor. —

Gleichen Werth legte Großherzog Ludwig, dabei seinen Jugenderinnerungen aus der Zeit des großen Preußenkönigs folgend, auf die äußere Haltung, wie die innere Tüchtigkeit des badischen Armeecorps, und auch in dieser Richtung war seine Wirksamkeit nicht ohne nachhaltige Folgen.

Unter Ludwigs Regierung kamen endlich auch die durch Jahre mit Rom schwebenden Verhandlungen zum Abschlusse. Die katholisch-kirchlichen Zustände, seit der Revolution in kläglicher Verwirrung, wurden in zwei Bullen des Papstes in einer Baden günstigen Weise geordnet. Der frühere Bischofsitz zu Constanz wurde nach Freiburg verlegt, dessen herrlicher Münster zur Metropole erhoben, und dem neuen Erzbisthume vier Suffraganbischöfe, selbst das uralte Mainz, untergeordnet. — Gleich rasche, beinahe überraschende Erledigung fand, ungeachtet vieler Hindernisse und Widersprüche, die s. g. Union, nämlich die Verschmelzung der beiden — der lutherischen und reformirten — Confessionen in eine — die evangelische Landeskirche nach einem ähnlichen Vorgange in Preußen. — Wie sehr aber auch der Großherzog

Ludwig jede kirchenfeindliche Tendenz mißbilligte, beweist folgender merkwürdiger, an den Kirchenrath Dr. Paulus in Heidelberg erlassener Brief:

„Ihre Mittheilung der neuesten Hefte des „Sophronizon“ setzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen eröffnen zu müssen, wie die eifernde Polemik mancher Aufsätze dieser Zeitschrift meinen Wünschen und Ansichten durchaus nicht entspricht. Insbesondere wird darin öfters das Streben des römischen Hofes als höchst bedenklich geschildert, wirkliche oder vermeintliche Anforderungen in das mißlichste Licht gestellt und die Regierung gewarnt, auf ihre mehr oder minder gefährdete Unabhängigkeit bedacht zu sein. Solche Darstellungen und Aeußerungen können nach meiner festen Ueberzeugung niemals zum Guten führen, sie müssen vielmehr von der einen Seite die Gemüther erbittern, während sie auf der anderen zu begründeten Besorgnissen Anlaß geben. Ich wünsche darum gar sehr, daß Sie sich ausschließend Ihrem unmittelbaren Berufe widmen, und den Regierungen überlassen, das wohlverstandene Interesse ihrer katholischen Unterthanen mit der Erhaltung der erforderlichen Selbstständigkeit zu vereinigen. So wie ich eine Gefahr für den evangelischen Glauben nicht zu erkennen vermag, und nur mit Mißbilligung von Angehörigen meiner Universität verkündet sehe, so ist mir überdieß die Divergenz theologischer Belehrungen, Ansichten und Bestrebungen mit denen der übrigen Lehrer in Heidelberg sehr unangenehm, und ich bedauere, daß sich solche in unangemessenen Streitschriften, welche eine nachtheilige Wirkung auf die Ruhe und Würde der Universität äußern, der Welt kund gethan hat. Durch religiöse Streitigkeiten wird die Welt an Glauben nicht reicher. Ich verlange von meinen Dienern eine treue Pflichterfüllung; die Ihrige ist es zunächst, die Lehren der protestantischen Kirche denjenigen klar zu machen, welche als künftige Lehrer des Volkes für deren Erhaltung zu sorgen haben. Dieß geschieht, unter Vermeidung aller Vernünfteleien, am

besten durch Festhalten an dem bestehenden Worte Gottes; ein solches Bestreben ist meinem Willen gemäß, und sichert stets Ansprüche auf meine wohlwollende Achtung u. s. w."

Karlsruhe, 25. Febr. 1826. (Gez.) Ludwig.

Es bleibt nun noch übrig, die ständische Frage zu berühren, die hochwichtige, welche seit 70 Jahren halb Europa bewegt, und noch mächtig in der Gegenwart nachklingt. Man wollte in ihrer Lösung bald eine Abwehr gegen Willkürherrschaft erkennen, bald glaubte man durch dieses Auskunftsmittel den Abgrund der Revolution schließen zu können. Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, muß ich vorausschicken, daß ich nie einer patriotischen Gesellschaft, einem politischen Vereine, irgend einer Partei angehörte, mir daher immer eine möglichst unbefangene Ansicht, einen Standpunkt, frei von Vorurtheilen, zu wahren wußte, so auch in den so vielfach aufgeworfenen, so überaus leidenschaftlich behandelten s. g. Verfassungsfragen. Ich ging dabei von der festen Ueberzeugung aus, daß auch die bestausgedachten Theorieen, die geistvollsten Systeme, die auf dem Papiere glänzendsten Doktrinen im praktischen Leben nur selten anwendbar sind, und hielt es stets mit dem Ausspruche Pope's: „let fools on form's of governments contest" u. s. w.

Keine Form ist unbedingt zu verwerfen, jede Verfassung, heiße sie, wie sie wolle — absolute, monarchische, aristokratische, parlamentarische, ständische, republikanische, demokratische, oligarchische u. s. w. — kann gut sein, wenn sie nur den Sitten des Volkes, den Bedürfnissen der Zeit, den wahren, wohl verstandenen Interessen eines Staates entspricht. Erfüllt sie zunächst diesen Zweck, so wird sie auch mit der Zeit, so viel nöthig, sich gehörig entwickeln, oder wenn man lieber will, fortschreiten. — Das alte, morsche Gebäude des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war krachend in sich selbst zusammengefallen, und die furchtbaren, politischen Orkane hatten auch die letzte Spur ständischer Formen verwischt.

Was sollte nun an ihre Stelle treten? Vergebens sah man sich nach Bausteinen um, aus den Trümmern neue Verfassungen zu gründen, dennoch mußte ein Uebergang, eine Brücke gesucht und gefunden werden, um über die weite Kluft hinauszukommen. Der Artikel 13 der Wiener deutschen Bundesakte spricht in verzweifelt lakonischen Worten aus: „In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden.“ Jahre vergingen, ehe es zum Vollzuge dieser Bestimmung kam; man stritt über die Auslegung, den eigentlichen Sinn jenes Paragraphen. Die Einen deuteten ihn in freisinniger Weise, wollten den Verfassungen eine mehr demokratische Färbung geben, und selbst das Zweikammersystem entfernt wissen, Andere hielten an geschichtlichen Traditionen fest, und warnten im Hinblick auf 1789 vor allzu kühnen Neuerungen. Je länger man jedoch zögerte, je lauter wurde der Ruf, daß wenigstens Etwas geschehe. Das Geschrei nach Konstitutionen wurde das Losungswort des Tages; man wollte in ihrer Ertheilung einen Rettungsanker für die Fürsten, eine Bürgschaft künftiger Ruhe, Ordnung und Eintracht für die Völker erkennen. Bayern machte in Süddeutschland den Anfang, Baden folgte mit einer Verfassung, welche schon mehr den fortschreitenden Ideen zu huldigen schien, endlich trat auch Württemberg mit einer solchen Urkunde auf. Die meisten derselben waren der Charte Ludwigs XVIII. nachgebildet, welcher ihrerseits wieder die englische zur Grundlage dient. Ueber 40 Jahre liegen nun zwischen jener Epoche und der Jetztzeit; gar viele Erfahrungen konnten gesammelt, Manches aufgeklärt, berichtigt, verändert werden. Ich bin kein prinzipieller Gegner irgend einer Verfassung, aber nicht verkennen läßt sich, daß, während die umwälzende Partei diese modernen Einrichtungen für ihre eigenen Zwecke mißbraucht, sich der doktrinäre Wahn der Hoffnung hingab, alle Gefahren beschwören, alle politischen Uebel der Zeit damit heilen zu können. Ueber Nacht wurde mancher deutscher Staat mit solchen nach gleichem Zuschnitte

verfertigten Konstitutionen beglückt, ohne daß man vorher geprüft hätte, ob das schwere, faltenreiche Kleid auf den oft schwächlichen Körper passe, ihn nicht vielmehr erdrücke? Aller Uebelstände ungeachtet, wäre es aber ebenso gefährlich als unklug, sich an diesen einmal gegebenen und beschworenen Verfassungen zu vergreifen; man muß sie eben hinnehmen, weil man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß, und der Weisheit der Regierung, wie dem gesunden Sinne der Bevölkerung überlassen, mit Beseitigung der Auswüchse, sich wo möglich in diese Formen völlig hineinzuleben. Obwohl ich nie Mitglied irgend einer Ständeversammlung war, so habe ich doch in Paris und London, in Brüssel und Preßburg, in München und Karlsruhe, in Dresden und Stuttgart, selbst 1848 in der Reitschule zu Wien, so umfassende, parlamentarische Studien gemacht, daß ich darüber aus langjähriger Erfahrung sprechen kann. — Wenn ich nun zunächst zu dem Ergebnisse der Beobachtungen in meinem engeren Vaterlande: Baden übergehe, so geschieht es, weil man diesem Großherzogthume die Ehre zugedacht hatte, in Deutschland als konstitutioneller Musterstaat zu gelten, und allerdings sind die in diesem Sinne durchlaufenen Phasen, wenn auch nicht stets erfreulich, doch immerhin bemerkenswerth. — Der von dem sterbenden Großherzog Karl verliehenen Verfassung waren zwei Verordnungen gefolgt, welche, während sie dieselbe ergänzen sollten, vielmehr mit ihr in Widerspruch zu stehen schienen. Das Adelsedikt wurde auch alsobald von der zweiten Kammer für verfassungswidrig erklärt. Die s. g. Staatsdienerpragmatik verlieh den Beamten als Abgeordneten eine unabhängige Stellung, welche sich mit ihrer Eigenschaft von Organen der Regierung nicht immer vertrug.

Die Verfassung selbst, lange ersehnt, voraus verkündet, wurde denn auch von Vielen mit künstlich vorbereitetem Jubel, von Manchen aufrichtig begrüßt. Die Einen sahen darin das Mittel, der heillosen Finanzwirthschaft ein Ende zu machen, das Büdget

unter eine gewissenhaftere Controle zu stellen; Andere hofften im Stillen, dadurch bekannt und befördert zu werden, und mit dem wohlthuenden Gefühle ein Stück von Souveränetät in sich selbst zu tragen, als Deputirte eine politische Rolle zu spielen. Wieder Andere reizte dieser neue Versuch, das Unbekannte, während gar Viele sich trüben Ahnungen hingaben; die große Mehrzahl jedoch ließ die Verfassung gleichgültig.

Der Großherzog Ludwig nahm dieß politische Vermächtniß an, ohne sich eigentlich der Tragweite desselben klar bewußt zu sein; anfangs erschien ihm die Sache fremdartig, seinen Ansichten widerstrebend, später unbequem, selbst gefahrdrohend. Er hatte wenig Lust, seine voraussichtlich nicht allzulange Regierungszeit mit parlamentarischen Zänkereien zu trüben. Die Minister, mit wenigen Ausnahmen, schwärmten ohnehin nicht für constitutionelle Ideen. — Die Wahlen fanden ungestört, ohne besondere Einwirkung statt, und die erste Ständeversammlung trat am 22. April 1819 im großherzoglichen Schlosse zusammen.

In der ersten Kammer saßen außer den Prinzen des Hauses, den Standesherren, den Abgeordneten des Adels, und den vom Großherzoge ernannten Mitgliedern: der Generalvicar von Wessenberg neben dem Prälaten Hebel, Rotteck neben Thibaut. Die hohe Kammer fand wenig Anlaß sich auszuzeichnen, doch ragte damals schon an Intelligenz und Thätigkeit der noch junge Fürst v. Fürstenberg hervor, welcher sich ein Jahr früher mit der Prinzessin Amalie von Baden vermählt hatte.

Die Zusammensetzung der zweiten Kammer war eine überaus bunte; es fanden sich da Staatsbeamte mit Land- und Gastwirthen, Professoren mit Kauf- und Gewerbsleuten, Adelige und Bauern, Priester und Advokaten, Breisgauer und Pfälzer, Seeländer und Odenwälder, Alt- und Neubadener, Katholiken und Protestanten. Man war gegenseitig erstaunt, sich in so gemischter Gesellschaft zu finden; man beobachtete, prüfte die Kräfte, und alsbald trat

ein Haufe Gleichgesinnter mit ausgesprochenen Oppositionsgelüsten zusammen. Liebenstein, Duttlinger, Kern, die beiden Winter, Buhl, Fecht, Bassermann, Föhrenbach u. A. thaten sich durch Rednertalent und einen Geist der Ungebundenheit hervor, welchem ältere, erfahrene Staatsdiener nicht entgegenzutreten vermochten. Doch Namen thun hier nichts zur Sache; es war die Neuheit des Schauspiels, welche die Handelnden wie die Zuhörer berauschte, der erste Aufschrei einer noch jungen, längst erträumten Redefreiheit. Man machte den Herzen, wenn auch in etwas maßloser Weise, Luft; es war eine Hochschule oratorischer Uebungen; die Eitelkeit, der Ehrgeiz Einzelner that das Uebrige. Auch fehlte es diesem Landtage nicht an Schmeichlern; Liebenstein erschien Vielen als ein zweiter Mirabeau, und es erscholl der Ruf dieser „beredten, muthigen, unabhängigen, freien Volksvertreter“ weit über die Gauen des Schwarzwaldes. Doch dieß lebhafte Treiben war nicht nach dem Geschmacke des ernsten Großherzogs und seiner Minister — vielleicht trafen auch Winke von Außen ein — der Landtag wurde vertagt und später ganz aufgelöst.

Als im Jahre 1824 neue Wahlen ausgeschrieben und die Stände im März 1825 wieder zusammengetreten waren, zeigte sich nur allzu bald ein anderer Geist. Augenscheinlich folgten hier Wahlen, wie die Stimmung der Kammern den Strömungen der Zeit. Es tönten hier im Sitzungssaale nicht mehr die politischen Leidenschaften wieder, welche 1819 Europa bewegten. Ruhig wie damals die Außenwelt, war auch der Gang der ständischen Verhandlungen. Man nannte jene Kammer eine „reaktionäre“, die Ehrenmänner, welche leidenschaftslos die Angelegenheiten des Landes beriethen, wurden als servil verschrieen; der Ständesaal glich nicht mehr einer Schaubühne, es erschallten keine Bravo's von den Tribünen, es gab keine Bürgerkronen und Ovationen mehr. Doch fehlte es auch hier nicht an unerquicklichen Scenen; der kleinen Anzahl Deputirter auf der Linken standen einige Hitzköpfe

entgegen, welche durch übergroßen Eifer eher schadeten. Der originelle Zachariä galt für den Lustigmacher der Kammer, während sich einige Redner von Talent auszeichneten. Ein entschiedener und wohl auch berechtigter Widerstand fand nur gegen die übermäßige Last des Militärbudgets statt, welches in keinerlei Verhältniß zur Größe wie zu den Kräften des Landes stand. Es gab da harte Kämpfe, heftige Auftritte, welche auch das größere Publikum elektrisirten. — Diese Kammer trat noch einmal — im Jahr 1828 — zusammen.

Der Großherzog Ludwig wird in der Geschichte jenen Fürsten beigezählt werden, welche mehr gefürchtet, als beliebt sind. Schon seine äußere Erscheinung, eher einschüchternd, als Ehrfurcht gebietend, nahm nicht ein. Man vermißte aber an ihm vor Allem jenes alle Herzen gewinnende Wohlwollen, jene Menschenfreundlichkeit, den hohen sittlichen Werth seines unvergeßlichen Vaters! Mehr schlau als geistreich, wußte er doch, wenngleich mißtrauisch und zurückhaltend, meistens seinen scharf ausgeprägten Willen durchzusetzen. Nicht wissenschaftlich gebildet, nahm er es mit Styl und Orthographie nicht sehr genau. Ein ordnungsliebender Monarch, ein guter Wirth, fehlte es dem Großherzog Ludwig nicht an den Eigenschaften eines tüchtigen Regenten, doch konnten die wirklichen Verdienste des strengen Herrn nie völlig zur Geltung kommen. — Der Hofhalt zu jener Zeit war, wie es unter einem alten fürstlichen Hagestolzen wohl nicht anders sein konnte, keineswegs glänzend. Nur bei besonderen feierlichen Anlässen, bei hohen Besuchen fanden größere Diners oder Feste statt. Hofbälle und Concerte waren selten und von möglichst kurzer Dauer. Nur das Theater besuchte der Großherzog regelmäßig in seiner Parterreloge, aber kein Freund der Geselligkeit, erschien er nur selten und auf Viertelstunden an den anderen kleinen Karlsruher Höfen oder

in den Häusern der Minister und Gesandten. Die gewöhnliche Tischgesellschaft bildeten einige Auserwählte: ein alter Jugendfreund und Waffengefährte, ein pflichtvergessener katholischer Priester, ein halb militärischer, halb diplomatischer Günstling, ein dichtender, trockner Spaßmacher, einige mehr mit scharfer Zunge, als gebildetem Geiste unterhaltende Höflinge, mehrere frühere nicht hoffähige Bekannte u. a. m. Aus dieser Gallerie hebe ich nur Einen besonders hervor, theils weil er in derselben die anziehendste Persönlichkeit war, theils weil ich mit ihm am meisten in Berührung kam.

Heinrich Hennenhofer, der seine Laufbahn als Commis in einer Buchhandlung begann, wurde dem Minister von Berstett zufällig bekannt, durch ihn zuerst als Feldjäger, dann als Kabinets-Courier verwendet. Bald zog er Militäruniform an, stieg nach einigen Jahren bis zum Major und Flügeladjutanten des Großherzogs und wurde zugleich im auswärtigen Departement angestellt, in welcher doppelten Eigenschaft er eine ungemeine Rührigkeit entwickelte. Liebling des Fürsten, dessen volles Vertrauen er genoß, die rechte Hand im Kabinette des Ministers, vermittelnd, ausgleichend, in beständigem Verkehre mit den Diplomaten und der Gesellschaft der Residenz — so fand ich ihn! Die dunklen Wege, welche Hennenhofer früher betreten haben soll, die ihm zur Last gelegte allzu gefällige Thätigkeit berühre ich nicht; einmal liegen mir hierfür keine Beweise vor und dann spreche ich auch immer nur gerne von Dingen, welche ich selbst gesehen und erlebt. Eine oberflächliche Schulbildung ersetzte Hennenhofer durch klaren Verstand und einen gewissen Takt, welcher ihn, gewandt wie er war, im öffentlichen Leben selten verließ. Mehr durch Zufall, als eigenes Zuthun zu einer verhältnißmäßig schwindelnden Höhe gelangt, führte er eben durch 10 Jahre die Existenz eines Emporkömmlings an einem kleinen Hofe nicht ohne Geschick fort. Ich kenne wenige Fälle, in denen er seinen großen Einfluß mißbraucht

hätte; er verwendete ihn vielmehr nicht selten zum Guten oder hinderte manches Schlimme. Seine ausnahmsweise Stellung zog ihm selbstverständlich nur wenige Freunde, um so mehr Neider und erbitterte Gegner zu; er vergalt ihre Angriffe mit Gleichgültigkeit, und eine gewisse natürliche Bonhommie, welche freilich auch oft nur Maske war, ließ keine Gehässigkeit in ihm aufkommen. Mehr eitel als ehrgeizig, sah er sich wider Erwarten in einen Strudel von Geschäften und Ränken, in Hof- und andere Kreise gezogen, welche seinen Jugendeindrücken wie seiner Erziehung fremd waren. Er konnte sich nie ganz von dem Tone der Karlsruher „Waldgasse" lossagen. Seine Scherze waren nicht immer von der feinsten Art, und nur mit einigem Zwange eignete er sich die Formen der besseren Gesellschaft an. Andere fanden ihn wieder unzuverlässig, falsch; es war dieß jedoch eine beinahe nothwendige Waffe in seiner eigenthümlichen Lage. Man hat nicht nur Hennenhofer's schöne Handschrift — den ersten Grund zu seiner Beförderung — man hat auch seinen Styl bewundert. Es ist wahr, seine Schreibart hatte einen gewissen Schwung; frische Gedanken, geschickte Wendungen mit passenden Citationen entströmten in Fülle seiner Feder, dagegen finden wir in seinen Noten und Briefen gar viele Gemeinplätze und gesuchte oder hochtrabende Phrasen, wie sie die gewöhnliche Kabinetssprache in ihrer Glätte und Abrundung nicht kennt. Hennenhofer war aber auch viel zu unstät, zu zerstreut, zu sehr von allen Seiten in Anspruch genommen, sein Kopf war mit einer zu großen Menge von Hof- und politischen Intriguen angefüllt, als daß er mehr als die flüchtige Korrespondenz des Tages hätte besorgen können. So viel über diese Hälfte seines Lebens. Dem oft berechtigten Tadel, den er fand, den Anfeindungen und Vorwürfen kann man billigerweise auch ehrenvolle Züge entgegenstellen.

Die Hofhaltungen der drei Markgräfinnen und der Königin Friederike von Schweden brachten mehr Leben in die Gesellschaft, als das stille großherzogliche Schloß. Es fehlte da nicht an geselligen Unterhaltungen aller Art in den, wenngleich meist beschränkten Räumen jener fürstlichen Wohnungen. Die Markgräfin Amalie war noch immer der Mittelpunkt dieser geselligen Hoffreuden; sie sah täglich Mittags und Abends Leute bei sich, und an Sonntagen, an denen noch die s. g. Nachmittagscouren gebräuchlich waren, konnte man ganze Schaaren von Offizieren und Hofherren in Uniform — in einer für naßkaltes Wetter nicht berechneten Tracht — von einem Palais zum anderen durch die Straßen ziehen sehen.

Die Markgräfin Friedrich war Wittwe geworden und bewohnte mit ihrer Schwester, der Prinzessin Auguste von Nassau, ihr eigenes Haus. Die Markgräfin, durch ihre Herzensgüte und unbegrenzten Wohlthätigkeitssinn, mehr aber noch durch ihre auffallende Erscheinung bekannt, lebte zurückgezogen im Familienkreise, welchen der Graf Bismark, württembergischer General und Gesandter, der geistreichen Prinzessin Auguste morganatisch angetraut, vermehrte. Jeden Sonntag waren da Gäste zu Tische geladen und fand nachher Empfang statt. Diese Cerclis gehörten nicht zu den erheiterndsten.

Markgraf Leopold, welcher sich 1819 mit der ältesten schwedischen Prinzessin Sophie vermählt hatte, bewohnte mit seinen beiden Brüdern ein schönes Palais; auch da gab es zuweilen Feste. An einem anderen Ort*) habe ich erwähnt, daß ich mich auf einem solchen Balle des seltenen Anblicks erfreute, vier Generationen von Fürstinnen neben einander zu sehen!**)

Die Königin Friederike war damals noch eine schöne, stattliche Frau; bis zu ihrem bald darauf (25. September 1826

*) Die Frauen in der Geschichte II. S. 354.

**) Die verwittwete Markgräfin Amalie, die Königin Friederike von Schweden, die Markgräfin Sophie von Baden, die Prinzessin Alexandrine.

zu Lausanne) erfolgten Tode behielt sie jene anmuthsvolle Würde bei, die, ein Erbtheil ihrer erlauchten Mutter, sie auch auf ihre Töchter übertrug. Prinz Gustav, in ein österreichisches Uhlanenregiment eingetreten, war damals in Mailand.

Ein zu jener Zeit erschienener Nachruf an die Verklärte schildert in kurzen, rührenden Umrissen ihre denkwürdige Laufbahn; zuerst ihre Reise mit der späteren Kaiserin Elisabeth, ihrer Schwester, nach St. Petersburg, dann ihre Verlobung mit König Gustav IV. von Schweden, der ihr entgegen eilte und sie zuerst, von ihr nicht gekannt, zu Erfurt begrüßte, endlich den Besuch ihrer fürstlichen Eltern zu Stockholm 1801, der mit dem unerwarteten Tode des Erbprinzen, ihres Vaters, schmerzlich endete. Dann geht die Lebensbeschreibung auf der Königin häusliches Glück über, die, umringt von blühend heranwachsenden Kindern, allgemein beliebt und verehrt war, und fährt dann fort: „Doch bald zeigte sich in den krampfhaften Bewegungen der Gegenwart die drohliche Gestaltung der Zukunft. Die göttliche Vorsehung ließ es in ihrem unerforschlichen Gange geschehen, daß der Boden alter nordischer Treue erschüttert und die Königin 12 Jahre nach ihrer Vermählung Zeuge einer jener schreckensvollen Katastrophen werden sollte, welche die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge so recht anschaulich machen. Doch so groß war die Anhänglichkeit des schwedischen Volkes, die schützende Stärke wohlverdienter öffentlicher Meinung, daß mitten im Sturme politischer Leidenschaften, bei der Lockerung der heiligsten Bande Niemand die Königin persönlich zu bedrohen wagte. Der Adel ihrer Seele, die zarte Gewissenhaftigkeit, der Gattin heiliger Eid ließen sie in ihrem Entschlusse keinen Augenblick schwanken. Gottergeben wie immer nahm sie die Krone von ihrem gesalbten Haupte und vertauschte die Gemächer der Königsburg mit der Gefangenschaft zu Gripsholm. Ein Jahr nachher verließ sie mit dem König und ihren Kindern das Reich, der Welt ein erhabenes Beispiel muthiger Entsagung und wahrer

Seelengröße. Ihr Gottvertrauen, ihr reines Bewußtsein erhob sie aber auch über noch weit schmerzlichere Schicksalsschläge und herbe Erfahrungen. Doch zogen allmälig, im Anblicke ihrer Kinder, deren Erziehung sie mit zärtlicher Mutterliebe leitete, an der Seite theuerer Verwandten die Bilder der Vergangenheit in milderem Lichte an ihr vorüber; eine heiterere Zukunft schien ihr beschieden — da raffte sie im 46. Lebensjahre eine schmerzliche Krankheit dahin! Wenige Monate zuvor war ihr die russische Kaiserin-Wittwe vorangegangen, und das Schwesterpaar, das 30 Jahre früher, im Glanze der Jugend und Schönheit, zweien Nachbarreichen zur Freude und Zier, nordische Throne bestiegen, feierte nun ihre Wiedervereinigung im Jenseits!" *)

Viele verwandtschaftliche Beziehungen, sowie die geographische Lage des Landes brachten immer eine große Zahl fürstlicher Besuche nach Karlsruhe, Mannheim, Baden und Bruchsal. So erschien unter anderen 1817 zur nicht geringen Verlegenheit des Hofes die extravagante Queen Karoline, welche auch Karlsruhe zum Schauplatze ihrer seltsamen Abenteuer ausersehen wollte. Doch blieb sie nicht lange, und ich sah sie leider nie. Eine andere, willkommenere Erscheinung war die Landgräfin Friedrich von Hessen-Homburg, welche öfters ihre Tante, die Markgräfin Amalie besuchte. Diese Tochter Georgs III. hatte sich erst nach geschlossenem Frieden, schon ziemlich bejahrt, vermählt, eine Dame von ganz ungewöhnlichem Umfang, an Körperfülle nur mit der Markgräfin Friedrich zu vergleichen. Dabei war sie mit Federn, Ketten, Ringen, Juwelen und anderem Schmucke bedeckt, und wäre bei ihren eigenen Manieren lächerlich gewesen, wüßte man nicht, daß sie die

*) Vergl. die Königin Friederike von Schweden. Von einer Hofdame. Frankfurt. Sauerländer. 1857.

Vorsehung ihres kleinen Landes war, und ihre wohlwollende Güte wahrhaft königliche Großmuth übte.

Die Karlsruher Gesellschaft bewegte sich damals in gewissen, eng beschränkten Kreisen. Politische Gespräche fanden keinen günstigen Boden; mit um so größerem Eifer warf man sich auf Hof- und Stadtklatschereien, welche selbst das gewöhnliche Maß kleinresidenzlicher Commerage überschritten. Das diplomatische Corps stimmte, mehr mit der Zunge als der Feder thätig, denn auch in diesen Ton ein, und erwarb sich dadurch die Benennung eines „Corps diabolique.“ Was die Intrigue ersonnen, die Lästerschule zu Tage gefördert, trugen einige geschäftige Hofherren mit mehr oder minder Geist von Haus zu Haus; das Geschlecht der Ifflandischen und Kotzebueischen Kammerjunker war noch nicht ausgestorben! Wie wichtig erschien damals mitten in diesem Treiben, diesen Empfindlichkeiten und kleinlichen Reibungen — was jetzt kaum mehr der Erwähnung werth — une tempête dans un verre d'eau, wie es der preußische Gesandte nannte. Doch gab es in den Umgebungen des Hofes auch Ehrenmänner, auf die ich zurückkommen werde, einige ältere Herren, die, wie Geheimerath v. Stetten und Graf Benzel, in ihrer originellen Weise nicht gerade Medisance oder unanständige Witze zu Hülfe nehmen mußten, um zu unterhalten. Unter der großen Anzahl von Generalen zeichneten sich v. Schäfer, v. Freystedt, v. Lassolaye, v. Gailing, v. Stockhorn u. a. durch Talent oder treue Ergebenheit aus. Schäfer, mit seiner einnehmenden Persönlichkeit und dem schönen, norddeutschen Dialekte vertheidigte mit Erfolg und Würde die Rechte der Krone in den Kammern, und war im Kabinette, wie bei der Armee an seinem Platze.

Das Theater war im Ganzen gut, doch wie seine Leistungen den Hauptgegenstand des Stadtgesprächs bildeten, so wurden sie denn auch fortwährend mit beißendem Tadel überschüttet, was den „finsteren“ Intendanten Auffenberg noch menschenscheuer stimmte.

Gastspiele berühmter, fremder Künstler waren nicht selten, während einige gute einheimische zweckmäßig verwendet werden konnten; doch die wahre Perle der Hofbühne blieb immer Amalie Neumann-Morstadt. Im Jahre 1810 hatte ich sie in ihrem 11. Jahre zum erstenmale als Oberon auftreten sehen. Nun fand ich sie als junge, schöne Wittwe wieder, welche sich bald darauf mit dem bekannten Tenoristen Haizinger vermählte. 50 Jahre später erfreute sie sich noch in frischer Kraft ihres unvergleichlichen Talentes auf der Wiener Hofburgbühne eines seltenen Festes (1860).

Meine Amtsthätigkeit im Ministerium konnte damals ihrer Natur nach jedenfalls nur sehr untergeordneter Art sein; doch war für mich während derselben ein Moment von großer Wichtigkeit. Ich besuchte nämlich im Sommer 1824 mit dem Staatsminister v. Berstett den Fürsten Metternich auf dem Johannisberge, ein interessanter Aufenthalt, der sich durch Wochen hinzog. Wir hatten die niedliche Villa des Herrn von Quaita am Fuße des berühmten Weinberges bezogen, und da die gastfreundlichste Aufnahme gefunden.

Von der Familie des Fürsten Metternich war damals dessen erste Gemahlin, Eleonore geb. Fürstin v. Kaunitz mit ihren beiden noch sehr jungen Töchtern, Leontine und Hermine, sodann sein einziger Sohn Victor anwesend. Die Fürstin Eleonore hatte bei einer überaus schwächlichen Gesundheit, welche ihr die Erfüllung der Pflichten ihres Standes doppelt lästig machte, das 50. Jahr erreicht. Alle, welche sie früher und näher kannten, rühmten ihren gebildeten Geist, ihre vortrefflichen Eigenschaften. Eine zunehmende Kränklichkeit hielt sie aber immer mehr von der Gesellschaft zurück, und auch auf dem Johannisberge erschien sie nicht regelmäßig bei Tische oder im Salon. Sie starb ein Jahr nachher (März 1825) zu Paris, wo sie in der letzten Zeit gelebt hatte. — Victor, der

Botschaft in Paris beigegeben, war ein schöner Jüngling von edler Haltung und den feinsten Manieren.

Der Fürst Metternich selbst, damals 51 Jahr, war noch rüstig und heiter, leutselig wie immer, doppelt froh aber, sich auf seinem Lieblingssitz zu befinden. Es ist schwer, sich jetzt, war man nicht selbst Zeuge, eine Vorstellung von dem bewegten Leben zu machen, welches die jeweilige Anwesenheit des Fürsten begleitete. Die Vereinigung von großen Herren und Diplomaten, welche man auch während dieser Sommerzeit auf dem herrlich gelegenen Schlosse des Rheingaues sah, war eine ungemein glänzende. Deutsche Bundesfürsten — der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Nassau, der Landgraf von Hessen-Homburg, Fürst von Reuß-Greiz — dann Prinz Friedrich von Sachsen, Prinz Emil von Hessen, die Minister beinahe aller deutschen Höfe, Botschafter, Bundestaggesandte, Generale, der benachbarte Adel, Freunde und Bekannte von Nah und Fern versammelten sich hier, und die Tafel in dem großen Saale mit der prachtvollen Aussicht auf den Rhein enthielt täglich über 30 Gäste. Unter ihnen gab es Namen von gutem, altem Klange, bewährter, staatsmännischer Berühmtheit, Andere, welche später eine hervorragende Rolle spielen sollten, wie Münch-Bellinghausen. Caraman vertrat Frankreich, Tatistcheff Rußland, Hatzfeld Preußen, Graf Münster Hannover. Die Fürsten Paul Esterhazy und A. Schönburg mit einer ganzen Schaar österreichischer Diplomaten — Spiegel, Hruby, Binder, Mercy, Kreß u. a. schlossen sich ihnen an, und Frankfurt schickte uns beinahe jeden Tag einige Herren aus dem Bundespalaste: Goltz, Nagler, Grüne, Beust, Gruben, Handel, Blittersdorf u. a. m. Auch der russische Anstett, der englische Sir Hamilton Seymour erschienen öfters, Maucler, du Thil, Rivalier, Marschall u. a. endlich verhandelten und besprachen sich mit dem Fürsten im Namen und Auftrage der süddeutschen Regierungen. Couriere gingen täglich ab und zu, und selten wurde es vor zwei Uhr früh stille auf dem gastlichen Schlosse.

Ich entnehme obigem langen Verzeichnisse zwei Namen zu einer näheren Besprechung.

Tatistcheff, durch so viele Jahre der Repräsentant Rußlands am k. k. Hofe, dessen volles Vertrauen er so gut wie die Gunst seiner beiden Kaiser Alexander und Nikolaus besaß, war ein feiner, begabter Diplomat. In äußerst schwierigen Verhältnissen wußte er Gewandtheit mit einem sich stets als rechtlich erwiesenen Sinne zu verbinden. In Wien hielt er, gastfrei und prachtliebend, ein wahrhaft fürstliches Haus. Stolz auf Geburt und Rang, weigerte er sich einen Titel anzunehmen, da nach dem Wahlspruche seines Wappens — pas donné — seine Familie älter sei, als alle verliehenen Titel. Manche fanden sein Wesen abstoßend, wozu seine kleine, gedrungene Gestalt, eine kalte, vornehme Haltung, ein gewisses Nasenrümpfen beitragen mochten. Auch ein durchaus nicht angenehmes Gesicht, welches seine Abkunft von Rurik nicht verleugnen konnte, schreckte Viele ab, während eine nähere Bekanntschaft, die Würdigung seiner warhaft guten Eigenschaften für ihn einnahmen. Im Gegensatz zu Tatistcheff's äußerer Erscheinung stand seine Frau, noch in vorgerückten Jahren von überraschender Schönheit und wohlwollendem Wesen. Auf einer Reise nach Rußland brach ihr Wagen auf dem Eise eines Flusses durch und sie starb bald darauf in Folge der Erkältung. Mit dem Glanze seines Postens erbleichte aber auch der Stern des langjährigen Botschafters. Als Privatmann, erblindet, schloß er sein Leben in keineswegs glänzenden Verhältnissen 1845 zu Wien.

Mit Tatistcheff zugleich auf dem Johannisberg befand sich Fürst Hatzfeld, der preußische Gesandte. Sein Name war in früherer Zeit oft genannt; von Napoleon zum Tode verurtheilt, wurde er durch seine Gemahlin, eine geb. Gräfin Schulenburg gerettet, welche 1806 in Weimar die Gnade des mächtigen Cäsar auf den Knieen erfleht hatte. Und ein Sohn dieser Ehe war

merkwürdiger Weise später Gesandter Preußens am Hofe Napoleons III., wo er 1858 starb.

Die alten Hatzfeld aber lebten lange Zeit in Wien im schönen Friesischen Hause, wo sie bei einer zahlreichen, besonders mit Töchtern gesegneten Familie täglich Leute sahen. Der Fürst war ein harmloser, in der Gesellschaft beliebter Greis geworden; gastfreundlich, nicht ohne Eigenthümlichkeiten, nahm er gern an allen geselligen Vergnügen Theil; doch nicht selten sah man ihn auch auf dem Markte einkaufen und große Fische oder andere Vorräthe unter dem Mantel nach Hause tragen. Die Fürstin unterstützte ihn bei diesen häuslichen Freuden, und verleugnete auch im Alter ihren entschiedenen Charakter, sowie den mit vielem Geiste verbundenen Ordnungssinn nicht. Hatzfeld starb 1827 hochbejahrt zu Wien.

Es war aber jene Epoche der Johannisberger Zukunft auch deßhalb so merkwürdig, weil man sie als den Höhe- und Glanzpunkt der Politik bezeichnen kann, welche man jene der heiligen Allianz zu nennen pflegte. Dieses auf religiös-sittlicher, nur zu idealer Basis gegründete Bündniß verdankte seine Entstehung einer schweren Prüfungszeit, aus der Europa glücklich hervor gegangen war. Es sollten die damit aufgestellten Grundsätze dem göttlichen Rechte wieder Geltung verschaffen, und den überschäumenden Wellen der Revolution einen Damm setzen; sie sollten ferner die Welt vor den Greueln der 1790er Jahre bewahren, die Völker aber zugleich vor dem Drucke der Eroberer oder künftiger Tyrannei der Militärdespoten, wie der Demagogen schützen. Ziel und Absichten dieses heiligen Bundes waren daher die edelsten, reinsten, uneigennützigsten, und ein mehr der liberalen Anschauung zuneigender Schriftsteller*) bemerkt darüber: „Durch Kaiser Alexander sah die Welt zum erstenmale die Stiftung eines Bundes, der in der Politik einzig nur die Grundsätze der Religiosität, des Friedens, der

*) Varnhagen: Denkw. I. 201.

allgemeinen Wohlfahrt anerkennt, und bei aller Unvollkommenheit, welche den menschlichen Absichten in ihrer Anwendung beigegeben ist, für immer das ehrenvollste Denkmal sein wird, wo Sieg und Macht den reinsten Zwecken huldigten. Die Möglichkeit eines solchen Bundes konnte sich nur auf die gleiche Gesinnung der Mitverbündeten gründen, auf ihre gleich religiöse, menschenfreundliche, friedliebende Denkart. Diese erkannt und gewürdigt, sie vereint zu haben in gemeinsam ausgesprochener Verpflichtung wird immer das hohe Verdienst Alexanders bleiben."

Aber eben die folgerichtige Durchführung war eine, menschliche Kräfte beinahe übersteigende, und schon die theosophisch-philanthropische Richtung des Bundes kam vielfach in Widerspruch mit den Mitteln, welche er zur Vollziehung seiner Pläne und Beschlüsse zu ergreifen gezwungen war, weßhalb seine Wirksamkeit anfangs gelähmt, dann gehemmt, zuletzt unmöglich wurde. Ueberdieß war jedoch auch vorauszusehen, daß drei Monarchen, von welchen jeder eine andere christliche Konfession bekannte, auf die Länge ebenso wenig einer entschieden gleichen religiösen Richtung folgen würden, als sie dieselbe politische Tendenz einhalten konnten. Dabei stürmten von allen Seiten erbitterte Feinde auf die heilige Allianz ein; doktrinäre Verfechter der ihr feindseligen Theorieen, wie die fanatischen Männer des Umsturzes griffen sie mit vereinten Waffen des Spottes und der Lüge an. Man verschrie die Grundsätze wie die Maßregeln des Fürstenbundes, legte ihm fremdartige Zwecke unter und beklagte heuchlerisch oder unverständig die Periode seiner Thätigkeit als eine Völker unterdrückende, unheilvolle, trostlose. Es sind jedoch nicht diese Vorwürfe, welche unbefangene Geschichtsfreunde gegen die heilige Allianz zu erheben wissen; eine dem Parteitreiben der Gegenwart entrückte Zukunft wird jenen gutgemeinten Absichten und zeitgemäßen Beschlüssen gerecht sein. Das Bündniß genügte den Ansprüchen, dem Geiste der Epoche seiner Entstehung und hatte seine Aufgabe erfüllt.

Allein darin stimme ich völlig der Ansicht vieler Staatsmänner bei: daß, traten andere Zeitverhältnisse ein, mit ihnen auch, nach den jeweiligen Erfordernissen, die europäische Politik hätte modifizirt werden müssen. Es scheiterte das System an dem starren Festhalten seiner Grundsätze bei gänzlich veränderten Umständen. Von jener Zeit (1824) an quälte man sich durch 24 Jahre ab, die immer mehr durchlöcherten Pergamente der geschriebenen, nicht mehr befolgten Staatsverträge zu flicken, die alten, unpassenden Artikel durch neue zu ersetzen. Mit dem Tode des Kaisers Alexander (Dezember 1825) war die Hauptstütze der Allianz gebrochen, und an den Machthabern war es nun, auf neue, zeitgemäßere Bahnen einzulenken. Immer aber schwebte die Furcht vor einem allgemeinen, verheerenden Kriege, vor dem Ueberhandnehmen der revolutionären Umtriebe zurück, und so zog sich denn der Bund, ein vorübergehendes Uebereinkommen mit den Ereignissen des Jahres 1830 treffend, bis zur verhängnißvollen Katastrophe von 1848 fort. Einen 40jährigen Frieden, immerhin besser als der 30jährige Krieg des 17. Jahrhunderts, müssen wir nun freilich mit einer alle Begriffe übersteigenden Verwirrung und Prinzipienlosigkeit büßen! Und dennoch! nenne man nun jene Zeit die des Drucks, der Verfinsterung, des Stillstands, der Reaktion, wie man immer wolle, sie war wenigstens eine Epoche des allenthalben zunehmenden Wohlstandes, wichtiger Erfindungen, einer ungetrübten Ruhe. Werden die Verächter, Verläumder und Gegner jenes politischen Systems uns während einer ebenso langen Zeit auch nur annähernd befriedigende Zustände verschaffen, das Glück, das sie immer geträumt, aber nie erreicht, herbeizaubern, so wollen wir unbedingt in ihren Tadel einstimmen. Fürst Metternich aber, einer der ersten Träger jener Congreßpolitik, konnte damals mit einigem Wohlgefallen auf sein 15jähriges ministerielles Wirken zurücksehen, wenn er die Lage Oesterreichs, ja die Lage Europa's von 1810 mit jener 1824 verglich. Ich

lasse über jene Zeit wieder Varnhagen sprechen: „Die merkwürdige Thatsache, daß bisher durch alle Veröffentlichungen nur immer heller und heller das Verdienst, nur immer strahlender der Ruhm des Fürsten Metternich hervorgegangen, bestätigt sich auch hier; gerade durch die bekannt gewordenen Aktenstücke muß jeder Unbefangene sich überzeugen, daß die damalige Politik Oesterreichs, sowie die mit ihr einstimmende Preußens, die einsichtsvollste, besonnenste, mäßigste gewesen u. s. w."

Die vielen diplomatischen Besprechungen und Schreibereien auf dem Johannisberge wurden häufig durch Feste oder Ausflüge in die reizende Umgebung unterbrochen; Mainz, Wiesbaden, Bingen, der Niederwald, alle die berühmten Weinorte längs dem Rheinufer, Marienthal, Schlangenbad u. a. m. wurden der Reihe nach besucht. Eine Einladung eigenthümlicher Art ließ der Herzog von Nassau an uns ergehen. Es war ein Frühstück, das in dem fürstlichen Keller zu Eberbach stattfand. Die Gäste versuchten da über dreißig verschiedene Sorten der besten Rheinweine: Hochheimer, Steinberger, Markbrunner u. a. Dieß wiederholte Nippen, die Atmosphäre in den glänzend erleuchteten Kellergewölben bewirkte bei dem Heraustreten an das Tageslicht einigen Schwindel.

Auf der Hin- und Herreise hielten wir uns auch einige Tage in Frankfurt auf. Diese Stadt, schon anziehend an sich, wurde es noch mehr durch die Gesellschaft, mit der ich sie damals sah. Man bemühte sich um die Wette, die diplomatischen Gäste einzuladen, und war es denn, außer den Gesandten, zunächst die Familie Rothschild, welche sich, wie gewöhnlich, diese Ehre nicht nehmen ließ. Ich wurde hier zuerst mit diesem gewichtigen Geschlechte bekannt und begegnete später gar vielen seiner Mitglieder an verschiedenen Orten. Die Zeitverhältnisse waren damals Israel nicht günstig; noch ertönte das kaum verklungene widerliche „Hepp-Hepp"-Geschrei in vielen Ohren, und beinahe täglich ergötzte man sich auf irgend einem Theater an der witzigen, aber boshaften Posse:

„Unser Verkehr“. Die Rothschild fanden sich weniger als Andere von diesem tollen Treiben berührt; ihre Macht war schon zu fest begründet, und in der That ist es ein eigenes, nur unserem Jahrhundert vorbehaltenes Schauspiel, eine jüdische Familie so großen politischen Einfluß üben, den Geldmarkt in solcher Weise beherrschen zu sehen. Jedenfalls ist die zähe Beharrlichkeit zu bewundern, mit der die Rothschild ihrem Ziele nachgestrebt und es in kurzer Zeit erreicht hatten. Ihr mit feiner Berechnungsgabe nur auf Erwerb gerichteter Sinn ließ sie keinen Tag ruhen. Mit dem Glück im Bunde verlieh ihnen diese Rührigkeit einen Reichthum, eine Stellung, um die sie Viele beneiden, welche sie aber weniger als manche andere Geldgrößen mißbrauchen. Viele edle Züge, wahrhaft großmüthige Handlungen, freilich nicht immer frei von einer gewissen Ostentation, erzählt man sich von einzelnen Gliedern dieser Familie, während wieder andere ihr Geschäft mit einer kleinlichen Aengstlichkeit, einer Engherzigkeit betreiben, die nur ihrer Taktlosigkeit im geselligen Leben gleichkommt. Die Vorsehung hat die Rothschild nicht, wie mit Geld, auch mit körperlichen Reizen bedacht. Die aus bekannten Gründen angenommene Gewohnheit, die Ehen meistens nur unter sich abzuschließen, kann jenen Uebelstand nur erhöhen, und wirklich wird diese Familie mit jeder Generation kleiner und schmächtiger. Aus Ueberzeugung, vielleicht auch in der Absicht, das Glück an ihre Unternehmungen zu fesseln, sind die Rothschild ihren religiösen Traditionen treu geblieben, und muß auch ihr früheres patriarchalisch-einfaches Wesen einem steigenden Luxus, einer eleganten Gastfreundschaft immer mehr weichen, so halten sie doch, einig unter sich, an gewissen Lebensregeln und Grundsätzen fest. Zu jener Zeit nun saßen noch Mayer-Anselm und seine Frau wie Fremde an einer Ecke ihrer eigenen Tafel, ohne die den Gästen vorgesetzten Speisen zu berühren. Er hatte den Fürsten Metternich zu einem Diner eingeladen, einigen jüngeren Diplomaten und mir aber mit Bedauern

bemerkt, daß er keinen Platz mehr für uns habe, es ihn jedoch freuen würde, wenn wir bei'm Dessert erscheinen wollten. Wir machten jedoch von dieser, gewöhnlich nur Kindern ertheilten Erlaubniß keinen Gebrauch. Zu jener Zeit fand in Frankfurt die Vermählung des Pariser Rothschild, James, mit seiner Nichte, der Tochter Salomons, statt: große Feierlichkeit, bei der die ganze Familie zugegen war! In dem alten Rothschild'schen Hause in der Judengasse lebte aber noch immer, von der liebenden Sorgfalt ihrer Kinder umgeben, die alte Stammmutter dieser neuen Dynastie, eine zweite Lätitia, welche das Alter von beinahe 100 Jahren erreichen sollte.

Vom Rheingau zurückgekehrt, verlebte ich in Karlsruhe noch zwei Jahre, angenehm umgeben, in abwechselnder, interessanter Beschäftigung. Größere Ausflüge unternahm ich nach der stets theuern Vaterstadt, nach dem freundlichen Mannheim, dem immer mehr aufblühenden Baden-Baden. Während des Sommeraufenthalts der Markgräfin Amalie fanden öfters auf dem niedlichen Schloßtheater in Bruchsal dramatische Vorstellungen statt, an denen ich Theil nahm. Im Uebrigen war jene Epoche eine politisch ruhige, ohne welthistorische Begebenheiten. Das Ableben Ludwigs XVIII. wie Ferdinands von Neapel ging fast spurlos vorüber, und der Tod des Königs von Bayern war zunächst nur für Baden von größerer Bedeutung. Das Sterbelager in Taganrog aber war ein Ereigniß von so hochwichtigen Folgen, daß es als der Anfang eines neuen europäischen Staatensystems betrachtet werden kann.

Nachdem 1820 die Prinzessin Alexandrine, jetzige Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha, geboren, wurde das großherzogliche Haus am 15. August 1824 durch die Niederkunft der Markgräfin Sophie mit einem Erbprinzen erfreut. Glänzende Hoffeierlichkeiten, öffentliche Belustigungen folgten.

Im Februar 1826 trat ich die eigentliche diplomatische Laufbahn an, da ich zur großherzoglichen Gesandtschaft nach Wien versetzt wurde, zuerst in der Eigenschaft eines Attaché's, dann als Legationssekretär, später als Gesandtschaftsrath und Geschäftsträger.

Dreißig Jahre — bis zum Jahre 1856 — widmete ich mich nun diesem Berufe, und brachte dieselben an folgenden Orten zu:

Vom März 1826 bis Juni 1830 in Wien.

Vom Juli bis Oktober 1830 in Paris.

1831 in Karlsruhe.

Vom Mai 1832 bis November 1835 in Wien.

1836 und 1837 in Karlsruhe: als Rath bei dem Großh. Minist. d. a. A.

Vom April 1838 bis Juni 1843 in München: als Geschäftsträger und Minister-Resident.

Vom Juni 1843 bis Juni 1846 in Paris: in letzterer Eigenschaft.

Vom Juli 1846 bis Juli 1856 (mit Unterbrechung der Revolutionsjahre) in Wien: als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister.

Einen Theil der während dieser langen Zeit in Wien, München und Paris gesammelten Erfahrungen habe ich, wie schon erwähnt, in den „Erinnerungsblättern" niedergelegt. Die folgenden Aufzeichnungen fügen sich nun jenen Bemerkungen, sie ergänzend oder berichtigend, an. Ich werde darin mehr die persönlichen Begegnungen und Eindrücke hervorheben, und hoffe, daß diese Darstellung weder fühlbare Lücken noch Wiederholungen enthalten soll.

Sechster Abschnitt.

(1826 — 1830.)

Inhalt: Wien. Uebersicht. General v. Tettenborn. Der Kaiser Franz und der Wiener Hof. Salons. Silhouette des Fürsten Metternich. Seine Geschwister und Kinder. Die Familie Leykam. Tod der Gräfin v. Beilstein und Victors. Diplomatisches Corps. Wiener Volks- und öffentliches Leben. Der russisch-türkische Krieg. Die griechische Frage. Badische Angelegenheiten. Streit um die Pfalz. Der Herzog Karl von Braunschweig. Drei Reisen. Todesfälle. Die große Ueberschwemmung in Wien. Tod des Großherzogs Ludwig. Veränderungen. Abberufung von Wien.

Wien erschien mir in einem ganz anderen Lichte als vor acht Jahren, wo ich es als reisender Student besuchte. Ich sollte nun in das öffentliche Geschäfts- wie in das gesellige Leben eingeführt werden. Ist ein solcher Einstand in jeder großen Stadt schwer, so war er es doppelt in Wien, das eben nicht im Rufe stand, den Fremden die erste Schritte zu erleichtern. Die diplomatische Zurückhaltung, wie die Ausschließlichkeit der Gesellschaft waren dort größer als irgendwo. Nähere Beziehungen, in welchen ich schon früher zu einigen Wiener Häusern gestanden, sowie die verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Fürsten Metternich kamen mir dabei vielfach zu gut. Ueberdieß fand ich aber in der Persönlichkeit meines Chefs, des Generallieutenants Freiherrn v. Tettenborn, einen so überaus willkommenen Anhaltspunkt, in seinem gastfreien, mir unvergeßlichen Familienkreise eine so freundliche

Aufnahme, daß ich mich bald heimisch fühlte. Tettenborn hatte damals das 50. Jahr noch nicht erreicht, eine ritterliche Gestalt, einer jener Charaktere, wie sie hie und da in der Geschichte auftauchen, zu großherzig für gewöhnliche Abenteuer, zu unstät, ungestüm und kriegslustig, um sich den alltäglichen Anforderungen des Lebens zu fügen. Dieß war der Mann, zu dem mich mein Geschick durch beinahe 20 Jahre in so nahe Berührung gebracht. Seine in halb Europa bekannte Erscheinung, die fast beispiellosen Wechselfälle seines Lebens, seine heldenmüthige Tapferkeit, welche mit der Liebenswürdigkeit seines Umgangs gleichen Schritt hielt, all dieß sind oft geschilderte Wahrnehmungen! Eine eigentliche, erschöpfende Biographie dieses immerhin denkwürdigen Mannes fehlt aber noch. Was bisher über ihn geschrieben, bezieht sich meistens nur auf die militärische Thätigkeit des kühnen Reitergenerals. Mit heißem Blute, mit hochanstrebendem, nicht leicht zu bändigendem Sinne trat Tettenborn, noch im jugendlichen Alter, in die österreichische Armee, wo er sich bald durch seltenen Unternehmungsgeist und einen Muth auszeichnete, der vor keiner Gefahr zurückschreckte. Er war Kriegsmann mit Leib und Seele, und verwendete, klaren und lebhaften Geistes, seine nicht gewöhnlichen Gaben weniger zu einer gehörigen Ausbildung als zur Befriedigung eines nach Thaten dürstenden Ehrgeizes. Zwanzig Jahre seines Lebens gehören daher der neueren Kriegsgeschichte an. In vielen Schlachten, mit Scharfblick und Geistesgegenwart thätig, erwarb er sich bald den Theresienorden. Als Adjutant dem Fürsten Karl Schwarzenberg, während dessen Botschaft in Paris, beigegeben, entfaltete Tettenborn nun hier auch seine gesellige Gewandtheit, schwelgte in den Freuden der Hauptstadt, und zog sich den Haß Napoleon's zu, den er ihm aus ganzer Seele zurückgab. Hier wohnte er dem unglücklichen Brande bei dem Ballfeste bei, und unternahm 1811 jene merkwürdige Courierreise, um die Nachricht der Geburt des Königs von Rom nach Wien zu überbringen.

Er legte den Weg von Paris nach Straßburg zu Pferde zurück, holte den französischen Boten, welcher die letztere Stadt 24 Stunden früher mit der telegraphischen Depesche verlassen hatte, im Wagen noch vor den Thoren von Wien ein, und übergab dem Kaiser Franz ein paar eigenhändig von seiner Tochter geschriebene Worte.

Doch war Tettenborn wegen Verlegenheiten mancherlei Art genöthigt, bald Paris gegen eine kleine Garnison zu vertauschen, und den österreichischen Dienst später ganz zu verlassen. Er trat mit einigen anderen Kameraden zur russischen Armee über, und hier war es nun, wo er 1812 den welthistorischen Feldzug mitmachte, dann ein Freicorps bildete, Berlin überraschte, mit seinen Kosacken Hamburg befreite, Bremen einnahm, siegreich, wohl auch Schrecken verbreitend, die französischen Truppen allenthalben schlug, und endlich nach vielen glorreichen Waffenthaten mit den Alliirten in Paris einzog. Gleiche Thätigkeit entwickelte er im Jahre 1815. Solche außerordentliche Begebenheiten sagten dem kriegerischen Geiste Tettenborn's, wie seinem abenteuerlichen Sinne zu; dabei machte er unermeßliche Beute. Doch nun, da er gerade mit 38 Jahren in voller Manneskraft stand, war auch seine glänzende Feldherrnlaufbahn abgeschlossen. Tettenborn lebte fortan in großen Städten oder Bädern, freigebig wie ein Fürst, mit verschwenderischer Pracht. In Baden schloß sich Großherzog Karl an Tettenborn an, und bestimmte ihn, der in Rastatt geboren, eigentlich dem Lande angehörte, den russischen Dienst zu verlassen. Tettenborn nahm nun lebhaften Antheil an den für Baden so wichtigen staatsrechtlichen Fragen, und blieb in treuer Anhänglichkeit jenem Fürsten ein unzertrennlicher Gefährte bis zu dessen 1818 erfolgten Tod. Nun trat Tettenborn den ihm schon früher bestimmten Gesandtschaftsposten in Wien an, eine neue Lebensperiode, weniger brillant, weniger glücklich, als die erste, dennoch nicht ohne anziehende Momente. Tettenborn war schon 7 Jahre in diesen Verhältnissen, als ich in Wien eintraf. Er bewohnte das kleine Batthyanische Haus

am Franzensthor, dessen beschränkten Räume selten von Besuchenden und Gästen leer waren. Ich könnte ganze Seiten nur mit den Namen anfüllen der vielen Fürsten, Grafen, Generale, Staatsmänner, Gelehrten, Künstler, welche das gastliche Haus bewirthete; mit den Trägern der edelsten Geschlechtsnamen wie mit seinen alten Waffengefährten eng befreundet, versammelte er sie lieber um sich, und vermied, wo er es immer konnte, größere Zirkel. Tettenborn war Gewohnheitsmensch geworden, machte nach den Geschäftsstunden jeden Morgen regelmäßig einige Besuche und brachte dann am liebsten Mittag und Abend unter Bekannten zu, wenn er nicht das ihm angenehme Burgtheater besuchte. Eine Ehe, unter seltsamen Umständen eingegangen, fiel glücklicher aus, als man erwarten konnte; seine Frau, ihm von ganzer Seele ergeben, theilte mit ihm die Zärtlichkeit für einen einzigen Sohn, Alexander, einen lieblichen Knaben, das feste Band, welches diese Ehe umschlang. Nichts glich dem Reize seines Umganges, dem wohlwollenden Wesen, mit dem er die ausgezeichnetsten, wie die unbedeutendsten seiner Gäste behandelte. Gleichweit entfernt von soldatischer Anmaßung und geckischer Gefallsucht wußte er die Mitte zu halten zwischen einem stolzen, sich seiner Siege bewußten Benehmen und einer sich der Höflingsart nähernden Zuvorkommenheit. Sein Auftreten war fest, männlich, aber dabei doch so gewinnend, daß sich gar wohl der Zauber erklären ließ, welchen Tettenborn, besonders auf Frauen, ausübte. Von einer ungewöhnlichen Körperstärke, einer unverwüstlichen Gesundheit, welche Excessen aller Art, Kriegsstrapatzen und nie ganz völlig geheilten Wunden widerstand, war er auch gewandt in allen Leibesübungen, ein ausgezeichneter Reiter und die Fama wußte zu jeder Zeit von den Romanen zu erzählen, die er nicht gedichtet, bei denen er sich selbst aber mit der Hauptrolle bedachte. Tettenborn besaß überdieß eine weniger bekannte, eigenthümliche Gabe, die des Ausströmens eines magnetischen Fluidums, das er nicht selten mit Glück bei Kranken,

aber immer in der edelsten aufopfernsten Weise, anwandte. Dabei war er meist heiter; selbst in den peinlichsten Augenblicken verließ ihn seine gute Laune nicht; er wußte sich in unglaublicher Weise zu beherrschen, so heftig auch seine Leidenschaften waren. Den Sommer brachte Tettenborn gewöhnlich auf dem Lande, in dem freundlichen Hütteldorf, später in dem reizenden Felsenthale der Brühl, zu. Nur in den letzten 10 Jahren machte Tettenborn öfters, seiner angegriffenen Gesundheit wegen, Reisen in Bäder. Es war für ihn wohl ein Unstern eigener Art, von ihm gar oft beklagt, daß sich später nie mehr Gelegenheit bot, sein erprobtes, tapferes Schwert — Flammberg, wie er es nannte, — zu schwingen. Schmerzlich war es ihm, nur auf, wenn auch nicht verwelkten, doch alten Lorbeern zu ruhen, und frühere, begeisternde Erinnerungen nicht mit frischeren zu vertauschen. Das Handhaben der Feder, das sitzende, das Salonleben behagten ihm nicht, und immer hoffte er, so lange ihn nicht körperliche Leiden kampfunfähig machten, den lange vermißten Schauplatz ruhmreicher Thaten wieder betreten, Kanonendonner vernehmen, Pulver riechen zu können. Tettenborn sollte es nicht erleben, und so ging eine kräftige Natur, ein wie zum Helden geschaffener Charakter, bei der ihm eigenen leidenschaftlichen Erregbarkeit, in den kleinlichen Fragen des Tages, in häuslichen Sorgen, in einer ungewohnten, aber um so verzehrenderen Thätigkeit unter. Er war bequem geworden, selbst die Jagd konnte ihn nicht erfreuen; er umgab sich gern mit bekannten Gesichtern und im Kreise seiner Familie, und unter den vielen ihm bis zum Ende treu gebliebenen Freunden befand er sich am behaglichsten, seine Pfeife schmauchend, die er der Cigarre zu lieb nicht beseitigte. Ich selbst aber bewahre diesem merkwürdigen Manne Zeitlebens ein dankbares Andenken; es war, selbst bei den in unserer gegenseitigen Stellung beinahe unvermeidlichen Zerwürfnissen, mir nicht möglich, ihm zu grollen; solche Störungen waren immer nur vorübergehend, denn nur allzu oft bewies sich Tettenborn mir

als väterlicher Freund, und einen Freund, an dessen Tisch man etwa tausendmal saß, vergißt man nicht so leicht!

Der großherzoglichen Gesandtschaft war außer einem früheren Adjutanten, Philippsborn, auch noch ein alter Legationsrath, v. Fabrice, beigegeben, welcher einen Theil der Kanzleigeschäfte besorgte. Fabrice gehörte jener Klasse von Beamten in Wien an, welche früher unter dem Namen von Reichshofrathsagenten gekannt, die Rechte kleiner deutscher Fürsten bei jener Stelle vertraten. Nach Auflösung des Reichsverbandes wurden einige von ihnen als Geschäftsträger angestellt, ohne deßhalb von den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Corps für ebenbürtig angesehen zu werden. Diese Kategorie von Diplomaten in Wien ist nun ausgestorben, Fabrice war unter ihnen einer der originellsten. Der philosophischen Richtung der Josephinischen Zeit angehörend, lebte er, unbekümmert um Politik, gesellschaftliche Zustände und andere Außendinge, nur seinen Ideen. Ohne praktischen Sinn, ohne die geringste Menschenkenntniß erfüllte er mit gewissenhafter Treue seine Berufspflichten, verband aber mit einer bis an Naivität grenzenden Gutmüthigkeit eine im gewöhnlichen Umgange seltene Unbeholfenheit. Dabei umgab er sich mit vielen Büchern, die er sich nur mit pekuniären Opfern anschaffen konnte, und begeisterte sich an dem Anblick berühmter Männer, deren Porträte — keine Meisterwerke — seine Wände zierten. Sein in sich abgeschlossenes Gemüth ließ jeder an sich noch so unbedeutenden Begebenheit seines Lebens die größte Wichtigkeit beilegen. Er schrieb eine Selbstbiographie, an Offenheit und kleinlicher Auffassung nur mit jener Jung-Stilling's zu vergleichen. Ebenso tragen seine Gedichte immer nur den wahrsten Ausdruck seiner innersten Gefühle, und eben in dieser Ursprünglichkeit liegt der eigentliche Reiz seiner Werke. Ich widme diese Worte dem mir in unveränderter Anhänglichkeit ergebenen guten alten Mann, weil ich nicht glauben kann, daß seine, nur auf einen kleinen Leserkreis beschränkten

Schriften ihn aus dem Dunkel treten lassen werden, in das sich seine harmlose Existenz hüllte. Er starb mitten in den Bewegungen des Jahres 1848, deren eigentliche Bedeutung er, wie so viele Andere, nicht zu erfassen vermochte. Freilich mußte dem 83jährigen Manne Wien in einem anderen Lichte erscheinen, als zu der Zeit, wo er als Kind der ihn liebkosenden Maria Theresia vorgestellt wurde!

Drei Dinge waren es vorzüglich, welche in den neuen Verhältnissen meine Aufmerksamkeit fesselten: die diplomatische Welt mit den mir zum Theil noch fremden Formen; dann das Hof- und aristokratische Leben, der Geist, die Sitten wie der äußere Anstrich der höheren Gesellschaft; endlich das öffentliche, das Volkstreiben, die Sehenswürdigkeiten, Kunstgegenstände, Theater, Umgebungen u. s. w. Sobald ich mich mit diesen Dingen bekannt gemacht, Terrain gewonnen hatte, ging es dann zu ernsteren, gründlicheren Beobachtungen, galt es, näher in die politischen Fragen des Tages, in die Zustände der Monarchie mit ihren vielfach verzweigten und heterogenen Bestandtheilen einzudringen. Das Heerwesen, die Finanzen, die internationalen und volkswirthschaftlichen wie die Handelsbeziehungen waren ebenso viele Gegenstände anziehender Studien; ich nahm mir mit einem Worte vor, Zeit und Kräfte unausgesetzt der selbstgewählten Berufsthätigkeit zu widmen und an mir wenigstens die oft gehörte Ansicht zu widerlegen, daß angehende Diplomaten nur geschäftige und genußsüchtige Müßiggänger seien!

Kaum war ich vierzehn Tage in Wien, als Kaiser Franz im März 1826 lebensgefährlich erkrankte. Ich zeichnete damals die frischen Eindrücke dieses Ereignisses mit folgenden Worten auf: „Es war in der Nacht vom 11. auf den 12. März, als der Kaiser plötzlich von einem entzündlichen Fieber ergriffen wurde, welches bald einen so bedenklichen Charakter annahm, daß man

am 14. schon beinahe jeder Hoffnung zur Genesung entsagte und die heiligen Sterbsakramente gereicht wurden. Der gewöhnliche Leibarzt (Doktor Stift) wagte es nicht, dem erschöpften Kranken einen wiederholten Aderlaß zu verordnen. Fürst Metternich, von der Kaiserin unterstützt, drang auf Zuziehung eines zweiten Arztes, des Dr. Staudenheimer. Dieser alte erfahrene Mann ließ dem Kaiser sogleich und reichlich zur Ader, und so unerwartet schnell zeigte sich der Erfolg, daß schon am 16. alle Gefahr vorüber war und kein Bulletin mehr ausgegeben wurde. Was mich bei dieser vorübergehenden Episode am meisten ergriff, war das seltene Schauspiel, welches eine ganze große Bevölkerung in ihrer rührenden Theilnahme zeigte. Tausende strömten in die Kirche, um vom Himmel das Leben des wahrhaft populären Fürsten zu erflehen. Zahllos wogte die Menge um die Hofburg, ängstlich jeder Nachricht harrend, die von Zeit zu Zeit den sich zur Treppe des Schweizerhofes Drängenden verkündet wurde. War sie günstig, erweckte sie nur einen Strahl der Hoffnung, so flog sie von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, lautete sie beunruhigend, so konnte man, ohne zu fragen, an den düsteren Zügen der Hörenden erkennen, daß noch Gefahr vorhanden sei. Alles schien zu ruhen, jeder andere Wunsch und Gedanke nur dem einen zu weichen: den Kaiser seinem Volke erhalten zu wissen! Ungeheuchelt wie diese Besorgnisse war auch der Jubel über die beinahe wunderbare Wiederherstellung; er sprach sich in den rührendsten Demonstrationen bei der ersten Ausfahrt und im Theater aus. Es ertönte bei solchen Anlässen mit Begeisterung das einfache, so beliebte Volkslied, welches ich gleichsam identisch mit der Erscheinung des Kaisers nennen möchte, wie in Wien, so auch in den meisten Provinzen. Gedichte, Adressen, wohlthätige Stiftungen folgten jenem Ereignisse.“

Heutzutage ist man nur zu leicht geneigt, über so herzliche Huldigungen, so naive Ergüsse von Unterthanenliebe zu lächeln;

man begreift oder will eine Popularität solcher Art nicht mehr begreifen, man spannt lieber die Pferde vor dem Wagen irgend eines Tageshelden aus, oder zieht im Triumphe eine singende oder tanzende Schöne nach Hause. Jene Erscheinungen aber, welche sich an die Person des beliebten Monarchen knüpfen, sind historische Thatsachen und man nimmt, sie zu erklären, Zuflucht zu allerlei Verdrehungen. So nannte man ihn den Tartüffekaiser, den Kaiser mit dem Marmorherzen u. dgl. m. Tartüffekaiser! Was heißt das? Hat er durch Verstellung, Scheinheiligkeit und allerhand Künste 43 Jahre lang Millionen der seinem Scepter unterworfenen Völker bethört, sich ihre Liebe und Anhänglichkeit durch jede nur denkbare List zu erwerben gesucht? In diesem doch wohl kaum annehmbaren Falle würde solche Wahrnehmung der Fassungskraft wie der Intelligenz all jener Leute gerade nicht zur Ehre gereichen. Der „Härte" seines Herzens kann man seine allbekannte Güte entgegenstellen, und der anscheinende Widerspruch löst sich am besten, wenn man den strengen Ernst, welcher ihn beseelte, seinem ausgesprochenen Gefühle für Gerechtigkeit zuschreibt. Dabei gebot ihm sein Gewissen, alle Empörer mit unerbittlicher Consequenz zu verfolgen wie zu bestrafen, weil er eben in den Freveln der Revolution das Grundübel seiner Zeit erkannte. Nur Bosheit oder blödsinniger Dünkel können daher in jene einseitigen, gehässigen Urtheile einstimmen; eine unparteiische Geschichte unterschreibt sie glücklicherweise nicht. Sie wird den Kaiser Franz zwar an Größe und hervorragenden Eigenschaften nicht auf der Höhe der von ihm erlebten erschütternden Welteregnisse erklären, wird ihn wohl der Unentschlossenheit, selbst vorübergehender Schwächen beschuldigen, aber diesen Mangel an Thatkraft ersetzte er reichlich durch bürgerliche Tugenden, durch Gewissenhaftigkeit und jenen rechtlichen Sinn, die ihn gerade zum Vater seines Volkes machten. Kein Monarch strebte weniger als er in seiner einfachen, selbst oft trockenen Weise nach einer ephemeren Popularität,

und gerade in seinem prunklosen Auftreten gewann er viele Herzen. War auch dieses Berechnung, Verstellung? Ein geistreicher Franzose (Reymond) hat vor einiger Zeit eine biographische Skizze des Kaisers Nikolaus entworfen und dabei eine Parallele zwischen ihm und dem Kaiser Franz in den folgenden Scenen aufzustellen versucht. Er sagt: . . . .

„Alle bekannten Anekdoten, selbst jene, welche ihm zur Ehre gereichen, zeigen bei dem Kaiser Nikolaus jene leidenschaftliche Auffassung seiner hohen Würde, welche beinahe jedes andere menschliche Gefühl zu unterdrücken schien. Nur ein Beispiel von vielen! Als der Kaiser eines Tages durch die Straßen von Petersburg ging, begegnete er einem Leichenwagen, dem Niemand folgte. Man trug einen Hofdiener zu Grabe und der Czar war entrüstet darüber, daß einer seiner Beamten im letzten Augenblicke so gänzlich verlassen werde. Er begleitete daher den Sarg und bald schloß sich ihm eine unabsehbare Menschenmenge an. Als nun der mit jeder Minute anwachsende Zug in die Gegend der Kathedrale von Casan kam — erzählt ein Augenzeuge — wandte sich Nikolaus gegen das versammelte Volk und sprach mit bewegter Stimme: Das Andenken an die Verstorbenen ehrt die Lebenden; es ist auch Gott angenehm und wohlgefällig. Es hat mich tief betrübt, zu sehen, daß Niemand sich gefunden, meinen Angestellten, der seine Lebenskräfte treu dem Dienste des Kaisers und Vaterlandes gewidmet, zu Grabe zu geleiten; ich wollte daher seiner irdischen Hülle diese letzte Ehre erweisen. Doch nun rufen mich ernste Staatsgeschäfte und ich muß mich entfernen! — Wir sehen hier immer nur den Kaiser, nichts als den Kaiser! Wie viel rührender ist nicht das Benehmen des Kaisers Franz in einem ganz ähnlichen Falle? Auch er traf in einer Vorstadt Wiens auf die Leiche eines Armen, die man ohne Begleitung dem Kirchhofe zuführte. In seiner einfachen Art sagte der Kaiser zu seinem Adjutanten: „Folgen wir dem Sarge, denn man soll nicht sagen können, ein Mitbürger sei

aus unserer Mitte verschwunden, ohne daß andere Christen an seinem Grabe gebetet hätten.“ Und ohne an die „Staatsgeschäfte“ zu denken, gelangte er zum Gottesacker, wo er knieend für Den betete, den er nie gekannt, der aber wie er durch Christi Blut erlöst wurde. Er hielt keine Rede an das Volk und kehrte still und schlicht, wie er immer war, zur Burg zurück. Denn er war nicht nur Kaiser, er war auch Mensch und Christ, zwei Eigenschaften, welche jene eines Fürsten wohl aufwiegen.

Es hat mir einst Jemand bemerkt, daß die meisten Fehler des Kaisers Franz eigentlich nur zu weit getriebene Tugenden seien; so artete seine allzu große Gewissenhaftigkeit häufig in Aengstlichkeit, in eine gewisse Pedanterie aus, welche ihm bei Prüfung der Geschäfte mehr Zeit, als nöthig, raubte. Seine an Schüchternheit grenzende Bescheidenheit erzeugte einen allzu großen Mangel an Selbstvertrauen, der nicht selten störend oder zögernd auf seine Entschlüsse einwirkte. Er hielt sich oft lange bei schriftlichen Ausarbeitungen auf und machte sich selbst über diese Art von Thätigkeit lustig: „Wäre ich nicht Kaiser,“ sagte er, „so hätte man mich vielleicht doch als ziemlich brauchbaren Hofrath anstellen können.“ Seine Ordnungsliebe wurde ihm als Mangel an Großmuth, seine Sparsamkeit als Geiz und Engherzigkeit ausgelegt, und in der That war sein Aufwand wie seine bei vielen Gelegenheiten in Anspruch genommene Freigebigkeit nicht immer im Einklange mit seiner kaiserlichen Würde. Aus all diesen Beobachtungen zog man nun häufig den Schluß, daß der Kaiser Schätze sammle und seine Hand sich nicht großmüthig genug zur Austheilung von Gnadengeschenken oder zu Spenden an Verunglückte und Nothleidende öffne. Ich hatte deßhalb in dem von mir entworfenen Bilde des Kaisers Franz (Erinnerungsblätter S. 8) bemerkt: „Ueber die angebliche zu weit getriebene Sparsamkeit des Kaisers steht mir kein Urtheil zu; nur halte ich die Gerüchte von fabelhaften Summen, welche er hinterlassen haben soll, für lächerlich

und übertrieben." — Ueber diese Stelle ging mir nun von besser unterrichteter Seite eine Berichtigung zu, welche ich glaube hier einschalten zu müssen. Es waren nämlich drei Kassen, aus welchen Kaiser Franz seine Bedürfnisse bestreiten konnte. Die Staatskasse nahm er unglaublich wenig in Anspruch, und die Summen, welche er daraus bezog, überstiegen kaum die Civilliste mancher kleinen deutschen Fürsten. Die Familienkasse, ein von Franz I. und Maria Theresia gegründetes Vermögen, verwaltete der Kaiser nur, ohne je etwas davon für sich selbst zu verwenden, vermehrte es vielmehr durch Ersparnisse mit beträchtlichen Kapitalien. Die Privatkasse endlich, durch Erbschaften entstanden, war nie im Stande, den vielfachen Anforderungen zu genügen; er nahm daher in dringenden Fällen zu Anleihen bei der reich dotirten Familienkasse seine Zuflucht und verzinste diese selbst regelmäßig. Bei der ängstlichen Scheu, mit welcher er die von ihm selbst gezogenen Grenzen seiner Ausgaben nicht zu überschreiten wagte, fanden immer mehr Einschränkungen statt und wurde der Aufwand für den Hofhalt immer geringer. Es ergab sich daher, daß bei des Kaisers Ableben dessen Privatkasse mit Schulden belastet war, und diese selbst Ausgaben bestritten hatte, welche das Aerar hätte übernehmen sollen. Die Auseinandersetzung der Verlassenschaft wurde deßhalb eine ungemein schwierige und erst nach 17 Jahren beendet. Uneingeweihte, welche mit den Verhältnissen dieser verschiedenen Kassen wie mit der Art der Verwendung der Gelder nicht näher bekannt waren, konnten sich daher leicht zu irrigen Vermuthungen verleiten lassen.

Franz II. hatte auf dem, seinem kaiserlichen Oheime Joseph II. errichteten Denkmale unter anderen Inschriften die Worte eingraben lassen: „Er widmete sich nicht lange, aber ganz (non diu, sed totus) dem Staatswohl." Was Joseph nur kurze Zeit angestrebt, — die strengste Erfüllung seiner Regentenpflichten — machte Franz zur Aufgabe seines langen Lebens. Er widmete sich ganz,

mit vollen Kräften seinem erhabenen Berufe, und es war daher auch natürlich, daß ihm ein großer Theil der Bevölkerung seines Reiches dieß rastlose Streben mit dankbarer Verehrung vergalt. Es schien sich seine Verwaltung dem nie erreichten Ideale einer väterlichen Regierung möglichst zu nähern: Es war ein Familienverhältniß in die Herrschaft übertragen. Was zwei Generationen erlebt und geachtet, kann nicht auf Täuschung beruhen. Unsere Zeit aber ist für solche Eindrücke von Pietät nicht mehr empfänglich; sie überschüttet sie mit Hohn oder greift zu gehässigen Auslegungen.

Einfach und schlicht, wie der Kaiser selbst, war damals auch die Hofhaltung, selten Feste oder Ceremonien, und der frühere Glanz, die großartige Gastfreundschaft, wie sie die Wiener Burg zur Congreßzeit entfaltete, wich immer mehr einer stillen Häuslichkeit. Der Kaiser, nach einem bewegten Leben, sehnte sich nach Ruhe und überließ sich nur der gewohnten Geschäftsthätigkeit. Repräsentationen, rauschende Hoffreuden waren nicht nach seinem Geschmack, und selbst die früher gebräuchlichen Förmlichkeiten, Kirchengänge, Auffahrten, Gallatage verschwanden immer mehr. Die Kaiserin empfing Damen in verschiedenen Abtheilungen und gab kleine Bälle in ihren Gemächern; größere Hoftafeln fanden nie statt. Sonderbarer Weise ertheilte der Kaiser auch fremden hochgestellten Damen oder Bräuten aus fürstlichen Geschlechtern Audienzen in den frühen Morgenstunden. Außer den Praterfahrten, einem kurzen Besuche in dem Blumengarten und dem Burgtheater gönnte sich der Kaiser keine andere Erholung. Die höhere Gesellschaft, das diplomatische Corps kam daher immer weniger mit dem Hofe in Berührung, und es vergingen oft Monate, ehe sich eine Gelegenheit ergab, sich den Majestäten nähern zu können. Die Hofburg selbst mit ihren vielen Gängen, Treppen und Nebengebäuden bildete ein in sich selbst abgeschlossenes Ganze, eine Stadt im Kleinen. Hier war nun Alles auf die kleinlichen Intriguen und Klatschereien des Tages beschränkt, und

selten nur machte sich irgend ein Einfluß in wichtigeren Dingen geltend. Mit den Ministern und Oberhofchargen kam der Kaiser, seltene Fälle ausgenommen, nur in den Geschäftsstunden zusammen; in jeder Woche wechselten die beiden Kämmerer vom Dienste. Keine Männer von Bedeutung und Geist waren in der näheren Umgebung des Hofes; nie sprach man da weniger von Politik und öffentlichen Angelegenheiten; nie hörte man seltener von besonderen Gnadenbezeugungen, Begünstigungen, Kabalen u. dgl. Kutschera war lange Zeit der Mittelpunkt, um den sich die subalterne Hofwelt drehte. Er hatte den Vortrag beim Kaiser in Militärsachen, und täglich konnte man ihn auf der Bastei mit dem Kaiser, dem er an Gestalt und Kleidung ähnlich, spazieren gehen sehen. Vielen erschien es unbegreiflich, wie der sittenreine, rechtliche Monarch einen Generaladjutanten so lange in seiner unmittelbaren Nähe behalten konnte, der in mancher Beziehung keines vortheilhaften Rufes genoß und gründlich verhaßt war. Der Kaiser aber hatte nach der Reihe seine früheren Vertrauten, Wrbna, Duka u. a., verloren, nur Kutschera war ihm geblieben, und es fesselte ihn lange Gewohnheit an denselben. Ueber einen alten etwas aufgeblasenen Hofdiener pflegte der Kaiser lächelnd zu bemerken: „Wenn ich nur einmal Sonntags wäre, was sich M.... am Werktage zu sein einbildet!“ —

Die Kaiserin Karoline Auguste sah man immer in der Nähe ihres Gemahls; sie begleitete ihn auf Reisen, erheiterte, pflegte ihn mit liebevoller Sorgfalt. Ihre Herzensgüte erstreckte sich nicht nur auf ihre nächste Umgebung; ihr Hang zum Wohlthun kannte keine Grenzen und steht heute noch nicht im Verhältnisse zu ihren beschränkten Mitteln. Sie versagte sich eher alles, um Thränen zu trocknen, und Familien dem bittersten Elende zu entreißen. Immer sind auf ihren Befehl einige Untergebene beschäftigt, die zahlreichen Bittgesuche zu prüfen, und wahre Noth auszuspähen. Eine beinahe kindliche Anhänglichkeit bewahrte

Karoline Auguste ihrer Erzieherin, der Gräfin Kamille Mühlenfels-Andlaw, und es ist gewiß ein schöner Zug, daß das Bild derselben in dem Wohnzimmer der Kaiserin zwischen den Porträten der königlichen Eltern hängt. Dieß Gefühl dankbarer Erinnerung an alte Freunde und Diener theilt die hohe Frau mit ihren erlauchten Geschwistern.

Von den Kindern des Kaisers bewohnten damals der Kronprinz, der Erzherzog Franz Karl nebst der Erzherzogin Maria Anna die Burg; ihnen schloß sich ein Enkel, der Liebling des Kaisers, der Herzog von Reichstadt, an. Ein Jahr vor meiner Ankunft hatte sich der zweite kaiserliche Prinz mit der Prinzessin Sophie von Bayern vermählt, eine Ehe, welche bis 1830 kinderlos blieb.

Ueber den Kronprinzen war es zu jener Zeit nicht leicht, sich eine richtige Meinung zu bilden. Es war wenig von ihm die Rede, man sah ihn nur selten, und wußte, daß er von Staatsgeschäften fern gehalten, sehr zurückgezogen lebte. Sein Aeußeres, mehr ungewöhnlich und auffallend, als geradezu häßlich, nahm nicht für ihn ein. Die Urtheile über seine Geistesgaben waren sehr verschieden; wenn ihm Alle Herzensgüte, einen edlen Charakter nicht absprachen, so hielten ihn doch Viele für gänzlich unfähig, physisch und moralisch gedrückt, ohne Thatkraft und eigenen Willen; Andere behaupteten wieder, daß weit mehr in ihm verborgen liege, als man glaube, Kränklichkeit, natürliche Schüchternheit ihn verhinderten, seine besseren Eigenschaften hervortreten zu lassen. Diese Ansichten wurden bald zur Parteifrage; man sprach von der angeblichen Ausschließung des Kronprinzen in der Nachfolge, man verbreitete absichtlich Gerüchte, welche ihn als unterdrückt, als Opfer von Hofintriguen, zum geistlichen Stande bestimmt bezeichneten. Die Folge hat hinreichend bewiesen, wie unbegründet alle diese Vermuthungen waren, und wie man weder durch Zwang, noch auf anderen Umwegen es versucht, dem Kronprinzen das angestammte Thronrecht zu entziehen.

Ebenso still und von Staatsfragen, wie von geselligen Kreisen unberührt, lebte das junge erzherzogliche Ehepaar. Gänzlich unzugänglich aber war die arme Erzherzogin Maria Anna, welche bis zu ihrem 50. Jahre mit dem Familienübel zu kämpfen hatte.

Am meisten Leben brachte die muntere Laune des Herzogs von Reichstadt in den kaiserlichen Kreis. Er war, ein schöner Knabe, schnell herangewachsen und man konnte seinen dringenden Bitten nicht widerstehen, ihn mit einer Uniform zu bekleiden. Lebhaft, mit dem vollen Feuer der Jugend ergriff er seinen neuen Stand, und sein rastlos thätiger Geist verzehrte allzu rasch die ihm nur spärlich zugewiesenen physischen Kräfte. Der Prinz erschien zum erstenmal in der Gesellschaft bei dem englischen Botschafter. Von jener Zeit an hatte ich öfters das Glück, ihn auf Bällen oder im Parke zu Baden zu sprechen, und jedesmal erfreute ich mich an den edlen Gesichtszügen, dem seelenvollen Auge und seinem ganzen so überaus einnehmenden Wesen. Es fanden viele Versuche Unberufener statt, sich dem Herzoge zu nähern, besonders drängten sich Franzosen an ihn; doch außer Marschall Marmont, der ihm Kriegsgeschichte vorlas, fand Keiner Zutritt. Die Dichter Mery und Barthelemy waren nach Wien gekommen, um ihm ihr Heldengedicht „Napoléon en Egypte“ zu überreichen. Sie wurden nicht vorgelassen, und rächten sich dafür durch ein albernes Gedicht: „Le fils de l'homme.“

Von den Brüdern des Kaisers bewohnte nur der Erzherzog Ludwig die Burg. Sein Aeußeres ist ernst, beinahe abschreckend; auch er lebte wie der Kaiser, dessen volles Vertrauen er besaß, nur den Staatsgeschäften, war Generaldirektor der Artillerie, gab oft Audienzen und war nicht selten seines kaiserlichen Bruders Stellvertreter. Voll ruhiger Würde, gründlicher Kenntnisse, wie alle Erzherzoge wissenschaftlich gebildet, ist Ludwig jetzt (1862) der einzige noch lebende der vielen Söhne Kaisers Leopold II.

Zwei Erzherzoge lebten fortwährend in Wien, Karl in seinem ererbten Palaste auf der Bastei, Anton Victor als Großmeister in dem Gebäude des deutschen Ordens. — Dem Erzherzog Karl hatte die Vorsehung ein eigenes Geschick zugedacht. Schon mit 24 Jahren der Held des Tages, später der Sieger in vielen Schlachten zog er sich vor dem 40. Jahre von dem öffentlichen Leben zurück. Gouverneur von Mainz, Generalkapitän von Böhmen, Feldmarschall übte er diese Funktionen nie anhaltend aus. Mit einem Muthe, der jenem auf dem Schlachtfelde gleich kam, und stoischer Ausdauer überwand er durch Hungerkur und andere heroische Mittel das Erbübel. Nach völliger Heilung heirathete er 1815 die schöne Prinzessin Henriette von Nassau. Sie gehörte jenen seltenen Frauen an, deren edle Bestimmung es ist, das Glück einer ganzen Familie zu gründen. In ihrem Innern zärtliche Gattin, eine von lieblichen Kindern umgebene Mutter, war sie in der Welt die graziöse, geistreiche Fürstin. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der herrlichen Bälle in der unabsehbaren reichbeleuchteten Reihe von Zimmern des Palastes, wo die Herren in Civil, die Damen in den reizendsten Toiletten erschienen. Es vereinigten diese Feste den Schimmer des Hofes mit der freien Ungezwungenheit der Privatunterhaltungen. Nicht minder anziehend waren die Empfangtage auf der schön gelegenen Weilburg. Auch sah der Erzherzog öfters Leute zur Audienz, und gab kleine Diners. Seine Persönlichkeit selbst gehörte nicht zu den angenehmsten. Er war klein, und sein früh gealtertes Gesicht nahm einen Ausdruck von Strenge und Ernst an, den nur seine natürliche Leutseligkeit milderte. Seine Conversation war lebhaft, geistvoll, sein Gedächtniß so treu als die Geschichte, welche die Erinnerungen an seine glänzenden Thaten aufbewahrt. Er schrieb fleißig an den Kriegs-Memoiren und anderen militärischen Werken, und umgab sich gern mit seinen reichen Kunstschätzen, wie mit einfachen Naturgenüssen. Ohne große Lebensbedürfnisse, Feind allen Prunkes, ging er meist

ganz schlicht in Civil, und gar oft begegnete man ihm allein, oder mit seinen Kindern ohne weitere Begleitung. Seine Stellung, dem Kaiser, dem Hofe, der Armee gegenüber, war eine ganz eigenthümliche. Die Urtheile über seine frühere Thätigkeit, so gerechten Anklang sie auch im Allgemeinen fand, gingen doch in manchen Dingen so sehr auseinander, daß man von einem durch den Hof nicht begünstigten Anhange des Erzherzogs sprechen konnte. Eines Tages wurde man durch die Nachricht erschreckt, daß die Erzherzogin Henriette von einem Scharlachfieber befallen worden, welches sie beim Einkaufe von Weihnachtsgeschenken geerbt haben sollte. Einige Tage nachher war sie eine Leiche. Die Art der Krankheit sowohl, als der Umstand, daß die Verstorbene nicht der katholischen Kirche angehörte, ließen Bedenken gegen die gewöhnliche Ausstellung auf dem Paradebette in der Burgkapelle, wie gegen die Beisetzung in der Gruft der Kapuziner erheben. Aus Furcht vor Ansteckung unterblieb die feierliche Ausstellung; über die Frage des Begräbnisses aber entschied der Kaiser mit den Worten: „War sie im Leben die treue Gattin meines Bruders, die Mutter seiner Kinder, so soll sie auch einst im Sarge neben ihm ruhen.“ Der Erzherzog überließ sich seinem nur allzu gerechten Schmerze, der Hof, die Stadt einer wahren Bestürzung. Von den vier Söhnen und zwei Töchtern war die älteste, Erzherzogin Therese, kaum 13 Jahre. Weniger schön und schlank als ihre Mutter, hatte sie ein freundliches Aeußere, und stand ihrem Vater tröstend zur Seite, während der Erzherzog selbst in der sorgfältigen Erziehung seiner Söhne, in der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter und litterarischen Arbeiten Zerstreuung suchte. Nur einmal sah man ihn noch in jener Zeit in der Mitte seiner früheren Kriegsgefährten erscheinen. Es war 1828 im Lager zu Traiskirchen, wo er eines Abends unerwartet im Wagen mit seinen Kindern erschien, und mit nicht enden wollendem Jubel begrüßt wurde. Rührend endlich war, wie der alte Erzherzog bei dem

Ordensfeste des goldenen Vließes 1830 seinen ältesten Sohn als neu aufgenommenen Ritter herzlich umarmte.

Unter allen Erzherzogen genoß aber Anton Victor der entschiedensten Popularität. Man konnte dem freundlichen Manne mit der stets heiteren Miene täglich in den Straßen Wiens begegnen. Er war der liebenswürdigste Gesellschafter und in seinem geistlichen Ritterthume trat mehr die chevalereske Seite hervor. Mit Leidenschaft den Blumen und Blüthen jeder Art ergeben, weihte er sein Leben in behaglicher Ruhe der Huldigung des Schönen. Beschützer der Künste stand er im Winter an der Spitze des immer mehr aufblühenden Musikvereins, während er im Sommer seine schönen botanischen Gärten pflegte und die jährlichen Blumenausstellungen leitete. Alle Musiker, Maler, Dichter, Gärtner fanden in ihm einen freundlichen Mäcen, alle Bedrängten einen großmüthigen Beschützer. Der Erzherzog Anton besuchte regelmäßig alle Theater, Redouten und öffentlichen Vergnügensorte, man konnte ihn überall treffen, wo es fröhliche Gesichter gab, und er war, freigebig und leutselig, des Wohlwollens, das er auf Alle übertrug, auch von Jedermanns Seite gewiß. Auch im Kreise der kaiserlichen Familie war er, seiner erheiternden Munterkeit wegen, immer gern gesehen. Doch mehr als an alle diese vorübergehenden Eindrücke verbindet sich noch ein dauernderes Verdienst mit seinem Andenken: der Erzherzog stellte mit aufopfernden Bemühungen den deutschen Orden in Oesterreich wieder her. Er starb wenige Wochen nach seinem kaiserlichen Bruder (1835) und sein Tod ließ im Wiener Leben eine große, nicht zu ersetzende Lücke zurück.

Die anderen Brüder des Kaisers: Joseph, Rainer, Johann und Rudolph, machten zu jener Zeit nur seltene Erscheinungen in Wien. Der Erzherzog Joseph, so lange Jahre Palatin von Ungarn, stand diesem schwierigen Amte mit Klugheit und Geschick vor. Ich sah ihn selbst im Jahre 1827 den Reichstag in Preßburg mit unparteiischer Würde präsidiren. Ruhig saß die

Ehrfurcht gebietende Gestalt mit dem weißen Schnurrbarte in der Mitte der Magnaten und Bischöfe, umringt von einer lärmenden Versammlung, wie man sie nur dort fand. Wenn die Feinde des Palatins ihm Unentschlossenheit, Nachgiebigkeit vorwarfen, so haben die nachfolgenden Ereignisse gezeigt, daß man nur seiner Umsicht und genauen Kenntniß des Landes die Ruhe verdankte. Der Erzherzog-Palatin war dreimal verheirathet, und da jede seiner drei Gemahlinnen einer anderen christlichen Confession angehörte, aber keine katholisch war, so bemerkte der Kaiser Franz scherzend: „Wenn mein Bruder nur nicht noch einmal Wittwer wird, denn ich fürchte, er werde dann wohl eine Jüdin nehmen.“ Den Erzherzog Rainer hielt seine Stellung in Italien meistens fern. Ziemlich spät mit der schönen Prinzessin Carignan verheirathet, sah er sich dennoch bald von einer zahlreichen Familie umgeben. Man rühmte seine Milde und wirkungsreiche Thätigkeit.

Der Erzherzog Johann schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, das kleine Steyermark zu beglücken. Hier in der großartigen Alpenwelt, unter guten, ihm ergebenen Menschen war ihm wohl. Alle seine Kräfte, reichliche Wohlthaten wandte er dem armen Lande zu, und die Stadt Gratz zeigt in Sammlungen und Anstalten gar viele Beweise fürstlicher Freigebigkeit. Johann war der schönste unter seinen Brüdern und noch im vorgerückten Alter war seine Haltung edel; er hatte regelmäßige Züge, einen verständigen Blick. Das beste Bild von ihm stellt ihn in der Tracht eines Gemsenjägers vor, wie er sinnend vom hohen Felsen in das Thal schaut. Auf dem romantisch gelegenen Gute Brandhof lebte er seinem Hauptvergnügen, der Jagd. Mit einer Steyererin aus niederem Stande vermählt, zeigte er auch hierin seinen Unabhängigkeitssinn, und verband sich dadurch nur noch fester mit den Gebirgsbewohnern. Noch lebt ein Sohn dieser Ehe — der Graf von Meran.

Der Erzherzog Rudolph endlich, Cardinal-Erzbischof von

Olmütz, unterlag schon im Jahre 1831 der furchtbaren Krankheit, welche die spanische Ludowica in das Kaiserhaus gebracht hatte.

Alle diese Erzherzoge, an Charakter und Berufsthätigkeit so verschieden, waren gebildet, beliebt, nützlich in ihrer Sphäre; jeder hatte sich irgend ein Studium erwählt, das er mit Vorliebe betrieb. Verehrung und Anhänglichkeit umgab die Mitglieder des Regentenhauses, und wurde manchmal ein Witz, eine Satyre über sie bekannt, so waren diese, wenn auch oft derb, doch nie verletzend. Die Wiener Gemüthlichkeit ließ nie die Unsitte aufkommen, hochgestellte Personen mit boshaftem Spotte oder gemeinen Karikaturen zu verfolgen.

Von den auswärts lebenden Töchtern des Kaisers sah man öfter die Herzogin von Parma, Marie Louise, in Wien. Sie erschien mir bedeutend verändert, die Jugendfrische, worin eigentlich immer nur ihre Schönheit bestanden, war einer Blässe und Magerkeit gewichen, welche die ihrer Familie eigenthümlichen Züge bei ihr nur immer unvortheilhafter hervortreten ließen. Graf Neipperg war aus ihrem Ehrencavalier der Gemahl geworden und immer in ihrem Gefolge. Ich sah den General nur selten; er war ein Mann von Welt, aber von nicht sehr freundlichem Aeußern; ein Auge, das er verloren, war mit einer schwarzen Binde bedeckt. Sein Verstand, seine Leutseligkeit wie seine militärischen Verdienste waren bekannt. Die Kinder dieser Ehe, in Italien erzogen, erhielten den Namen Montenuovo. Auch die Erzherzogin Clementine erschien öfters in Wien an der Seite ihres wohlbeleibten, lebenslystigen Gemahls, des Prinzen Leopold von Salerno. Ebenso die jüngere Schwester, die schwächliche, mit dem Prinzen Friedrich von Sachsen vermählte Karoline. Im fernen Brasilien starb damals die Kaiserin Leopoldine, Don Pedro's Gemahlin, eines frühen Todes. Weite Entfernung über Land und Meer, Kränklichkeit, viele Sterbfälle ließen den Kaiser eigentlich seiner Familie nie recht froh werden.

Die Monotonie des Wiener Hoflebens wurde häufig durch den Besuch hoher Gäste unterbrochen. Bei meiner Ankunft traf ich die Königin Karoline von Bayern, welche jedoch, da sie erst vor wenigen Monaten Wittwe geworden, in tiefer Trauer und Zurückgezogenheit lebte. Zu jener Zeit sah man auch in Wien eine Schwester des Kaisers mit dem Prinzen Anton von Sachsen, ihrem Gatten, zwei Gestalten, welche einer längst vergangenen Welt anzugehören schienen.

Der Infant Karl von Bourbon, Herzog von Lucca, bewohnte längere Zeit mit seiner Familie das Kinsky'sche Palais auf der Freiung. Er war meistens auf Reisen, da ihn sein schönes Land, das er einst mit Parma vertauschen sollte, nicht anzog; eine Schilderung des Charakters dieses bizarren Herrn, jedenfalls nicht ohne Interesse, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Die Geschichte wird ihm wohl den Beinamen des „Unstäten" geben. Die Herzogin, mit einem leidenden Ausdrucke in den edlen Zügen, war eine der drei Schwestern, den letzten Sprößlingen des alten savoyischen Königsgeschlechts, welche Frömmigkeit und Neigung eher zum Klosterleben bestimmten; doch zierten sie auch ihre Throne durch leuchtende Tugenden. Die eine starb bekanntlich im Rufe der Heiligkeit 1836 als Königin von Neapel, die zweite ist seit 1831 mit dem Kaiser Ferdinand vermählt. Der Sohn des Herzogs von Lucca, damals 10 Jahre alt, ein herrlicher Junge, berechtigte zu Hoffnungen, welche er leider nicht erfüllen sollte.

Die Streitigkeiten mit der englischen Krone, die Zerwürfnisse mit dem Grafen Münster führten den Herzog Karl von Braunschweig nach Wien. Früher von Karlsruhe her mit ihm bekannt, kam ich hier beinahe täglich in seine Gesellschaft, um so mehr, da er die Thätigkeit der badischen Gesandtschaft für seine Angelegenheiten in Anspruch nahm. Der sechsmonatliche Aufenthalt dieses Prinzen gehört nicht zu den erfreulichen Erinnerungen

meines Lebens. Das Benehmen des Herzogs entbehrte jeder Würde, und selbst bei Hofe, wo er doch freundlich, wie ein Verwandter aufgenommen wurde, mußte er sich öftere Zurechtweisungen gefallen lassen. Jugendlicher Uebermuth mag Manches entschuldigen, nur darf er nicht in Herzlosigkeit ausarten; muthwillige Streiche gehen dabei gar zu leicht in bübische über. Das k. k. Kabinet unterstützte seine zum Theil gerechten Ansprüche lebhaft, erntete aber später wenig Freude an seinem Schützlinge. Bald nachher kam auch der Herzog Wilhelm nach Wien und besuchte es regelmäßig in späteren Jahren.

Um den Palastintriguen in Lissabon zu entgehen, war der Infant Dom Miguel 1825 nach Oesterreich gekommen. Seine äußere Erscheinung machte einen günstigen Eindruck, die Erziehung war aber auffallend vernachlässigt. Er lebte still, von heimischen wie österreichischen Offizieren und Lehrern umgeben, in einem Privathause. Als nun im März 1826 König Johann VI., sein Vater, starb, veränderte sich auch Dom Miguel's politische Lage. Er sah sich erstaunt vom portugiesischen Throne verdrängt, Bräutigam seiner Nichte Donna Maria da Gloria, die er nie gesehen und nur durch sie und die dem Lande verliehene Verfassung zum Regenten und König erklärt. Der Infant fügte sich scheinbar diesen willkürlichen Bestimmungen, er wurde mit dem portugiesischen Gesandten Villa Secca durch Prokuration verlobt, eine durch die späteren Ereignisse beinahe lächerlich gewordene Ceremonie.*) Von nun an bezog Dom Miguel die Hofburg und wurde als Prinz vom Hause behandelt. Bei der Audienz, welche er dem diplomatischen Corps ertheilte, benahm er sich in seiner schönen Uniform mit Gewandtheit und Takt; augenscheinlich hatte der dreijährige Aufenthalt in Wien vortheilhaft auf den Prinzen eingewirkt. Ich sah ihn den 6. Dezember 1827 bei einbrechender Dunkelheit eine

*) Erinnerungsblätter S. 49 bis 54.

Stadt verlassen, in welcher sich seine künftigen Geschicke entschieden hatten, und konnte damals nicht ahnen, daß sie einen so ganz anderen, als den allgemein erwarteten Verlauf nehmen sollten. Unter den Begleitern des Infanten sprach mich Graf Villa-Real am meisten an; es war nicht möglich, feiner und gebildeter zu sein, als dieser ausgezeichnete Portugiese, dem auch deutsche Sitte und Sprache nicht fremd waren. Dom Miguel selbst sah ich seither nie wieder.

Anfangs des Jahres 1827 wurde Prinz Gustav von Schweden aus Italien als Oberst zu einem Infanterieregiment (J. Gyulai Nr. 60) versetzt. Nicht ohne Theilnahme sah man ihn hier zugleich mit dem Herzog von Reichstadt sich in militärischen Waffen üben, zwei junge Prinzen, die, so verschieden auch ihre Lage, doch ein gemeinsames Schicksal getroffen. Prinz Gustav, überall mit freundlicher Zuvorkommenheit bei Hof wie in der Gesellschaft empfangen, lebte sich bald in seine neue Stellung ein, fand es aber gerathen, statt des bisherigen, den Titel Prinz von Wasa anzunehmen. Zwei Jahre später trafen auch die beiden Prinzessinnen Amalie und Cäcilie von Schweden in Wien ein und bezogen mit ihrem Bruder das schöne Auerspergische Gebäude am Josephstädter Glacis.

Von den hessischen Prinzen hatte sich Georg, morganatisch mit einer Ungarin vermählt, in Wien niedergelassen; auch sein Neffe Karl war in österreichische Militärdienste getreten, ein sanfter, vortrefflicher Prinz, beliebt und geachtet, wie er es verdiente. Prinz Emil endlich war k. k. Feldmarschallieutenant und Regimentsinhaber geworden, ein Herr so groß an Geist, als klein von Gestalt, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen und dem feinsten Benehmen. Er bildete mit zwei anderen, immer gern in Wien gesehenen deutschen Fürsten ein Kleeblatt seltener Art; es waren dieß die leider so früh verstorbenen, noch heute schmerzlich vermißten Herzog Wilhelm von Nassau und der XIX. Reuß

(Greiz). Zur Zeit der Lager und Truppenübungen trafen immer preußische und andere norddeutsche Prinzen ein. E schlug die verwittwete Herzogin von Anhalt=Köthen geborne Gräfin von Brandenburg — welche katholisch ge war, ihren bleibenden Wohnsitz in Wien auf.

Auf die meisten der vorstehenden hochgestellten Personen, ich so oft auf meinen Lebenswegen begegnete, werde ich noch im dieser Aufzeichnungen zurückkommen müssen. Je mehr bei Charakter und Handlungsweise hervortreten, um so vielgest und schneller bilden sich die Ansichten der Menge und ver prägen sich oft, gleich Vorurtheilen, ein. Man übertreibt, bem sich dieser Meinungen als eines willkommenen Stoffes zur tende Ausbeutung irgend eines Zweckes, gefällt sich in Vergleiche Antithesen und erhält dabei nur ein durch Parteileidens getrübtes Bild. Den fürstlichen Personen ist es aber, bei thümlichen Verhältnissen und mehr abgeschlossener Leben nur selten möglich, nachtheilige oder irrige Gerüchte durch ihren besseren Eigenschaften entnommenen Gegenbeweis zu legen. Es ist deßhalb Aufgabe wie Pflicht eines unbefa Augenzeugen, gleich weit entfernt von bannaler Bewunderun höfischer Schmeichelei, wie von unbilliger Tadelsucht, hist Wahrheit Geltung zu verschaffen.

Das diplomatische Corps, mit dem ich nun zunä Berührung kam, war 1826 sehr zahlreich, doch wechselten Mitglieder beständig, und während der vier folgenden Jahre es sich, mit wenigen Ausnahmen, beinahe völlig erneuert. habe an einem anderen Orte*) die Stellung dieses Corps deutet und Skizzen von einigen Botschaftern entworfen. den Gesandten war es der bayerische, Graf Bray,

*) Erinnerungsblätter S. 15 bis 22.

Haus ebenso gastfrei, als sein Familienzirkel angenehm war. Er verheirathete seine älteste, liebenswürdige Tochter mit dem preußischen Gesandten v. Malzahn, eine Ehe, welche leider dessen allzu früher Tod bald wieder trennte. Malzahn's bescheidenes, beinahe schüchternes Auftreten ließ bei dem ersten Begegnen die staatsmännischen Fähigkeiten dieses ausgezeichneten Diplomaten nicht vermuthen. — Mit wenig angenehmen Formen verband der sardinische Abgeordnete, Graf Pralorme, einen festen Charakter, umfassende Kenntnisse. Für das Trockene in seinem Umgange entschädigte die Lebhaftigkeit seiner Frau, einer gebornen Saint-Marsan. — Von dem neapolitanischen Fürsten Cassaro war weniger die Rede, als von den drei Töchtern, die ihn begleiteten, und von denen zwei, verheirathet, mit den Wiener Damen einen seltenen Wettkampf in Schönheit und Eleganz aufnahmen. — Dänemark vertrat der edle, schöne Greis Graf Bernstorff, Schweden der ungestüme Löwenhielm. — Von den kleineren deutschen Bundesstaaten war für Hessen-Darmstadt der beliebte Fürst Adolph Wittgenstein accreditirt, doch selten anwesend, Merveldt für Hannover, Münchhausen für Kurhessen. Der ehrenwerthe Graf Zepplin, welcher als württembergischer Bevollmächtigter den talentvollen Grempp abgelöst hatte, fand in Wien sein Grab. — Neben Tettenborn war der sächsische Gesandte, Graf von der Schulenburg-Klosterrode, der stabilste. Von der Congreßzeit an in Wien beglaubigt, verließ er auch diese Stadt nicht, als er sich 1830 vom Staatsdienste zurückgezogen. Schulenburg gehörte der Klasse jener geistreichen, aber auch vielfach in eigenen Ideen befangenen Staatsmänner an, deren Thätigkeit sich nicht über eine gewisse Richtung zu erheben vermag, und daher oft verkannt wird. Streng an den Grundsätzen der alten politischen Schule festhaltend, verabscheute er alle neueren Institutionen, selbst bis auf ihre modernen Ausdrücke. Auch für die großen Begebenheiten der Jahre 1814 und 1815

begeisterte er sich nicht wie Andere und schloß sich mehr der nüchternen Auffassung des Wiener Kabinets an, das überall nur das Mögliche erstreben wollte. Seine 15jährige politische Wirksamkeit konnte nur eine geringe sein; was er in Wien leistete, geschah, wie bei den meisten Gesandten kleiner Höfe in großen Staaten, nur durch seine Persönlichkeit. Er beklagte das Mißgeschick seines Landes, ohne es ändern zu können, und war rührig, wo es galt, seinem Hofe zu nützen. Seine Blicke waren jedoch immer mehr der größeren europäischen Politik zugewendet, deren Phasen er mit lebhafter Theilnahme verfolgte. In gewissen geselligen Kreisen war Schulenburg nicht ohne Einfluß, verkehrte viel mit Metternich, mit dem ihm verwandten Hatzfeldischen Hause, und bewegte sich am liebsten in jener anziehenden Cotterie, in der er übereinstimmender Gesinnungsweise begegnete. Mitten in dieser erwünschten Thätigkeit wurde er durch die Juliereignisse aufgeschreckt; er vermochte es nicht, Grundsätze, die ihm bis zum 60. Jahre als wahr und gut erschienen, zu verleugnen, mißbilligte laut, was in Sachsen geschah, sagte sich von jeder Verbindung mit Dresden los und lebte fortan, sich in die Nothwendigkeit fügend, als Privatmann nur dem behaglichen Genusse der Güter, die ihm geblieben. Erst in späterer Zeit traf ich öfters mit ihm zusammen, erfreute mich an seinen unterrichtenden Gesprächen, an der Fülle seiner Erfahrungen und tauschte politische wie literarische Gedanken mit ihm aus. Doch fehlte seinem Geiste die Gabe einer höheren Auffassung. Es ging bei ihm Alles mehr in's Kleinliche über, und selbst sein Interesse an den Tagesereignissen war eher die Befriedigung einer augenblicklichen Neugierde, ein politisch-geselliges Geklatsche. Dennoch war seine Conversation, individuell gefärbt, nicht ohne einen gewissen Reiz. Schulenburg benützte seine freien Stunden zu schriftlichen Ausarbeitungen. In der Geschichte sprachen ihn Biographien und genealogische Forschungen besonders an; so ließ er ein kleines Buch über einen Herrn von Gleichen drucken,

der seiner Zeit eine Art von Rolle gespielt, ebenso suchte er die Kurfürstin Sophie Dorothea von Hannover, die unglückliche Herzogin von Ahlden, in einer Abhandlung von den ihr zur Last gelegten Vergehen zu reinigen. Sein Styl war dabei steif, oft unklar, und sprach nicht an. Ein Fehler beherrschte diesen Mann: der ausgesprochenste Egoismus in unverhüllter Form; ihm lag der Geiz zu Grunde, welcher nur da eine Grenze fand, wo es galt, bequem und gut zu leben. Schulenburg versagte sich nicht leicht noch so kostspielige Freuden und Liebhabereien, aber sein Herz blieb da kalt, wo der um sein eigenes Ich gezogene Kreis aufhörte. Von seiner Liebe zum Gelde erzählte man sich manche ergötzliche Anekdote; sie rettete ihm sogar einst das Leben. Todtkrank in Turin, traf er seine letzten Anordnungen, und als man ihm, dem Protestanten, 6000 Frs. für einen Begräbnißplatz anrechnen wollte, gerieth er über diese hohe Ausgabe im Grabe in solche Aufregung, daß er die Reise fortsetzte; die Erschütterung wirkte wohlthätig, er genaß und lebte noch über 30 Jahre. Er gestand selbst, daß bei Nervenleiden das Wühlen in einer mit Dukaten gefüllten Chatouille ihm die größte Erleichterung gewähre. Er verschmähte keinen noch so unbedeutenden Gewinn, stand mit allen Geldspekulanten und Andern in Verbindung, aber auch hier gingen seine Pläne nie in's Große, er war ängstlich, wollte sicher gehen. Es freute ihn der wirkliche Besitz, das Ergreifbare; ungewisse Combinationen, noch so lockend, reizten ihn nicht, erschreckten ihn vielmehr, daher wäre er wohl, bei aller Lust, sich zu bereichern, nie ein unternehmender Handelsmann geworden. In seiner religiösen Anschauung neigte Schulenburg sich mehr dem katholischen Glauben zu; doch auch hier leitete der Verstand seine Ueberzeugung; Eigenheiten und eine gewisse Frivolität ließen kein wärmeres Gefühl in ihm aufkommen und unterdrückten, bei allen edleren Eigenschaften, ein besseres Streben. Vielen schien die Art, wie Schulenburg seine Frau behandelte, empörend, und ich vermochte das Dunkel,

welches auf diesem Eheverhältnisse ruhte, nie aufzuhellen. Er hatte sich im reiferen Alter, um einem Familienprozesse vorzubeugen, mit einer viel jüngeren Verwandten vermählt. Er lebte mit ihr in Wien, man sah jedoch die junge Frau weder bei Hofe, noch in ihrem oder einem anderen Salon; nur zuweilen erschien sie in Begleitung einer Gesellschafterin im Theater oder auf Spazierfahrten. Sie war hübsch, gebildet und angenehm, wie man sagte; weßhalb nun diese Vernachlässigung, während eine andere, weder durch liebenswürdigen Verstand noch Jugendreiz ausgezeichnete Frau den Grafen Jahre hindurch auf eine Manchen ganz unbegreifliche Weise zu fesseln wußte? Später soll die Gräfin Schulenburg auf ihre Güter gereist sein, und es war nicht weiter von ihr die Rede; endlich hieß es, daß sie irrsinnig in einer Anstalt Norddeutschlands verweile!

Schulenburg zog sich in den letzten Jahren mehr von den höheren Zirkeln zurück und lebte einigen Freunden und selbst gewählter Gesellschaft. Anfangs September 1853 traf ich ihn, ungeachtet seiner 80 Jahre noch rüstig, in Baden-Baden; 14 Tage nachher erfuhr ich durch die Blätter, daß er auf seinem Schlosse Klosterrode einem kurzen Unwohlsein erlegen sei.

Nach langer Unterbrechung hielt 1827 ein päpstlicher Nuntius, Msgr. Spinola seinen feierlichen Einzug in Wien. — Unter den übrigen Gesandten fehlte es denn auch nicht an Originalen: da war Spaan, der Niederländer, welcher einem Gespenste gleich, sich an einem in seinem Zimmer ausgespannten Seile mühsam dahin schleppte, und sich jeden Abend in die Oper tragen ließ; dann ein Spanier, dessen Auftreten nicht an die Grandezza seines Landes erinnerte, dessen Salon einer schmutzigen Kinderbewahranstalt, seine Diners Vergiftungsversuchen gleich kamen; ein Anderer, der sich mit einer Hofdame verheirathet, von der er sagte: ma femme a été courtisane, maintenant elle est femme publique, nämlich die Frau eines Staatsmannes; endlich der

geschmeidige Brasilianer Rezende mit dem klugen Gesichte, der kleine, intrigante Ostini u. a. m.

Von den Geschäftsträgern und Legationsräthen schloß ich mit Brokhausen (Preußen) und Drachenfels (Gr. Hessen) eine Freundschaft für das Leben, auch zog mich Meyendorf (Rußland) an, mit dem ich später in noch nähere Beziehungen treten sollte. Er hatte sich 1829 mit der geistvollen Tochter des St.-M. Grafen v. Buol-Schauenstein verheirathet. Mit den Franzosen: Graf Ed. Lagrange und Th. v. Bussières, nun geschätzte Schriftsteller, mir schon von früherer Zeit bekannt, kam ich oft zusammen. Weniger konnte ich mich mit den Engländern befreunden, wenn ich gleich den jungen Wellesley, jetzt Botschafter in Paris, sowie Sorbes, Hervey viel sah; einer derselben, Lord Ingestrie, fiel eines Tages im Prater mit seinem Pferde in einen Sumpf und erstickte darin hülflos. Von zwei meiner Collegen war später, ihrer Heirathen wegen, viel die Rede: Lucchesi Palli (Sicilien), einer voraussichtlich glänzenden diplomatischen Laufbahn entsagend, reichte 1832 der Herzogin v. Berry die Hand, Rossi (Sardinien) wurde der Gemahl der Henriette Sonntag. Vorübergehend war Fürst Butera eine angenehme, immer gern gesehene Persönlichkeit. Er war von einem hannöverischen Pfarrerssohne und Lieutenant durch eine glückliche Heirath neapolitanischer Fürst geworden, und verständig, gebildet, wurde er auch zu politischen Missionen verwendet.

Die flüchtigen Erscheinungen, die geselligen Genüsse in den höheren Kreisen haben in der Erinnerung eigentlich nur Werth für Jene, die sie mit erlebt; dennoch will ich es versuchen, den früheren Schilderungen *) einige allgemeine Züge beizufügen. Die

*) Erinnerungsblätter S. 55 bis 62; dann S. 94.

„Gesellschaft“ in Wien war damals eine rein aristokratische; sie bestand aus dem hoffähigen Adel, dem diplomatischen Corps und einigen Auserwählten. Sie versammelte sich entweder bei Hofe, in den Palästen jener Großen, deren Rang und Stellung es erheischten, ein „Haus zu machen,“ oder sie kam in Salon's zusammen, welche mehr die Natur von Privatzirkeln annahmen. Der kaiserliche Hof war, wie wir gesehen, beinahe unzugänglich geworden. Die Minister und Botschafter hatten ihre regelmäßigen Empfangtage, bei denen sich jeder dazu Berufene in die weiten Appartements drängte. Außerdem gab es dann noch Rout's, Bälle, jede Art von geselliger Unterhaltung, welche mit Galla- und anderen großen Diners wechselten. Nur bei feierlichen Anlässen erschienen die Herren in Uniform, sonst immer, selbst die Militärs, im Civilanzuge. Bei solchen Festen entwickelte nun die Damenwelt einen blendenden Glanz an Schmuck und geschmackvoll reichen Toiletten. Es sind jedoch diese Zusammenkünfte, wenn sie nicht gerade mit Musik, Tanz, Tableaux, Liebhabertheater, Spiel, Lotterieen oder dgl. gewürzt sind, einförmig und ermüdend. Die wahre Geselligkeit flüchtet sich in die Salon's. Etiquette- und andere Fragen erschwerten überdieß das Zusammenleben in der großen Welt. Ist die Bestimmung der Rangverhältnisse an jedem Hofe schwer, erschien sie in Wien noch verwickelter. Mancher Streit blieb da unerledigt; oft konnte nur ein Machtspruch entscheiden. Nicht nur war der Vorrang der Prinzen nicht königlicher Höfe und der Botschafter nicht geregelt, es stritten sich auch die Gesandten mit den k. k. Geheimeräthen um den Vortritt. Man ließ es dabei auf den Zufall, manchmal auch auf einen Wettlauf ankommen. Die Einheimischen rangirten bei Hofe nur nach ihrer Eigenschaft von Geheimeräthen und Kämmerern. Die Fürsten unter sich bildeten wieder eine eigene Rangklasse, unter denen, mit Ausnahme der Souveräne, der Fürst Lobkowitz die erste Stelle einnahm. Ungleich größere Dimensionen nahmen aber die Streitigkeiten

dann an, wenn es galt, den Damen die ihnen gebührende Stelle anzuweisen. Es fand sich kein Sopha groß genug, um Alle aufzunehmen, welche auf einen Sitz Anspruch machten. Bald war es eine Botschafterin, welche mit der kaiserlichen Obersthofmeisterin, bald eine fremde Prinzessin, welche mit inländischen Fürstinnen in Collision kam. Viele Damen, wie die Herzoginnen von Lothringen und Württemberg, die Prinzessin von Sachsen-Coburg, die Fürstinnen von Lichtenstein und Fürstenberg u. a. zogen sich deßhalb ganz aus größeren Assembléen zurück. Ich erinnere mich, daß einst auf einem Balle bei dem Fürsten Metternich die Kaiserin, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, die Mutter des Fürsten zu sich auf das Kanapee zog, mit den Worten: „im Hause des Sohnes hat die Mutter immer den ersten Rang."

Der Fürst Metternich empfing jeden Sonntag die Diplomaten und vorgestellten Fremden, doch war sein Salon täglich näheren Bekannten geöffnet. Das Bild der Geselligkeit in diesem Hause werde ich in einen eigenen Rahmen fassen.

Die Botschafter der drei Großmächte übten eine glänzende Gastfreundschaft. Außer den allerliebsten französischen Vaudevilles, in welchen Herren und Damen der Gesellschaft an Talent und feiner Nüancirung wetteiferten, außer den Concerten, in denen sich berühmte Künstler wie Dilettanten hören ließen, außer den sinnig und künstlerisch geordneten lebenden Bildern gab es auch große Soiréen, in denen Spieltische in unabsehbarer Reihe aufgestellt waren. Man verabredete sich wie zum Tanze an bestimmten Tagen zu einer Partie Boston oder Whist. Solche Versammlungen fanden vorzüglich bei Tatistcheff, dem Fürsten Colloredo und dem Fürst-Erzbischof Firmian statt. Diese Sitte ist nun gänzlich aus der Mode gekommen; kaum finden sich in den Sälen noch ein paar Spieltische, dagegen hat unfehlbar die Gesellschaft an Geklatsche und langer Weile zugenommen.

Von den vielen Festen, welche während dieser Zeit an meinen

Augen vorüber gezogen, will ich nur einiger erwähnen. Man war damals in Wien, noch unter dem Eindruck der Wunder des Congresses, etwas blasirt; Niemand wagte sich an die Wiederholung solch' zauberhafter Feste. Dennoch fand wenig Tage nach meiner Ankunft ein costümirter Ball statt, welcher an jene Glanzepoche erinnerte. Man sah da wieder die Menge, wie die Pracht der Juwelen, welche schon 1815 die Augen geblendet hatten. Es wurden zwei große Quadrillen aus bekannten Romanen vorgestellt. Walter Scott führte in das Reich der Geschichte, Lamotte Fouqué in die Feenwelt ein. Kenilworth, Ivanhoe ließen die Mannigfaltigkeit, wie den Reichthum historischer Trachten entwickeln, während der Zauberring, Undine u. a. fantastische Gestalten in's Leben riefen. Das alle Blicke fesselnde Schauspiel wurde in Bildern und Beschreibungen der Erinnerung aufbewahrt. Zu diesem Balle in dem englischen Botschafts-Hôtel konnte ein anderer als Gegenstück gelten, welchen einige Jahre später Tatistcheff in den herrlichen Räumen des Lichtensteinischen Palastes, den er bewohnte, gab. Es war ein Maskenscherz ganz eigener Art, wie man sich nicht erinnerte, je gesehen zu haben. Die drolligsten Einfälle, groteske Gestalten, überaus unterhaltende Scenen und Gruppirungen gaben demselben einen ungemein bunten und originellen Anstrich. Man überbot sich in Witzen und Karikaturen; es gab da Ueberraschungen der gelungensten Art: Ein komisches Turnir von Damen, welche auf kleinen Pferden von Pappendeckel die Preise mit der Lanze erkämpften, ein Schach, ein Kartenspiel, ein großartiger Zug, welcher die „Contes des fees“ mit allen ihren abwechselnden Figuren darstellte, die allerliebste Gruppe von Mandarinen u. s. w. Hier sah man Riesen, Zwerge, Männer mit ungeheueren Köpfen und Bäuchen von Carton, die sich öffneten, um daraus Blumen, Zuckerwerk, Gedichte zu reichen. Dort waren es wandelnde Orangenbäume, Oefen oder Thürme; in jeder Minute etwas anderes. — Man ist jetzt ernster geworden, gibt sich nicht mehr die Mühe, so sinnreich

unterhaltende Scherze auszudenken; politische Sorgen, gesellige Verflachung sind auch in die Zirkel gedrungen.

Unter den Adelsgeschlechtern waren es die Lichtenstein und Schwarzenberg, welche man immer in erster Reihe nannte, und in der That hatten auch beide Familien manche Berührungspunkte; viele ihrer Mitglieder waren eine wahre Zierde des deutschen Adels. Ausgezeichnet, treu und anhänglich im Dienste ihrer Kaiser, großherzig und thätig, wenn sie unabhängig waren, wohlwollend, gebildet, genossen sie einer wahren Popularität. Von den Häuptern dieser fürstlichen Häuser war damals in der Gesellschaft nur wenig zu sehen. Der Fürst Johannes Lichtenstein hatte eine ungemein glänzende Kriegslaufbahn hinter sich, lebhaften Geistes, aber auch oft an staatsmännischen Verhandlungen Theil genommen. Tapferkeit kam bei ihm einem klaren Verstande gleich. Wie seinem großen Feldherrn, dem Erzherzog Karl, war es ihm nicht vergönnt, 1813 und 1814 die Truppen in den siegreichen Kampf zu führen. Viele edle Züge, aber auch manche Eigenheiten fanden sich in dem Charakter dieses originellen Fürsten. Er machte nicht den Rang eines Bundesfürsten, nur den eines Feldmarschalls geltend, erschien selten bei Hofe, aber täglich konnte man ihn, immer allein, spazieren fahren und Abends im Burgtheater sehen. In Wien bewirthete er selten Leute bei sich, und lebte vorzugsweise im Kreise der Seinen. Mehr als aller Ruhm, mehr als alle Reichthümer und Schätze galt ihm aber die Lebensgefährtin, Josephine v. Fürstenberg, eine Frau von hohem, sittlichem und geistigem Werthe. Den schönsten Beweis von Liebe gab er der Fürstin, daß er auf ihren Wunsch seiner stärksten Leidenschaft, dem Hange zu hohem Spiele, entsagte. Es umgaben ihn 7 Söhne, auf die sich der ritterliche Sinn des Vaters vererbte, 4 Töchter der Mutter gleich! Seine ganze Zeit verwandte der Fürst nur der umsichtigen Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen, die er stets noch zu vergrößern und zu verschönern bemüht war. Wer kennt nicht die zahlreichen

Herrschaften, welche selbst die Hauptstadt, wie Perlen, umgeben, das reizende Lichtenstein mit seinen romantischen Thälern, Greifenstein, die Donau beherrschend, Sebenstein und andere! Sah man auf 10 Stunden in der Runde irgend einen schönen Punkt, den eine Kapelle, ein Tempel, ein Obelisk, eine künstliche Ruine oder was immer zierte, traf man einen gehegten Park mit meist weißem Damwilde, oder sonstige, großartige Anlagen, welche den Besuchenden stets wohlwollend geöffnet waren, so war man sicher zu erfahren, daß es Lichtensteinische Besitzungen seien. Hier auf diesen Gütern war es nun, wo der Fürst jährlich eine glänzende Gesellschaft von Gästen versammelte. Besonders auf den herrlichen Sommersitzen Feldsberg und Eisgrub wurden wochenlang Jagden nach englischer Art im Großen betrieben, offenes Haus gehalten und dem Ersparnißsysteme auf einige Zeit entsagt; hier war es endlich, wo die ganze Familie Gelegenheit hatte, ihre so natürliche Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Wie Fürst Johann Lichtenstein lebte auch Fürst Joseph Schwarzenberg in gleich zurückgezogener Weise. Weniger als jener mit der Administration seiner gleichfalls großen Herrschaften beschäftigt, brachte er den Winter in Wien, den Sommer in dem lieblichen Dornbach oder auf seinen böhmischen Schlössern, stets im häuslichen Kreise, zu. Er hatte, seit ihm der furchtbare Brand in Paris die theure Gattin geraubt, wenig mehr Theil an den Weltfreuden genommen, sich nicht wieder vermählt, und seine Schwester, „die gute Fürstin Lori," mit liebevoller Gewissenhaftigkeit die Erziehung der zahlreichen Kinder übernommen. Außer dem Haupte war die ganze Familie Schwarzenberg sehr gesellig. Seine drei Söhne sollten einst, jeder in seiner Art, Ausgezeichnetes leisten. Fünf Töchter waren ihres liebenswürdigen Umgangs und ihres gebildeten Verstandes wegen beliebt. Wie Fürst Joseph hatte auch sein Bruder, der berühmte Feldmarschall Karl Schwarzenberg, drei Söhne zurück gelassen, alle drei in Kriegsdienste, wenn auch

icht an Thatkraft, doch an ehrenwerthem Charakter des Vaters ›ürdig; der älteste als Landsknecht in weiten Kreisen genannt.

Der Chef eines dritten Geschlechts, des reichsten in der Monarchie, der Fürst Nikolaus Esterhazy, Generalkapitän der ungarischen Nobelgarde, hielt sich gleichfalls von der Wiener großen Welt, jedoch in einer seines Ranges und Namens unwürdigen Weise, fern. Nur einmal gab er zu Jedermanns Erstaunen ein Ballfest in dem von ihm bewohnten Gartenpalais. Er stand wie der beinahe allein Fremde in der Gesellschaft an der Thüre, die geladenen Gäste zu empfangen, und verwundert sahen die alten Murillo's und Rembrand's auf den ungewohnten Glanz der Lichter und die zu ihren Füßen tanzende junge Welt.

Ein gemeinschaftliches Band umschlang die Lichtenstein und Schwarzenberg mit der landgräflichen Familie der Fürstenberg. Sophie, geb. Oettingen-Wallerstein, seit 1828 Wittwe vom Oberhofmarschall v. Fürstenberg, war mit 85 Jahren noch so frisch und freundlich, daß sich ihre Kinder und zahlreichen Enkel und Verwandten immer in ihrem düsteren Salon um ihr Bett versammelten. Sie war in Ton, Kleidung und Benehmen das Ueberbleibsel einer längst verschwundenen Zeit. Ihr einziger Sohn, Landgraf Friedrich, mit der Fürstin Therese Schwarzenberg vermählt, trug seine Gutmüthigkeit auf seine Kinder über, deren Erziehung die vortreffliche Mutter sorgfältig überwachte. Mit diesen Häusern nahe verwandt waren die Lobkowitz, Windischgrätz, Kinsky, Schönburg, Auersperg u. a.

Der Oberhofmeister des Kaisers, Fürst Trautmansdorf, später der Fürst Colloredo empfingen bei feierlichen Anlässen, machten aber auch, wie der Oberkämmerer Graf Czernin, außerdem ein großes Haus.

Von den zahllosen Diners bleibt selten etwas mehr im Gedächtniß zurück als das Gefühl sie glücklich verdaut zu haben.

Sie erhalten ihre beste Würze durch die Art ihrer Zusammensetzung und nicht leicht kann man sich ein geselligeres Vergnügen denken, als ein gutes Mahl unter heiteren geistreichen Gesprächen. Die Mehrzahl bildeten immer die Herrendiners. Eines derselben ließ den peinlichsten Eindruck in mir zurück. Parish, der Bankier, lud mich mit einigen Bekannten ein: einige Tage nachher fand man seine Leiche in der Donau. Er hatte es versucht, dem zerrütteten Friesischen Vermögen wieder aufzuhelfen, war aber selbst darüber zu Grunde gegangen. — Ein Herrendiner gab zu einem der vielen Witzworte des Fürsten de Ligne Anlaß. Einem ungarischen Edelmanne, Rittmeister in der Armee, war in der Schlacht von Wagram das Pferd in der Art durchgegangen, daß er es erst wieder in Preßburg aufzuhalten vermochte. Später ließ sich dieser reiche Magnat in Wien nieder, und wollte seine Bekannten zu Tische bitten. Man nahm Anstand, die Einladung anzunehmen, aber der alte Feldmarschall entschied mit dem Scherze: „pourquoi n'y irait on pas diner? son cuisinier ne craint pas le feu."

Die Wiener Salons haben ihre Geschichte. Seit der Zeit, als Eugen, der tapfere Ritter, jeden Abend bei der Gräfin Lorel Bathiany zubrachte, seit Kaiser Joseph II. sich in jenem Kreise liebenswürdiger Fürstinnen gefiel, hat es in Wien nie an Vereinigungspunkten dieser Art gefehlt. Den höchsten Glanz erreichten diese intimen Zirkel während des Congresses, und nicht selten wurden sie selbst von den Monarchen besucht. — Ich sah von jener weltbekannten Epoche nur noch — ich will nicht gerade sagen — die „Ruinen", doch zum mindesten die „beaux restes". An ihre Stelle war aber eine weibliche Generation getreten, wie man sie in Wien selten schöner und anmuthiger gesehen; gegen zwanzig junge Frauen, etwa ebenso viele blühende „Comtessen" überraschten jeden Fremden, zogen alle Blicke auf sich. Da war die Gräfin Huniady Lichtenstein, waren, eben vermählt, die Schwestern Julie und Felicie Zichy, Töchter der

einst so blendend schönen Julie Zichy-Festitics, da waren die drei verheiratheten Fürstinnen aus der in fünf Geschwisterpaaren bestehenden Familie Lobkowitz, waren endlich die Gräfinnen Cr. Zichy, Aug. Zapary, N. Karolyi, A. Taafe, Th. Czernin, Potocka und so viele andere. Aber auch von den älteren Damen hielten sich einige mit Geschick auf der Höhe des Modetreibens. Andere wurden, wie die edle Fürstin Ch. Kinsky-Kerpen, die verständige Fürstin Leop. Lichtenstein, die beiden Gräfinnen Czernin, ihrer geschätzten Eigenschaften wegen aufgesucht. Manche zogen sich wieder alsobald von einer Gesellschaft zurück, deren Zierde sie früher waren. Im Gegensatz zu diesen wohlthuenden Erscheinungen gab es denn auch einige Matronen, die durch Laune, Sonderbarkeiten, barocke Toiletten oder boshafte Commeragen bald erheiterten, bald auch wieder verletzten. Verlacht oder gefürchtet, wurden sie nur geduldet.

Weniger als jetzt waren damals noch die „Kavaliere" aus Bequemlichkeit den Salons entfremdet; noch gab es geistreiche Männer, welche die Conversation belebten und wieder durch den Umgang mit gebildeten Frauen an gutem Tone und Takt gewannen. Aus den Kriegszeiten hatten sich noch einige Sommitäten erhalten, denen man überall gern begegnete. Ich sah besonders bei Tettenborn viele solcher Heldengestalten vorüberziehen, doch mit jedem Jahre lichteten sich ihre Reihen, und die Leichenzüge mit dem geharnischten Ritter zu Pferde waren kein ungewöhnliches Schauspiel. Auch einige wahrhaft populäre Erscheinungen, wie Fürst Wenzel Lichtenstein, Ferd. Palffy u. a. m., ohne die man sich Wien kaum denken konnte. Eine besondere Stellung nahm Fürst Franz Dietrichstein ein. Früher im Kriegsdienste ausgezeichnet, M.-Th.-Ritter, hielt er sich von Staatsgeschäften wie von geselligen Kreisen fern und verband mit einem Verstande ganz eigener Art eine selbst gewählte Lebensweise. Großmüthiger Beschützer der Künste, schöpfte er auch, wenn es galt, Wohlthätigkeit zu üben, aus einer unversiegbaren Quelle.

Unter den Salons galt jener der Gräfin Molly Zichy-Ferraris für den elegantesten. Er war jeden Tag einer auserlesenen Gesellschaft geöffnet, die Conversation ebenso heiter als belehrend. Die Gräfin wurde darin von zwei Töchtern und einer Schwägerin unterstützt. Man kam, ging, sprach, hörte und wählte sich einen der Zirkel aus, welche die vier Damen, jede gesellig in ihrer Art, gebildet hatten. War Melanie lebhaft, ein muthwilliges, oft launenhaftes Kind, durch graziöse Schönheit und originellen Geist fesselnd, so erfreuten Henriette durch ihre seltenen Talente und ein anspruchlos heiteres Wesen, Karoline aber durch geistreiches Gespräch. Scherze, Anekdoten wechselten da mit Bemerkungen über Kunst, Literatur, seltener über Politik, doch konnte selbstverständlich die Medisance nicht immer ausgeschlossen bleiben, wenn man gleich gewöhnliche Stadtneuigkeiten oder Gemeinplätze vermied. Nicht selten waren auch Spielpartien, und ich verdanke diesem Hause eine ganze Reihe genußreicher Abende.

Einen anderen Salon mußte man nahe am Prater suchen. Man traf da einen fast erblindeten Greis, umgeben von Verwandten und alten Freunden. Es war dieß der Fürst Andreas Rassumofsky, der einst zu St. Petersburg wie als Botschafter in Wien eine so hervorragende Stellung eingenommen. Der weite Palast, am Donaukanale mit reizenden Anlagen, war, während des Congresses nach einem Feste in Flammen aufgegangen und nun wieder aufgebaut und geschmackvoll eingerichtet, ~~von der russischen Regierung angekauft.~~ Ein reges Leben brachte die Gräfin Leo Rassumofsky in diesen Zirkel; ihre frohe Laune setzte Alles in Bewegung, und sie war ungeachtet ihres vorgerückten Alters erfinderisch in jeder Art geselliger Unterhaltung. Außerdem empfingen die Lubomirski, Potocki u. A. die Blüthe des galizischen Adels und im Hause Schönborn versammelten sich gewöhnlich die Gäste „aus dem Reiche". Mehr einen anziehenden Familienkreis

als einen eigentlichen Salon bildete das fürstlich Clary'sche Haus. Fürst Karl (unter dem ihm von der Kindheit gebliebenen Namen „Lolo" bekannt) war das Vorbild eines vollendeten Edelmannes; sein schönes, ausdrucksvolles Gesicht verrieth Geist wie Wohlwollen. Seine Mutter, eine der drei Töchter des Fürsten de Ligne, seine Frau, geborne Gräfin Chotek, seine liebenswürdigen Töchter bildeten mit den beiden Tanten Palffy und Spiegel das Innere dieses angenehmen Hauses. Man fand da die Fürstin Kaunitz mit ihren drei Töchtern, die Gräfin Goës, die fein gebildete Gräfin (Valentin) Esterhazy. Auf den Fürsten Karl hatte sich ein Theil des Geistes seines Großvaters vererbt; er war die Seele jedes Zirkels. Die Gräfin C. Palffy (de Ligne) aber gehörte zu jenen Erscheinungen, die immer mehr aus der Gesellschaft verschwinden; sie war in ihrer freundlichen Unbefangenheit der wohlwollendste weibliche Amphytrion, und äußerst angenehm die kleinen Diners in ihrem Hause (Wallnerstraße). Diesem zunächst lagen auch die Paläste Esterhazy und Czernin. In dem ersteren gab die originelle, lebensfrohe Fürstin Marie, geborne Lichtenstein, Feste der seltsamsten Art, welche nur zu oft an die Ueberraschungen erinnerten, die nach den launigen Erzählungen der Dlle. d'Abrantès einst Frau v. Mazarin in Paris ersann.

In früherer Zeit war der Salon der Gräfin Fuchs, gebornen Gallenberg, der beliebteste. Der schönen „Lori" huldigte besonders die elegante Männerwelt, die ausgezeichnetsten Offiziere der Armee lagen ihr zu Füßen. Das Geheimniß ihrer Anziehungskraft lag nicht sowohl in ihrer Schönheit, — denn bei einem blendenden Taint, seelenvollen Augen und einer üppigen Gestalt waren ihre Züge nicht regelmäßig — sie fesselte vielmehr durch Sanftmuth, eine mit mäßigem Verstande gepaarte Gutmüthigkeit und eine graziöse Indolenz. Im Kreise ihrer Freunde hieß sie nur die Königin, und es hatte sich unter ihrem milden Scepter jene gesellige Vertraulichkeit gebildet, welche, der eigentliche Reiz einer

Cotterie, die Fäden eines heiteren, theilnehmenden Gesprächs immer wieder aufnehmen läßt. Diese verführerische Frau war für das Leben an ein kleines Wesen gekettet, das unter dem Namen „Xavier" keine andere Bedeutung hatte, als ihr Gemahl zu sein. Mit cynischer Bornirtheit machte er sich selbst über dieß Verhältniß lustig, und es traf sich, daß eines Abends, zur Zeit ihres Glanzes, ein Engländer die Frage an die Hausfrau richtete: „Wer denn der unansehnliche Herr sei, den er hier täglich treffe, welcher nie ein Wort spreche und sich nur bei dem Souper durch einen beneidenswerthen Appetit bemerkbar mache?" „Comment," rief die Gräfin lachend, „c'est mon mari! vous ne le connaissiez donc pas?"

Doch der Aufwand eines so gastlichen Hauses stand mit dem Vermögen der Familie Fuchs nicht im Verhältniß. Auf ein kleines Einkommen angewiesen, zog sich die gute Gräfin von der Welt zurück, sah sich aber gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge von ihren Freunden, welche mit ihr gealtert, nicht verlassen; sie verdoppelten vielmehr ihre Aufmerksamkeiten für sie. Ihre beschränkte Wohnung in der Strauchgasse faßte oft kaum die zahlreichen Besuchenden, welche sich um eine Lampe zu einer Tasse Thee versammelten. — So fand ich den Salon Fuchs! Von Damen traf man da in erster Reihe die drei kurländischen Prinzessinnen. Die älteste, Herzogin von Sagan, war öfters vorübergehend in Wien, die beiden anderen Schwestern, Pauline, Fürstin von Hohenzollern, und Johanna, Herzogin von Accerenza, hatten sich seit Jahren dort niedergelassen, lebten jedoch nur in einem kleinen Kreise näherer Bekannten. — Ihr Umgang war ihres Geistes, selbst einer gewissen leidenschaftlichen Richtung wegen gesucht. Unter den Herren waren es ausgezeichnete Krieger, wie Prinz Philipp von Hessen-Homburg, Wallmoden, Tettenborn, Woyna u. a., welche den Kern jener Gesellschaft bildeten. Auch der Herzog von Nassau, Prinz Emil, die Fürsten Lichtenstein und Wittgenstein,

Schulenburg, Gentz, Coudenhoven fanden sich oft ein. So verfloß das Leben der Gräfin Lori, — im Sommer zu Baden oder Ischl — getrübt durch häusliche Sorgen und den schmerzlichen Verlust einer einzigen Tochter, bis sie endlich einer langwierigen Krankheit unterlag.

Ein anderer Salon von eigenthümlichem Gepräge, meistens nur von Männern besucht, war jener der Wittwe des ehemaligen Ministers v. Hügel. Diese in mancher Beziehung merkwürdige Frau war von zwei Töchtern und zwei Söhnen umgeben, von ihnen mit wahrer kindlicher Liebe verehrt und gepflegt. Die ältere, Marie, starb bald (1829) in Karlsbad, eine früh geknickte Blume, eines besseren Geschickes werth. Fanny, eine der gefeiertsten Schönheiten Wiens, vermählte sich später mit dem hannöverischen Diplomaten Grafen Hardenberg; beide sind nun todt, sowie auch Clemens, der, ein tiefer Denker, ein Mann von gründlichem Wissen, als Hofrath in der Staatskanzlei verwendet wurde. Karl Hügel endlich hatte ich als Husarenrittmeister in Neapel kennen lernen. Als er den Dienst verlassen, wandte er sich, ausgerüstet mit seltenen Gaben, eifrig den Naturwissenschaften zu und erwählte die Botanik zum Lieblingsstudium. Es ließ sich nichts so sinnreich geordnet, so bunt an auswärtigen seltenen Pflanzen denken, als seine Villa und Treibhäuser in Hitzing. Er saß da, wie ein König in Flora's Reich, und seiner Umsicht wie seinem Geschmacke verdankte Wien eine Reihe gelungener Blumen- und Pflanzenausstellungen. Dabei war Hügel der Pfeiler, um den sich die junge elegante Männerwelt drehte; kein Ball, kein Piknik, keine Landpartie ohne seine Leitung, kein Fest ohne seine Anordnung; er war beständiger Vortänzer, und dabei verband er mit einer oft undankbaren und ermüdenden geselligen Thätigkeit so viel Ruhe, Takt und Freundlichkeit, daß ihn weder Neid noch Intriguengeist auf dem Throne der Mode erreichen konnten, den er durch 10 Jahre behauptet hatte. So verließ ich

ihn 1830 und sollte ihn erst nach langer Zeit wieder in ganz anderer Lage sehen!

Soll ich nun kurz Ton und Geist der damaligen Gesellschaft bezeichnen, so möchte ich sie ebenso fein als harmlos nennen; ohne politische Kabale bewegte sich die Unterhaltung in einem ziemlich einförmigen Kreise, an sich unbedeutenden Dingen eine große Wichtigkeit beilegend, über die man später selbst oft lächelte. Es galt einen Kampf um den Vorzug in der Eleganz, man stritt sich in allem Ernste um die Frage, wer zur „Crême“ gehöre, und nicht immer bestimmten gerade Schönheit, Reichthum, Verstand, Rang oder Geburt, ob in diesem fashionablen Reiche Bürgerrechte zu erwerben waren, denn launisch wie sie ist, ließ seine Regentin, die Mode, nur zu oft den Zufall walten. Es müdeten sich Viele vergebens ab, die Höhe des „Rahmtopfs“ zu erreichen, Andere schwangen sich in unerklärbarer Weise leicht dazu auf. Eitelkeit, Uebermuth, Rücksichtslosigkeit gegen Fremde und nicht Bevorzugte waren allerdings bei so eng gezogenen Schranken nicht zu verkennen; sie sind aber unvermeidlich, will man die höheren Kreise rein von fremdartigen Elementen halten, welche sie für immer unmöglich machen würden. — Während daher zu Berlin, in anderen deutschen oder in italienischen Residenzen der Hof den Ton angibt, während in Paris politische Bedeutung oder Geld und immer wieder Geld, Rang und Stellung in der Gesellschaft bestimmen, gefiel man sich damals in Wien sogar in einer Art geselliger Opposition gegen den Hof, und näherte sich somit in seiner aristokratischen Färbung mehr dem Londoner Modetreiben.

Wenn ich bis jetzt Bedenken getragen, von dem Fürsten Metternich zu sprechen, so geschah es, weil die bisher über ihn erschienenen Schilderungen mich in keiner Weise befriedigten; sie sind entweder vom Parteigeist diktirt, und es entsteht in Folge

leidenschaftlicher Ergüsse ein verzerrtes Bild, oder sie sind noch zu Lebzeiten des Fürsten geschrieben, voll fader Schmeicheleien und Ruhmpreisungen. Es ist das Schicksal der letzteren, daß sie, meistens das Ziel des Lobes verfehlend, darüber hinausschießen, somit den Wunsch rechtfertigen: „Gott bewahre uns vor unseren Freunden und ihrem blinden Eifer!“ — Jetzt erst, nachdem des Fürsten eigentliche Amtsthätigkeit mit dem Jahre 1848 aufgehört, nachdem er nun auch sein, an glänzenden Erfolgen wie an bittern Erfahrungen so ungemein reiches Leben im 87. Jahre beschlossen, läßt sich vielleicht ein unbefangenerer Ueberblick gewinnen, Licht und Schatten gehörig vertheilen. Dennoch finde ich es auch jetzt noch gerathen, hier den Menschen vom Staatsmanne zu trennen. Der Fürst selbst hat irgendwo ganz richtig bemerkt, daß seine Memoiren schon geschrieben seien; sie lägen in den Archiven, und in der That ist seine politische Wirksamkeit mit allen Zeitfragen verwebt, sein Name knüpft sich an jede wichtige Begebenheit, so daß seine Biographie unzertrennlich geworden von der diplomatischen Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Wer kann es aber wohl jetzt schon unternehmen, dieses unabsehbare, größtentheils noch unbekannte, in jenen Archiven vergrabene Material zu verarbeiten und eine gediegene, umfassende Darstellung so seltsam verwickelter Verhältnisse zu entwerfen? Ueberdieß hat der Staatskanzler, wenn auch keine fortlaufenden Memoiren, doch Aufzeichnungen über die denkwürdigsten Momente seines politischen Lebens hinterlassen. Wie ist es nun möglich, ohne deren genaue Kenntniß, einer Aufgabe zu genügen, die bis jetzt noch Niemand erschöpfend gelöst? Will man jedoch vorläufig einen solchen Versuch wagen, so sind, wie mir scheint, fünf durchaus verschiedene Epochen in der Laufbahn des Fürsten zu trennen. Wirft man dieselben, wie dieß so häufig geschieht, durcheinander, so wird das Gesammtbild immer ein einseitiges bleiben. Der erste Abschnitt seines öffentlichen Wirkens umfaßt 15 Jahre. Noch als Jüngling in der

Diplomatie verwendet, später seinem Vater während des Rastatt-Congresses beigegeben, versah er dann nach der Reihe die kaiserlichen Gesandtschaftsposten zu Dresden, Berlin und Paris. Es ist dieß die Zeit, in der der schöne Mann mit jugendlichem Muth und Leichtigkeit die ernsten Fragen des Tages behandelte und die Freuden der großen Welt damit zu verbinden wußte. Seine Gegner verschrieen den allenthalben beliebten Diplomaten als einen frivolen, oberflächlichen Lebemann, und nicht ohne Widerstand ging im Jahre 1809 seine Ernennung zum Minister des Aeußern durch. Doch bald hatte er mit seiner neuen Stellung auch den tiefen Ernst der Lage, wie das ganze Gewicht seiner Verantwortlichkeit erkannt. Von da bis zum Jahre 1815, welch eine Masse von Ereignissen! Wir finden ihn da nun auf der höchsten Stufe des Glückes und Ruhmes, und die zehn nachfolgenden Jahre leitete er unumschränkt und erfolgreich das kaiserliche Kabinet. Mit 1825 beginnt eine neue Periode, die, in zwei scharf getrennten Theilen, abermals zehn Jahre in sich schließt — die Restauration unter Karl X., dann die Julirevolution bis zum Tode des Kaisers Franz. Mit 1835 trat er in eine ganz neue Aera ein, die, unter vielfachen Erlebnissen, mit der Entfernung des Fürsten aus der Staatskanzlei 1848 schloß. Von dieser Katastrophe an war es ihm noch durch elf Jahre in Geistesfrische vergönnt, ein unbefangener Zuschauer der wechselvollen Begebenheiten zu sein, denen er stets mit lebhafter Theilnahme folgte. Ein Biograph wird einst das Leben des Fürsten in solcher Weise aufzufassen haben. Seine ministerielle Thätigkeit kann ich aber deßhalb nur vorerst, nach eigener Anschauung von 1824 an, jedesmal an gehöriger Stelle andeuten. Dagegen glaube ich vielleicht, mehr als Andere, im Falle zu sein, ein Charakterbild des Fürsten aufzustellen. Ich befand mich in der glücklichen Lage, ihn Jahre lang beinahe täglich zu sehen und zu beobachten; ich kam mit ihm in keine Geschäfts- oder andere Berührungen, welche das Licht, in dem er

mir stets erschien, hätten trüben können; ebenso wenig aber bestimmte mich die Stellung zu ihm zu einer Lobhudelei oder offiziösen Bewunderung. Mein Standpunkt für seine Beurtheilung ist demnach wohl ein möglichst objektiver, und deßhalb um so seltener.

Als Hauptergebniß dieser meiner Beobachtungen stelle ich einen, die nachfolgenden vielleicht mehr erläuternden Satz voraus: „So wie sich in den Körpertheilen ein ungewöhnliches Ebenmaß fand, so zeigte sich bei dem Fürsten auch eine gleichmäßige Vertheilung aller geistigen Eigenschaften und Seelenkräfte. Die Harmonie in den äußeren Formen entsprach dem Gleichgewicht seiner intellektuellen Gaben." Manche Erscheinungen in seinem Charakter und Benehmen lassen sich dadurch leichter erklären. Er ließ den Verstand weder durch Eingebungen des Herzens, noch durch Einflüsterungen der Klugheit beherrschen, wenn es mit Umgehung höherer Grundsätze die Erreichung persönlicher Vortheile gegolten hätte. Seine Einbildungskraft trübte nie seinen klaren praktischen Blick und seine Gemüthsruhe ließ sich nicht leicht durch noch so gewaltige äußere Einwirkungen erschüttern. Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit und andere, besonders bei eminenten Staatsmännern hervortretende Leidenschaften waren auch ihm nicht fremd, wurden jedoch durch sein Rechtlichkeitsgefühl, ebenso wie durch eine gewisse Weichheit gemildert, und in ihren etwa nachtheiligen Einflüssen niedergehalten. Mehr als Ehrgeiz fand sich aber bei Metternich, wie er es selbst gestand, eine wahrhafte „Passion des affaires;" es war ihm die Arbeit, es waren ihm seine freilich so unendlich wichtigen und anziehenden Staatsgeschäfte so lieb, so unentbehrlich geworden, daß er nur die Möglichkeit des Gedankens an seinen Rücktritt für einen „cas inadmissible" erklärte! Er nahm daher nie Urlaub, gönnte sich auf dem Lande, auf Reisen keinen Augenblick Ruhe, und ließ sich selbst in vorübergehenden Augen- und anderen Krankheiten immer Vortrag erstatten. Früh schon schrieb er in seinem Kabinette,

begab sich dann über die kleine Brücke in die Burg zum Kaiser; gegen Mittag nahmen die Konferenzen und Besuche kein Ende, aber auch bei Tische oder Abends gab es häufige diplomatische Unterredungen mit den Gästen und als er sich gegen Mitternacht aus dem Salon zurückzog, erwarteten ihn Unterschriften, die Abfertigung von Courieren u. dgl. Selten nur war eine Fahrt oder ein Gang in der freien Luft, ebenso gehörte ein Besuch im Theater oder in Gesellschaften zu den Ausnahmsfällen. Dennoch hörte man den Fürsten nie über Ermüdung klagen; seine Noten und Instruktionen, seine Depeschen und mündlichen Mittheilungen, das war sein Element, in dem er sich fortwährend und gerne bewegte. Wie oft mußte ich lächeln, wenn ich Minister oder Diplomaten kleinerer Staaten über drückende Dienstpflichten, viele Besuche, über Kopfweh und andere Kanzleibeschwerden jammern hörte! Was waren denn ihre Anstrengungen gegen die 40jährige, kaum einen Tag unterbrochene Thätigkeit des Fürsten?

Nach der obigen Schilderung könnte man seinen Charakter eine juste milieu-Natur nennen, wenn dieser Ausdruck nicht so oft mißbraucht und dadurch lächerlich geworden wäre. Sie erweckte ihm zahlreiche, politische Gegner in den beiden extremen Lagern. Wer bei ihm an irgend eine Leidenschaft, eine übertriebene Idee appellirte, fand entschiedenen Widerstand. Sein Gleichmuth, inmitten der ihn umbrausenden Wogen von Anforderungen, Bestechungsversuchen, Vorwürfen, sich durchkreuzenden Plänen und Interessen, brachte die ihm gegenüber Stehenden oft zu einer Art von Verzweiflung. Doch war dabei seine Haltung nie verletzend, nie herausfordernd. Mit der größten Kaltblütigkeit hörte er die Ausfälle erregter Gemüther an, und behielt dadurch stets ein unleugbares Uebergewicht. Die Gewohnheit jedoch, das Gespräch zu beherrschen, ließ ihn leicht in einen doktrinären Ton verfallen, der weder Widerspruch erwartete, noch ihn auch gerne annahm. Er ließ sich daher auch selten auf längere Diskussionen ein, und

schwieg lieber, wo er sich nicht verstanden glaubte. Die volle Kraft der Ueberzeugung ließ aber nicht leicht die Idee in ihm aufkommen, daß Andersdenkende die von ihm vertheidigte Ansicht nicht theilten, oder sich zu derselben bekehrt hätten. Er gab sich um so mehr dieser nur zu oft trügerischen Meinung hin, als Niemand mehr wie Metternich die ihm verhaßten Grundsätze von dem Munde zu trennen wußte, der sie bekannte, doch entließ er Manchen aus seinem Kabinet, dessen politischen Widerstand, auf seine Ueberredungsgabe vertrauend, er gebrochen zu haben wähnte, während er sich erst später vom Gegentheile überzeugen mußte. — Vielen erschien Metternich in seiner Zurückhaltung stolz, eine Regung, welche jedoch nicht in seinem Charakter lag, und ihren Grund mehr in einer begreiflichen Zerstreutheit hatte, welche sich nicht immer streng an die Regeln einer conventionellen Form hielt. Ein wenig Ueberhebung und Selbstgefühl dürfte man aber doch wohl einem Manne zu gut halten, der so lange die Geschicke Europa's in Kopf und Hand wog, den Könige und die höchstgestellten Geister seiner Zeit wie ihres Gleichen behandelten, dem von allen Seiten der Hof gemacht, geschmeichelt wurde, und der eben deßhalb so eigenthümlich begabt sein mußte, um seine eigenen Verdienste nicht allzu sehr zu überschätzen! Wie viele, selbst bedeutende Minister, z. B. Kaunitz, scheiterten an dieser Klippe! Gar oft wurde Metternich als Egoist verschrieen. Eine Anklage dieser Art ist so alltäglich, gegen die meisten Menschen gerichtet, wenn sie nicht gerade Vorbilder von Selbstaufopferung und uneigennütziger Christenliebe sind, daß dieser Vorwurf keiner ernstlichen Widerlegung bedarf. War aber Fürst Metternich Egoist, so war sein Egoismus von der liebenswürdigsten Art; er kam Jedem ohne Unterschied mit der wohlwollensten Freundlichkeit entgegen, und kannte keinen persönlichen Groll. Es war nicht möglich, milder, nachsichtiger im Urtheile über Dritte zu sein, und nie erinnere ich mich, daß ich ihn in Ergüsse von Zorn oder Galle ausbrechen sah. Metternich war ein Weltmann im vollen

Sinne des Worts, heiter, gesellig von wahrhaft vornehmer Haltung. Im Salon erschien er immer einfach gekleidet, nur mit dem goldenen Vließe geziert. Bei Tische, wo sich immer einige Gäste einfanden, sprach er auffallend wenig, er lebte äußerst mäßig, aß und trank sehr zerstreut, und war durchaus nicht Gourmand. Seine Küche galt daher nicht für die beste in Wien, und selbst der edle Johannisberger floß, zum Verdrusse der Weinkenner, meistens sehr spärlich. Nach Tische befand sich der Fürst gerne im Kreise seiner Familie, las Zeitungen, oder zog sich in sein Kabinet zurück. Gegen 10 Uhr wurde der Salon geöffnet, und da Metternich selten spielte, fand er eine erwünschte Erholung in heiteren Gesprächen. Er ließ, dabei von einem ganz außerordentlichen Gedächtnisse unterstützt, seiner Erzählungslust freien Lauf, war unerschöpflich in Anekdoten, in Schilderungen merkwürdiger oder lächerlicher Charaktere, nicht ohne Anflug einer feinen, doch nie verletzenden Satyre. Er konnte dabei herzlich lachen; eine harmlose Mystification beschäftigte ihn oft Stunden lange; auch sammelte er selbst ein Archiv allerlei komischer Aktenstücke, Briefe u. dgl. Wenngleich die Politik hier in der Regel ausgeschlossen blieb, so waren doch auch ernstere Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände, Erfindungen, die ihn lebhaft interessirten, nicht selten. In diesem vertraulichen Kreise umgaben ihn denn immer willige Zuhörer, welche so anziehenden Mittheilungen lauschten; es bleiben jene Abende mir, wie allen Gleichbegünstigten, immer unvergeßlich. Wiederholte er sich dabei auch öfter, waren besonders bei zunehmendem Alter Redeweise und Gedanken nicht mehr so lebendig, die Erinnerungen weniger frisch, so blieb doch immer des Anregenden und Belehrenden genug, um bändereiche Memoiren mit diesem abwechselnden Stoffe anzufüllen.

Die Staatsgeschäfte waren es jedoch nicht allein, welche seinen Geist wie eine lebhafte Einbildungskraft in Anspruch nahmen; er beschäftigte sich vorzugsweise mit Naturwissenschaften, Chemie und

medicinischen Studien, und wie Kaiser Franz sich für einen „brauchbaren Hofrath“ hielt, so nahm Metternich an, daß er sein Brod auch als „tüchtiger Arzt“ hätte erwerben können. Große Sorgfalt wandte er der Verwaltung seiner schönen Herrschaften zu, wenn gleich ihm seine Stellung ein näheres Eingehen erschwerte, und er sich nicht selten argen Selbsttäuschungen überließ. Ueber den eigentlichen Stand seines Vermögens aber, wie über die Art und Größe seines Gehaltes, herrschen immer verschiedene, sich oft widersprechende Ansichten. Bei einem so wechselvollen Leben ließ sich kaum eine gehörige Ordnung und Controle festhalten, und so einfach, so wenig prunkliebend Metternich auch war, so stand doch ein noch so beträchtliches Einkommen nicht mit dem bedeutenden Aufwande im Verhältnisse, den seine ausnahmsweise Lage erheischte.

Außer der Lektüre vieler Zeitungen, besonders französischer und englischer, welche er stets mit langen Commentaren begleitete, außer den Schriften, die sich auf seine Lieblingsstudien bezogen, blieb dem Fürsten wohl nicht viel Zeit übrig, sich mit Modelitteratur zu beschäftigen, doch hörte er gerne davon sprechen. An Poesie, selbst dramatischer, nahm er nur untergeordnetes Interesse, und auch die Musik sprach ihn nur so viel an, als sie auf jeden gebildeten Menschen einwirken muß. Dagegen wandte er sich mit mehr Theilnahme den bildenden Künsten zu, und in seinen Urtheilen darüber gab sich der reinste, richtigste Geschmack zu erkennen. Der Hang zur Architektur war bei ihm vorherrschend, doch hatte er leider wenig Gelegenheit, ihn im Großen zu befriedigen. Als Curator der Wiener Akademie nahm er sich des Aufblühens der Künste eifrig an, ermunterte, beschützte junge Talente, und viele Schüler verdanken ihm ihre Ausbildung auf Reisen. Mit allen bedeutenderen Künstlern stand er in fortwährender Berührung, in Austausch von Ideen, oder Ankauf von Werken. Die Wände seiner Säle waren mit Bildern lebender Maler geziert, andere zur

Schau bei ihm aufgestellt und die Gallerie seiner Villa enthielt kostbare Werke der modernen Sculptur.

Ungewöhnliches Genie, wie außerordentliche Erfolge bestimmen die Größe eines Staatsmannes. Zu allen Zeiten finden wir Minister, die mit weit höheren Geistesfähigkeiten, als Metternich, die Geschicke der Völker leiteten, die Welt mit glänzenderem Ruhme erfüllten, mit ihrem Ehrgeize erschütterten, Eroberungen, Staatsumwälzungen vorbereiteten oder vollzogen. Fürst Metternich strebte nicht nach dem Rufe solcher Größe; er war mehr der Mann des Worts und der Feder, als der That; seine ganze Denk- und Gefühlsweise war überwiegend conservativer Natur. Er zog, wenn auch nicht gerade die politische Intrigue — wie man ihm vorwarf — doch gewisse Auskunftsmittel einem raschen, entscheidenden Entschlusse vor; er umging gerne die Schwierigkeiten, schob die Fragen hinaus, er erwartete von der Zeit die Erledigung mancher Geschäfte, zögerte, vermittelte, während die Ereignisse nur zu oft seine Berechnungen überflügelten. Dabei war ihm immer der Gedanke peinlich, sich verkannt zu wissen; bei seinem Sinn für Recht und Billigkeit suchte er bei jedem Anlasse die über ihn verbreiteten Vorurtheile zu entkräften, machte deßhalb nicht selten Zugeständnisse, oder versprach, was er später nicht immer gewähren konnte, und erweckte so bei Dritten Illusionen, die er wohl selbst oft theilte. Nur in einem Punkte war er von unbeugsamer Consequenz: in dem Hasse und der Bekämpfung der Revolution, in welcher Gestalt sie ihm auch immer entgegen trat. Er fand daher die Anhänger der umwälzenden Ideen stets in der ersten Reihe seiner Feinde, die ihn mit gleicher Unerbittlichkeit verfolgten.

Ich verlasse hier diese oberflächliche Schilderung eines Mannes, der mehr als so viele Andere in die Geschicke unseres Jahrhunderts eingriff, und bin bereit, sie an passender Stelle wieder aufzunehmen. Unsere Zeit aber — eine Epoche politischen Schwindels — ist am wenigsten dazu angethan, mit unbefangenem Blicke geschichtliche

Charaktere zu prüfen. Nur noch eine Bemerkung! Wären die Lügen, welche über Metternich's Thätigkeit absichtlich verbreitet wurden, Wahrheit, wären die Anschuldigungen, Fehler und Schwächen, die man ihm angedichtet, nur zur Hälfte gegründet, so war sein Verbleiben auf einem so hohen Posten durch 40 Jahre doch nicht wohl möglich! Wie viele Minister trugen während dieser Zeit in allen Ländern ihren Ruf, ihre Treue, ihre Thätigkeit zu Grabe!

Doch nicht die Persönlichkeit des Fürsten Metternich allein war es, welche die Aufmerksamkeit fesselte; er sollte, in den Kreis politischer Verwickelungen so mächtig gezogen, auch nicht fremd bleiben den Eindrücken, welche an Freud wie an Leid in häuslichen Verhältnissen nur immer denkbar sind.

Das Geschlecht der Metternich stammt, eines der ältesten, aus den Rheinlanden. Viele Vorfahren des Fürsten haben sich im Civil- und Militärdienste ausgezeichnet. Sein Vater, Minister von Churtrier, dann in Oesterreich, starb 1818 zu Wien. Ich kannte ihn nicht. Seine Wittwe, eine 1754 zu Freiburg geborne (Beatrix) Gräfin Kagenek war durch ihre Mutter (Andlaw) Geschwisterkind meines Vaters. Diese Verwandtschaft, wie eigene Wahl brachten mich oft in ihre Gesellschaft. Ich habe wenige alte Frauen gekannt, welche mit der Feinheit des Benehmens jene Frische des Geistes verbanden, wie sie. Ergoß sie sich auch häufig in Klagen über die Gegenwart, welche mit den Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit nicht mehr gleichen Schritt hielt, so war ihr Gespräch doch nie ermüdend, ja die Vergleichungen, welche sie dabei anstellte, von der köstlichsten Laune. Wenn ihre witzige Zunge auch nicht immer des Nächsten schonte, so scherzte sie ebenso über sich selbst, und wenn man von ihrem guten Aussehen sprach, erwiederte sie gewöhnlich: „O mon cher, si vous saviez, comme je suis barbouillée!“ — Die Fürstin war Mutter von drei Kindern: Pauline (geb. 1771), Clemens (1773), Joseph (1774). Sie hing mit voller Liebe an ihnen; entschieden trat aber ihre

Zärtlichkeit für den Sohn Clemens hervor; er hatte sie am besten verstanden, seine Mutter in vielen Dingen zum Vorbilde genommen, auf ihn übertrug sie jene Urbanität im Umgange, jene leichte Gabe der Auffassung, welche ihm eigen waren. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist das Testament der Fürstin, in dem sie ihren älteren Sohn: „mon fils bien aimé," ihre Tochter: „ma chère fille," Joseph aber: „mon bon fils" nennt.

Die Fürstin Pauline hatte das seltene Glück, nie im Leben von der geliebten Mutter getrennt zu sein, und gab ihr jene Fülle von Sorgfalt und Zärtlichkeit zurück, welche sich in solchem Verhältnisse so schön entwickeln kann. Diese aufopfernde Kindesliebe war es zunächst, welche den Charakter der Herzogin so verehrungswürdig machte. Sie theilte mit ihrer Mutter viele edle Gaben des Herzens und Verstandes, wie die beinahe schwärmerische Anhänglichkeit an den Fürsten Metternich. Das Gemüthliche im Charakter Paulinens herrschte wohl vor, dagegen vermißte man an ihr die anmuthsvolle Gewandtheit, den stets heiteren Geist, welche ihre Mutter selbst bei anhaltenden körperlichen Leiden nie verlassen. Pauline hatte sich nach vielen Hindernissen erst spät (1816) mit dem Herzog Ferdinand von Württemberg (Bruder des Königs Friedrich) vermählt. Diese Verbindung brachte sie in eine etwas falsche Lage, und ihre vortrefflichen Eigenschaften, nicht selten durch äußere Formen erdrückt, wurden nur von ihren näheren Bekannten gehörig gewürdigt. Der Herzog Ferdinand aber, welcher sich bis zur Würde eines k. k. Feldmarschalls emporgeschwungen, war ein stattlicher Herr von ungemein höflichen Formen, aber etwas bizarrem Charakter. Statt des, nur Katholiken verliehenen, goldenen Vließes trug er das mit Diamanten besetzte Porträt des Kaisers an dem rothen Bande dieses Ordens. Sonderbar genug war der Herzog durch seine Heirath zugleich Schwager des Fürsten Metternich und des Kaisers, dessen erste Gemahlin bekanntlich Elisabeth von Württemberg war. — Was

den Grafen Joseph Metternich betrifft, so gehörte er jener
se von Sterblichen an, welche, wie Figaro sagt, sich die Mühe
:ben haben, geboren zu werden. Anspruchslos floß sein Leben
,in, das er auf fünfzig und etliche Jahre brachte. Stets nur
nen Neigungen folgend, und gleich weit entfernt von den Staats-
:schäften wie von der ersten Gesellschaft, bekannte er sich zu einer
ganz eigenen Lebensphilosophie. Früher Domherr, bewohnte er
dann 20 Jahre lang die Staatskanzlei, kam aber nur hier und
da bei dem Frühstück mit seinem Bruder zusammen. Man sah
ihn nie bei Tische oder im Salon, ebenso wenig bediente er sich
eines Wagens. In einen Mantel gehüllt, mit einer Mütze bedeckt,
schlich er sich Abends aus seiner Bier- und Rauchgesellschaft oder
von der Whistpartie bei seiner Mutter nach Hause, zündete bei
dem Portier seine kleine Handlaterne an und ging, unbekümmert
um das geräuschvolle Treiben der großen Welt unter ihm, in
seinem bescheidenen Gemache zu Bette. Bei dieser zurückgezogenen,
bürgerlichen Lebensweise galt er für einen Sonderling, und seine
Familie ließ es dem „bon Pepe", wie er hieß, an Ermahnungen
nicht fehlen. Doch störte ihn dieß in seinen Gewohnheiten nicht;
so wie man nichts von seinem Einflusse erwartete, war er auch
Niemanden im Wege und im kleinen Kreise seiner Bekannten
seines harmlosen Wesens wegen beliebt.

Durch seine erste Ehe war der Fürst Metternich mit
österreichischen Familien verwandt geworden; zwei Töchter der
Fürstin Eleonore (siehe oben), Marie, verehelichte Gräfin Jos.
Esterhazy, und Clementine (schon mit 17 Jahren), waren ihr
im Tode vorangegangen. Die unvergleichliche Schönheit der letzteren
hat Laurence in einem Bilde wiedergegeben, das man jetzt noch
bewundert. Die zwei jüngeren Töchter, Leontine mit 14,
Hermine mit 10 Jahren, waren nach dem 1825 zu Paris er-
folgten Ableben ihrer Mutter nach Wien zurückgekehrt. Die Gräfin
Flore Wrbna-Kagenek, Cousine des Fürsten, machte damals

die Honneurs in der Staatskanzlei. Außer den regelmäßigen Sonntagssoiréen waren größere Feste und Diners dort nur selten. Der einzige Sohn, Victor, befand sich in Paris. Wiederholt sprach man von der Absicht des Fürsten, sich wieder zu vermählen; man hielt ihn von der reizenden Erscheinung der Gräfin Melanie Zichy angezogen — da kam ganz unerwartet eine Familie von München nach Wien, von der man sagte, daß sie Metternich früher in Neapel gekannt hatte. Diese Familie bestand aus einem lahmen, sich mühsam auf Krücken durch die Salons schleppenden Vater, dessen kluges Gesicht eine Paar große Brillen deckte, aus einer Mutter, deren wahrhaft italienische Lebendigkeit sich mit Spuren nicht gewöhnlicher Schönheit verband; endlich aus vier Kindern, zwei Töchtern, zwei Söhnen. Diese Familie war die freiherrliche von Leykam. Unter den noch jungen Kindern erschien die älteste, Antoinette, so ungemein lieblich und anmuthsvoll, daß der Fürst, von diesem Zauber ergriffen, bald beinahe jeden Abend in dem ihn erheiternden Zirkel jener Familie zubrachte, wo Musik mit munteren Gesprächen wechselte und täglich mehr Bekannte, besonders Diplomaten, eingeführt wurden — so entstand der Salon Leykam. Nur die Damenwelt hielt sich größtentheils ferne, und Mutter, Schwester, wie die Cousine des Fürsten beobachteten mit ängstlichen Blicken seine sich stets steigernde Neigung. Als nun im Sommer 1827 Metternich sein Schloß Königswarth besuchte, verbreitete sich von Marienbad aus, wo die Leykam weilten, die überraschende Kunde, daß die Verlobung erfolgt sei. Ich war gerade in der kleinen Villa zu Grünberg bei der alten Fürstin Whist spielend, als Esterhazy, des Fürsten Schwiegersohn, den Verwandten jenen Entschluß mittheilte. Es knüpften sich an dieses Ereigniß Klatschereien, welche weit die Grenzen einer gewöhnlichen Commerage überschritten, und rufe ich mir jetzt noch alle diese Vorgänge lebhaft in's Gedächtniß zurück, so weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll, die Ausdauer des Fürsten, welcher so vielen

Rücksichten und Hindernissen trotzte, oder die Umsicht und das kluge Benehmen der Leykam, vor Allem aber die tadellose Haltung Antoinette's. Es war nicht möglich, die Huldigungen des nicht mehr jungen Fürsten mit mehr Bescheidenheit und unbefangener Ruhe aufzunehmen. Sie besaß aber besonders im hohen Grade die seltene Gabe des Zuhörens, ging wißbegierig mit sichtbarer Theilnahme auf sein Gespräch ein, und es freute den Fürsten, auf ihre Erziehung einzuwirken, in ihr die empfängliche und zugleich schöne Schülerin erkennend. Die günstige Meinung, welche er von ihrem, durch blendenden Jugendreiz gehobenen edlen Charakter gefaßt, hat sich auch in der Folge bewährt. Und war es dem Fürsten denn gar zu sehr zu verargen, daß er mit 53 Jahren, von Geschäften erdrückt, sich ein angenehmes Interieur schaffen, eine Frau nach seinem Herzen, seinem Geschmacke wählen wollte, wenn gegen ihre Persönlichkeit nichts einzuwenden war? Von dieser, wohl der besten Seite sahen die fürstlichen Verwandten die Sache nun auch an, behandelten die vom Kaiser zur Gräfin von Beilstein erhobene Braut liebevoll, ja der Herzog Ferdinand wollte, daß die Vermählungsfeier in dem damals von ihm bewohnten kaiserlichen Lustschlosse zu Hetzendorf begangen werde. Man bestimmte hierzu den 5. November. Schon hatte es seit einigen Tagen geschneit; unfreundlich und kalt, wie das Wetter, war die Fahrt, eisig, wie die Kapelle, die ganze Ceremonie. Außer den beiden Familien waren nur wenige Zeugen zugegen. Der Probst von Hetzendorf, welcher die Trauung vollzog, hielt eine etwas einfältige Rede; freilich war eine Ansprache unter diesen Umständen nicht leicht, sie hätte daher füglicher ganz unterbleiben können. Hierauf fand — 1 Uhr — ein Gabelfrühstück statt; aber auch dieses stille Mahl sollte durch eine unerfreuliche Nachricht unterbrochen werden, denn ein Courier brachte während desselben die Nachricht der Seeschlacht von Navarin. Der Fürst verließ schnell den Tisch; Alles kehrte bestürzt in die Stadt zurück, und Gentz

erklärte diese Störung für ein böses Omen! — So war das früher kaum Geahnte, wenn gleich mit Kämpfen und Opfern, geschehen und der Winter verging in behaglicher Ruhe. Das Haus Metternich wurde wieder der Schauplatz von Festen aller Art, bei denen aber die Musik immer die Hauptrolle spielte. Deutsche und italienische Sänger waren tägliche Gäste und wetteiferten mit ebenso ausgezeichneten Dilettanten, unter denen Baron Schönstein, ein geborner Troubadour, die Schubertischen Lieder unnachahmlich vortrug. Am meisten gefielen aber die s. g. kostümirten Concerte, geschmackvoll zusammengestellte Scenen aus beliebten Opern. Frau von Leykam Mutter aber war die Seele dieser anziehenden Unterhaltungen; überaus musikalisch gebildet, hatte sie selbst noch eine schöne Stimme mit herrlicher Methode. Die Fürstin Antoinette wurde bei Hofe wohlwollend empfangen und sah ihren Salon allmälig sich mit Wiener Damen füllen; sie gefiel durch Einfachheit und würdiges Benehmen, und alle frühere Zurückhaltung war bis auf wenige Ausnahmen verschwunden, selbst die Familie Zichy behandelte sie mit anerkennungswerthem Takte. Nur die Gräfin Flore Wrbna-Kagenek konnte sich lange nicht in das Unvermeidliche finden; sie war an der Spitze der Unzufriedenen, welche sich laut mißbilligend über die Wahl des Fürsten äußerten, und man nannte sie scherzweise nur: „La veuve du canapé!“

Wie alljährlich, wurde auch 1828 der Geburtstag des Fürsten (15. Mai) in der Villa gefeiert. Seine junge Frau wollte ihm einige Ueberraschungen bereiten, die nicht alle gleich glücklich ausfielen. Den Anfang machte ein kleines Concert; es hieß, Paganini werde sich hier zum ersten und einzigen Male in einem Privatzirkel hören lassen, und Alles war darauf gespannt, diese unheimliche Gestalt und das dämonische Spiel in der Nähe zu beobachten. Doch vorher trat Fürst Dietrichstein, den man lange nicht gesehen, mit einem blonden Jüngling an's Klavier. Dieser begann seinen

Vortrag, doch es wurden gerade Erfrischungen herumgegeben, die Gesellschaft war zerstreut, und Fürst Dietrichstein rief plötzlich entrüstet: „Cessez de jouer, on ne vous écoute pas!“ Nur mit Mühe konnte man den jungen Künstler bewegen, seine Sonate wieder aufzunehmen. Dieser angehende Virtuose war — Thalberg. Auf ihn folgte Paganini's Hexenconcert. Bald nachher gerieth der Salon in eine andere Bewegung: Feuerspritzen seien vor dem Hause; doch man hatte die Beleuchtung des Gartens in der Stadt für einen Brand genommen, und die zu eifrige Feuerwehr zog wieder ab. Man begab sich nun in die Gallerie, wo eine künstliche Blumenausstellung stattfand. Die jungen Mädchen nahmen sich jedoch als Pflanzen und Blüthen nicht gut aus, und als sie sich vollends in ihrem grotesken Kopfputze zum Tanze erhoben, konnte man nicht leichter etwas Plumperes sehen.

Heitere, zufriedene Tage verlebte der Fürst in diesem Sommer auf dem fürstlich Trautmannsdorfischen Schlosse zu Walterdorf bei Baden. Staatsgeschäfte wurden da durch den ihn immer ansprechenden Umgang mit der Frau seiner Wahl unterbrochen, deren liebenswürdige Eigenschaften täglich mehr hervortraten. Auch sein Sohn Victor war nach langer Abwesenheit wieder auf Besuch gekommen, und in der Hoffnung auf einen weiteren Erben schien dem Fürsten ein neuer Glücksstern aufzugehen. Ein Gemälde Antoinette's von Ender erinnert an jenen ungetrübt frohen Aufenthalt. Sie steht in Lebensgröße auf dem Balcon des Schlosses, heiter lächelnd, doch nicht ohne den melancholischen Zug um die Augen, der ihr eigen war. In einfach weißem Anzuge schreitet sie auf dem Bilde die Stufen abwärts dem Garten zu, während ihre eigenen Schritte dem Grabe so nahe waren! Den Hintergrund bildete der majestätische Schneeberg, in schwarze Gewitterwolken eingehüllt!

Kaum war der Fürst in die Stadt zurückgekehrt, als der Tod in kurzen Zwischenräumen eine reiche Ernte in seinem Hause

hielt. Den Anfang machte die Fürstin-Mutter, welche am Namenstage ihres Sohnes (23. November) mit 74 Jahren starb. Sechs Wochen nachher — 7. Januar 1829 — erfolgte die Niederkunft der Fürstin Antoinette mit einem gesunden Knaben. Doch schon am neunten Tage ihres Wochenbettes verschied sie unerwartet schnell an einem zurückgetretenen Friesel. Schmerzlich waren alle Bekannten von dieser Nachricht ergriffen und allgemeine Theilnahme verbreitete sich durch die ganze Stadt. In der That war es auch ein Ereigniß ungewöhnlich trauriger Art; eine junge Mutter schon nach flüchtig verschwundenem Glücke, an einem vielfach beneideten Ziele angelangt, nun entseelt im Sarge, an dem der Fürst eine mit Sorgen erkaufte, voraussichtlich für's Leben geschlossene Verbindung gelöst sah! Am härtesten aber traf dieser Schlag die Familie Leykam. Die Mutter, welche noch des Tags zuvor auf einem glänzenden Balle bei dem Erzherzog Karl die Glückwünsche der ganzen Gesellschaft, ihrer wenigen Freunde, ihrer zahlreichen Neider, empfangen, und stolz, der Zukunft vertrauend, war alsobald neben der Leiche ihrer Tochter ein wahres Bild der Verzweiflung! Mir selbst kommen diese zwei Jahre, während welchen die Leykam ihre kühnsten Wünsche erreicht und Alles wieder verloren hatten, wie ein Traum vor. Ich war nicht Zeuge der Geschicke dieser Familie vor und nach jener Epoche; ich kann daher nur vom Hörensagen sprechen. Herr von Leykam Vater, früher in Taxischen Diensten, badischer Kammerherr, dann später zum brasilianischen Gesandten in Frankfurt bestimmt, welchen Posten er jedoch nie antrat, begleitete seine beiden Söhne auf die Universität nach Göttingen und wurde während des Gottesdienstes am Jahrestage des Todes seiner Tochter vom Schlage gerührt und verschied sogleich. Seine Wittwe hielt sich mit ihrer jüngeren Tochter, unter allerlei nicht alltäglichen Erlebnissen, lange in Italien auf, ging selbst eine seltsame zweite Ehe ein und verheirathete Theresine in Florenz mit dem Sohne eines reichen

Amerikaners, Thorn. Frau von Leykam hatte ein nicht minder schnelles Ende als ihr Gatte. Auf der Rückreise von Karlsbad 1840 zu Regensburg angekommen, nahm sie im Gasthofe ein frisches Glas Wasser und sank todt zu Boden. Die beiden Söhne nahmen später eine ehrenvolle Stellung in der Diplomatie und österreichischen Armee ein; Anatole, nun General, war einer der Lieblingsadjutanten Radetzky's.

In demselben Jahre, als Richard, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet, zur Welt kam, starb (Nov. 1829) Victor Metternich nach unsäglichen Leiden an einer unheilbaren Lungenkrankheit, und abermals setzte sich traurig von der St. Michaelskirche aus unter dem düsteren Scheine der Fackeln ein Leichenwagen nach der fürstlichen Gruft zu Plaß in Bewegung. Victor war ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten; es war ihm der Adel der Gesinnung, die Wärme des Gefühls, das wahrhaft Distinguirte des Edelmannes im hohen Grade eigen. Er war für den Gesandtschaftsposten in Dresden bestimmt, wo auch Metternich seine diplomatische Laufbahn begonnen hatte; doch unabhängigen Sinnes, still, zurückhaltend, kränkelnd, zog es Victor, selbst gewähltem Umgange, liebgewordenen Gewohnheiten lebend, vor, bis zum 27. Jahre als Attaché der kaiserlichen Botschaft in Paris zu bleiben, und verließ diese Stadt nur, um nach einem kurzen Aufenthalt in Italien ein zu so schönen Hoffnungen berechtigendes Leben im väterlichen Hause zu beschließen!

Endlich trug man auch bald nachher (1830) geräuschlos, wie er gelebt, den guten Pepe Metternich zur letzten Ruhe! —

Eine zu Anfang 1825 erschienene „Revue politique“ stellt die nachfolgenden kurzen, aber die Lage bezeichnenden Betrachtungen an:

„Dans la situation actuelle des sociétés, dans le mouvement rapide qui les emporte, une année est un poids dans

la destinée des empires; les événements se pressent et se succèdent avec une promptitude qui révèle l'agitation du monde. Cette agitation elle-même sera plus vive de jour en jour, et le mouvement ne cessera point que les peuples n'aient conquis le dégré de bonheur, qu'ils ont conçu, et que la politique ne soit en harmonie avec la morale publique . . . . . Ainsi la France, sans état fixe, placée entre son ancien et son nouveau régime, est rappelée à ses vieux préjugés, l'Italie impatiente, attendant le moment de se défaire des siens, ... l'Autriche, conservant le modèle de la servitude heureuse!? La Prusse, ne sachant comment accorder son éxistence politique et son état civil . . . . L'Allemagne, toujours occupée des droits des rois et des peuples, interrogeant toujours tout, et ne décidant rien!! . . . . La Belgique, n'ayant qu'un pas à faire pour être le plus heureux état de l'Europe!? . . . . l'Irlande, d'autant plus fanatique, qu'elle est plus malheureuse; . . . . . l'ésprit polonais survivant à la Pologne . . . . . la Suède, avec ordre et sagesse!! marchant à ses nouvelles destinées!? le Danemarc sans mouvement au milieu des sociétés ébranlés . . . . . la Turquie s'écroulant enfin aux acclamations des peuples civilisés — la Grèce, se relevant sur ses ruines, et se replaçant au rang des nations . . . . . enfin la superbe Angleterre, appuyée sur l'Amerique, planant du haut des mers sur cette Europe agitée, contemplant sans danger les orages qui s'y amancèlent et dirigeant ses agitations à son gré. . . . .
Telle est l'Europe aux premiers jours de 1825, elle ne sera plus la même à la fin de son cours! . . . . .

Diese, nicht ohne liberalen Anflug geschriebene Uebersicht paßt zum Theil auch noch auf die heutigen Verhältnisse, enthält außerdem aber prophetische Winke. Sie läßt damals schon den Abfall Belgiens von Holland, den Aufruhr Polens, die Politik Schwedens,

wie die Erschütterungen der Türkei ahnen. Bei Uebertragung jener allgemeinen Merkmale auf die Zustände der österreichischen Monarchie glaube ich, wie schon oben angedeutet, mich nicht zu irren, wenn ich das Neujahr 1826 als den Zenith der einflußreichen Macht des Wiener Kabinets bezeichnet habe. Von jener Zeit an hielt es sich nicht mehr auf der gleichen Höhe: es hörte auf, die Situation zu beherrschen, ließ sich vielmehr von den Ereignissen tragen. Diese Umwandlung entsprang zunächst dem ohne Zuthun Oesterreichs gestörten europäischen Gleichgewichte; in unmittelbarem Zusammenhange stand aber damit die Entschiedenheit, mit welcher die revolutionären Ideen wieder um sich griffen. Fürst Metternich, dessen Superiorität noch immer anerkannt wurde, mußte sich alsobald auf die Rolle, bald eines Vermittlers, bald eines ernsten Mahners, beschränken; man hörte noch immer auf seinen weisen Rath, seine gründlichen Erfahrungen, und wenn er auch hier noch viele günstige Erfolge erreichte, so trat er bei den Berathungen nicht immer in erster Linie auf, und eine politische Frage nach der anderen entschlüpfte seinen sonst so gewandten Händen, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, so gänzlich veränderten Conjunkturen gehörig Rechnung zu tragen. — Mit dem Tode des Kaisers Alexander, dessen Charakter und Haltung beruhigendes Vertrauen eingeflößt hatten, war zuerst der Standpunkt der bisherigen Allianzen verrückt worden. Ein junger Herrscher, unter so ganz außerordentlichen Umständen auf den Thron gelangt, ließ bei dem kühnen Muthe und der Geistesgegenwart, welche ihn gleich Anfangs leiteten, ahnen, daß sein Ehrgeiz die frühere Politik Rußlands wieder aufnehmen und dem Gange der Dinge eine andere Richtung geben werde. Zu gleicher Zeit verlor Oesterreich an England einen alten, treuen Verbündeten. Diese Insel, durch den Aufruhr Irlands, die Unruhen in den Colonieen, die Reform-, wie die Katholikenfrage im innersten erschüttert, suchte seine eigenen Verlegenheiten dadurch zu umgehen, daß es die Verwirrung auf dem Continent

zu verbreiten suchte. Als nun vollends Canning Minister wurde, und die bekannte Aeolus-Rede gehalten, war in der Politik dieses Landes die Bahn vorgezeichnet, die es mehr und mehr von Oesterreich trennte, und selbst unter den späteren, vorübergehenden Tory-Ministerien wollte es nicht mehr gelingen, diese beiden Staaten enger zu verbinden. — Es schien demnach um so erwünschter, sich Frankreich zu nähern, und Metternich bahnte eine solche Allianz 1825 selbst in Paris mit Villèle an. Doch auch hier fand er keine kräftige Unterstützung, und Karl X., sich bald England, dann wieder mehr Rußland zuneigend, blieb meistens kalt und verschlossen für die österreichischen Eröffnungen. Von den Großmächten blieb daher Oesterreich nur noch mit Preußen einig und auf dem alten Fuße, und es war nicht das geringste Verdienst des Fürsten, durch diese Uebereinstimmung Deutschland so lange den inneren Frieden erhalten zu haben. Das Wiener Kabinet wandte daher den Zuständen in Italien wie in Deutschland größere Sorge und Aufmerksamkeit zu, und wenn es ihm nicht gelang, sich auf der Halbinsel Sympathieen zu erwerben, so lag dieß in ungünstigen, von seinem Willen unabhängigen Umständen. Ebenso wenig erfreulich zeigten sich die politischen Verhältnisse in Spanien und Portugal, und die Erwartungen, welche man in Wien auf Dom Miguel gesetzt, wurden bekanntlich getäuscht.

Aber alle diese Wirren überragte weit die Eine wichtige, große — die orientalische Frage. Sie umfaßte den Zustand der Türkei selbst und dann den Aufstand Griechenlands. Alles hatte sich gegen den Sultan verschworen: innere Unruhen, Naturereignisse, Stürme von Außen; kaum schien es, daß das schwankende Reich so gewaltigen und wiederholten Schlägen würde widerstehen können. — Ich hatte mir von jeher eine eigene Ansicht hierüber gebildet und bin jetzt noch der festen Ueberzeugung, daß die Erledigung dieser stets gefahrdrohend über allen europäischen Staaten schwebenden Frage die eigentliche welthistorische Aufgabe

unseres Jahrhunderts ausmache. Der Islamismus hat sich offenbar überlebt; seine ihm von der göttlichen Vorsehung in ihrem unerforschlichem Rathschlusse angewiesene Bestimmung ist erfüllt. Ein Reich, wie das der Türken, ist eine politische Anomalie in unserer Zeit, und alle die Mühe, die Opfer, die Anstrengungen, welche die Diplomatie seit Jahrzehnten zu dessen Fristung aufgewendet, werden seinen sicheren Zerfall nicht hindern. Ruhe und Gleichgewicht kann in Europa aber nicht wiederkehren, so lange dieser Gegenstand beständiger Besorgnisse und gegenseitiger Eifersucht nicht entfernt ist, so lange die Fahne des Propheten auf der Sophienkirche zu Konstantinopel weht!

Oesterreich, welches durch drei Jahrhunderte beinahe allein den oft ungleichen Kampf mit dem Erbfeinde der Christenheit aufgenommen, das zweimal seine Hauptstadt bedroht sah, die, als letztes Bollwerk, das Eindringen der türkischen Schaaren nach Deutschland hinderte, Oesterreich, das mit nicht zu berechnenden Opfern die westlichen Theile Europa's durch die Militärgrenze schützte und so lange vor der Verbreitung der Pest bewahrte, Oesterreich fand sich endlich, durch mächtigere Feinde — die Revolution, die Eroberungssucht Frankreichs, wie die zunehmende Macht Rußlands — bedroht, genöthigt, die traditionelle Politik seines Kabinets zu verlassen und gemeinschaftlich mit England sich zum Beschützer des sinkenden Reiches Mahomeds zu machen. Seit 70 Jahren hat es nun, wenn auch nicht offen und mit den Waffen in der Hand, doch vermittelnd und durch mehr oder minder glückliche Rathschläge versucht, die Pforte zu retten, den Plänen zu ihrer Auflösung entgegenzutreten. Oesterreich hat durch diese Politik nur bewirkt, daß die Türkei sich langsam verblutet, während sich bei diesen täglich mehr anwachsenden Bedrängnissen die Gefahren für die eigene Monarchie häufen. Ziehen die Stürme der Revolution einmal vom Bosporus herüber, die Donau aufwärts nach den Fürstenthümern, nach Serbien, Bosnien und

Ungarn, werden sie sich weder an den Karpathen, noch an der Leitha brechen. Aber, fragt man, soll Oesterreich das hinfällige Reich ganz dem nach Beute lüsternen Ehrgeize Rußlands überlassen? Gewiß nicht! Es ist jedoch an der Zeit, daß die Großmächte diese, die Civilisation wie das Christenthum so wesentlich berührende hochwichtige Frage mit kräftigem Ernst in die Hand nehmen würden und gemeinschaftlich Maßregeln ergriffen, entscheidend für das künftige Geschick der europäischen Türkei. Jeder Zustand wäre der jetzigen Verwirrung vorzuziehen, in der man da die Provinzen durch Aufstände loszureißen, dort den Sultan wieder gegen innere und äußere Feinde zu schützen sucht und überall nur Halbheit, Unentschlossenheit begegnet!

Damals (1826) nun brach für die Pforte gerade eine furchtbare Zeit herein, welche sich unter vielen qualvollen Momenten drei Jahre lang hinzog. Wir verfolgten daher diese merkwürdigen Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit, und die Monatstage, an welchen Couriere regelmäßig die türkischen Nachrichten nach Wien überbrachten, setzten Füße und Federn der jungen Diplomaten in geschäftige Bewegung. Alle Augen waren auf den Orient gerichtet. Den Anfang der Zerwürfnisse machte das zwischen Rußland und England am 4. April 1826 in Petersburg zu Gunsten Griechenlands unterzeichnete Protokoll. Seit fünf Jahren schon hatte der Unabhängigkeitskampf auf den Inseln des Archipels gewüthet; Philhellenen aus allen Theilen der Welt bethätigten sich dabei, und die revolutionäre Propaganda machte die griechische Sache zu der ihrigen. Dennoch behielt die Türkei, auf die Verträge gestützt, unter blutigen Metzeleien und unerhörten Grausamkeiten immer noch die Obermacht. Da nahmen jene beiden Großmächte die Sache selbst in die Hand, drangen aber bei Frankreich und Oesterreich mit ihren Vorschlägen nicht durch. Rußland beschränkte sich nun darauf, in eigenem Namen am 5. April alle Beschwerden gegen die Pforte in einer Note zu formuliren, welche

zu den Verhandlungen von Akjerman führten. Die hier aufgestellten 83 Artikel — das Ultimatum Rußlands — wurden, wenn gleich erdrückend für die Pforte, dennoch von ihr angenommen. Während diesen Bedrängnissen war aber auch die Türkei selbst in ihrem Innersten aufgewühlt, und das ganze gebildete Europa sah mit Entsetzen die von maßlosen Gräueln begleitete völlige Vertilgung der Janitscharen. Dabei loderte der Aufruhr in den Provinzen, zerstörten Erdbeben Städte und ganze Strecken, ging ein Theil Konstantinopels in Flammen auf. Hungersnoth, Pest, Krankheiten und Elend aller Art wechselten mit Hinrichtungen und Aufständen. Mit bewunderungswürdigem Muthe ertrug der Großherr nicht nur alle diese Calamitäten, er setzte auch mit barbarischer Energie die von ihm beschlossenen Reformen rücksichtslos fort; die Armee wurde umgestaltet, der Trotz der Ulema's gebrochen. Das kaiserliche Kabinet, während es der Nachgiebigkeit gegen Rußland das Wort sprach, konnte selbst nicht ohne Schaudern sehen, wie die Pforte in ihrem eigenen Fleische wüthete.

Im darauf folgenden Jahre tauchte die griechische Frage wieder auf, und die Opfer von Missalunghi, der Acropolis sollten ihre Rächer finden. Nach einigen Schwankungen trat Frankreich mit den beiden Mächten in London zusammen, und am 6. Juli 1827 wurde die Tripelallianz geschlossen. Oesterreich ließ geschehen, was es nicht hindern konnte, und begnügte sich mit Noten und Protesten. Es trat nun ein eigenthümlicher Zustand ein; da die drei Großmächte sich nicht im Kriege mit der Pforte befanden, so erfand man statt des Wortes „bewaffnete Intervention“ das friedlicher lautende „Pacification Griechenlands“, statt „Kampf“ hieß es „Coërcitiomaßregeln“. Die nächste Folge davon war die berüchtigte Seeschlacht von Navarin, wo am 20. Oktober die vereinigten Flotten der drei Seemächte die türkisch-ägyptischen Schiffe in den Meeresgrund schossen. Verzweiflung bemächtigte sich des Divans bei dieser Schreckensnachricht, und es fanden nun in

Konstantinopel wochenlange Verhandlungen statt, nach welchen, da sie zu keinem Resultate führten, die drei Botschafter abreisten. Oesterreich spielte dabei erst die Rolle eines unbequemen Vermittlers, dann die eines ängstlich besorgten Zuschauers.*) Die Türkei selbst aber ging von einem dumpfen Hinbrüten zu einer heftigen Herausforderung Rußlands über, beklagte sich laut und bitter über das ihr zugefügte schreiende Unrecht und rief in dem Manifeste vom 20. Dezember die ganze Bevölkerung zur Rache und im Falle neuer Angriffe zum heiligen Kampfe. So standen die Dinge Anfangs 1828.

Zwischen diesen Vorgängen zogen sich andere Ereignisse durch. Während in Rheims — früher unerwartet — einem 70jährigen König eine Krone aufgesetzt wurde, welche alsobald wieder seinen altersschwachen Händen entfiel, ließ ein junger, thatkräftiger Selbstherrscher, stolz, sich mit kühnen Plänen für die Zukunft tragend, seine Krönung in Moskau mit asiatischem Pompe vollziehen. — Canning war gestorben, Villèle abgetreten, und so fanden in London und Paris Ministerveränderungen statt. Doch all dieß vermochte nicht die hereinbrechenden Stürme im Orient aufzuhalten. Rußland hatte schnell und glücklich einen Feldzug gegen Persien beendet und warf sich nun mit vollem Gewichte auf die Türkei. An Vorwänden, sie zu bekriegen, hat es der nordischen Macht nie gefehlt: Beschwerden ihrer Unterthanen, Stockung des Handels, gehemmte Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, Nichterfüllung früherer Verträge gaben oft mehr als nur scheinbaren Anlaß zu Konflikten. Nun kam aber auch noch der aufreizende Hattischeri dazu, den Rußland alsobald mit einer nicht minder heftigen Erklärung erwiederte. Vergebens machten die vier Großmächte Vorstellungen, England aber, gelähmt durch innere Parteikämpfe, Oesterreich, entschieden um jeden Preis den allgemeinen Frieden

*) Erinnerungsbl. S. 12.

zu erhalten, griffen nicht nachhaltiger ein, Frankreich aber war durch den steigenden Einfluß Pozzo di Borgo's gewonnen. Dabei versicherte Rußland bestimmt, daß es, verzichtend auf alle Eroberungen, nur die Pforte zwingen wolle, ihre Verbindlichkeiten einzuhalten, ja, der Czar wandte sich selbst an den Kaiser Franz, um von ihm eine Erklärung zu erhalten, daß dieser Krieg ein gerechter sei. Doch der Kaiser verweigerte auf dieses Ansinnen einzugehen, beschränkte sich auf eine strenge Neutralität und die Aufstellung eines Observationscorps. Man ließ es dabei an Vorwürfen nicht ermangeln, daß Oesterreich den Krieg nicht verhindert oder später nicht thätiger eingeschritten sei, nicht einmal die Moldau und Walachei besetzt habe. Hierauf gibt es nur eine Antwort: daß alle Versuche dieser Art an dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Kaisers scheiterten, und überdieß die damalige Lage Italiens und Ungarns, die trostlosen Finanzen, wie der Zustand des Heeres jene Zurückhaltung wenn auch nicht rechtfertigen, doch erklären. Die russische Kriegserklärung erfolgte am 26. April, und bald darauf überschritten die Russen den Pruth und die Donau. Es wurden die Dardanellen blockirt und die Franzosen besetzten Morea. Mit abwechselndem Kriegsglücke wurden nun Festungen erobert, viele Schlachten geliefert, aber wider Erwarten war das Ergebniß den russischen Waffen nicht günstig. Die Gegenwart des Czaren schien hemmend auf die Operationen der Armee zu wirken, dazu kamen Niederlagen, klimatische Einflüsse, Krankheiten u. s. w. Man konnte in Wien ein Gefühl heimlicher Freude nicht unterdrücken, daß dieser erste Feldzug in solcher Weise ausgegangen war, und ermahnte beständig den Sultan, die Hand zum Frieden zu bieten. Tatistscheff und Meyendorf aber benahmen sich während dieser Zeit auf eine nicht genug anzuerkennende Weise mit ebenso viel Klugheit als Takt.

Mit dem Frühjahr 1829 begann der zweite Angriff. General Diebitsch drang siegreich über den Balkan bis in die Ebene von

Adrianopol, wo — 15. Sept. — unerwartet schnell ein Frieden abgeschlossen wurde, den man eben sowohl den englisch-österreichischen Bemühungen, als der großherzigen Mäßigung des Kaisers Nicolaus verdankte. Die Pforte aber war dießmal mit dem Schrecken davon gekommen, und während man in Konstantinopel schon vor dem Einmarsche der russischen Truppen zitterte, gab man sich bald darauf der Freude über diesen kaum gehofften Ausgang hin, und unterzog sich gerne den schweren Opfern, welche der Krieg in seinem Gefolge mit sich brachte. — Nun wurden aber auch wieder Verhandlungen wegen Griechenland aufgenommen, dessen Losreißung von der Türkei ausgesprochen, diese Verhältnisse förmlich in London geregelt, und die griechische Krone dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg angetragen, der sie auch annahm, ihr jedoch bald wieder entsagte.

Während all dieß im Osten vorging, wickelte sich der seltsame und unselige königliche Bruderzwist in Lissabon ab, wobei gegen die Anschauung Oesterreichs der englische Einfluß sich überwiegend zeigte. Mit den Niederlanden, Hannover und anderen deutschen Regierungen lag das Wiener Kabinet im beständigen Federkriege, während Preußen, anscheinend im besten Einverständnisse mit dem Kaiserstaate, im Stillen die Schritte vorbereitete, welche ihm später eine festere Stellung im Bunde verschaffen sollten. — Doch waren es nicht allein so allgemein wichtige Angelegenheiten, welche die großherzogliche Gesandtschaft, somit auch mich, lebhaft beschäftigten, Baden selbst hatte einen diplomatischen Feldzug zu bestehen, der einen Augenblick sogar drohte, in eine ernstliche, blutige Fehde überzugehen. Bayern hatte nämlich die vom Großherzog Karl angeordnete Successionsordnung in jenem Lande deßhalb nicht anerkannt, weil die ehemalige überrheinische Grafschaft Sponheim in gewissen Fällen wieder hätte an Bayern abgetreten werden sollen. Da die Pfalz als Entschädigung für jene Herrschaft galt, so nahm Bayern, unter Anrufung von Familienverträgen, Heidelberg,

Mannheim u. s. w., als Aequivalent dafür in Anspruch. Streitschriften wurden gewechselt, Unterhandlungen fanden statt; der König Ludwig bestand um so mehr auf seinem vermeintlichen Rechte, als der Großherzog Ludwig ehe- und kinderlos war. Schon sah man wie früher einen bayerischen, nun einen pfälzischen „Rummel" ausbrechen: Truppen marschirten . . . . da sprachen sich vier von den Großmächten, als angerufene Schiedsrichter, unumwunden für den rechtmäßigen Besitz Badens, auch unter dem jüngeren Zweige seiner Dynastie, aus. Nur Oesterreich, wohl in der Hoffnung, sich bei diesem Anlasse früherer mit Bayern eingegangener lästiger Verabredungen zu entziehen, zögerte, warf Bedenken auf, schloß sich aber zuletzt doch den anderen Mächten an. Der Markgraf Wilhelm, mit einer Gewandtheit und Festigkeit, welche nur seinen militärischen Verdiensten gleich kamen, hatte persönlich diese so wichtige Sache in Paris und London betrieben, und von beiden Höfen die bündigsten Erklärungen zurückgebracht. Nur in Wien, wo eine weniger günstige Auffassung herrschte, war der Prinz nicht gewesen. Tettenborn trug daher die ganze Last der Verhandlungen, und mußte dabei einen ebenso langjährigen als wohlwollenden Bekannten in dem bayerischen Gesandten, dem Grafen Bray, als Gegner finden. Mit weltmännischem Takte und der ihm eigenen Freundlichkeit behandelte dieser ausgezeichnete Mann eine Sache, von der er die Personen zu trennen wußte, und in der wir in letzter Instanz den Sieg davon getragen hatten. Sein Sohn aber, Graf Otto, ist nun, nach langen Jahren, selbst an dem einst von dem 1832 verstorbenen Vater so würdig ausgefüllten Posten.

Das verhängnißvolle Jahr 1830 erweckte gleich Anfangs wieder andere Besorgnisse. Die Revolution, ermuthigt durch die Lösung der griechischen Frage, unterwühlte nun Frankreichs Boden, wo der gute, aber schlecht berathene Monarch unter Polignac ihren Umtrieben eher Vorschub leistete. Fürst Metternich, nachdem der erste Zweck der heiligen Allianz: den allgemeinen Frieden zu

erhalten, vereitelt war, sah nun auch ihre weitere Bestimmung, das Gespenst der Revolution zu beschwören, nicht erfüllt. Vergebens suchte Metternich nach Bundesgenossen, um die Lebensaufgabe zu lösen, welche er sich gestellt, aber nirgends begegnete er mehr wie früher einer übereinstimmenden Energie, den umwälzenden Prinzipien zu widerstehen. Er beschränkte sich daher bloß auf Abwehr und die Wahl eigener, nicht immer glücklicher Mittel. Revolution ist nicht Fortschritt, nicht Freiheit, rief er oft, gerade das Gegentheil, einen allgemeinen Brand entzünden heiße nicht Aufklärung verbreiten! Er wollte, wie ein französischer Schriftsteller: „Le contraire de la révolution, mais non la contrerévolution —" Metternich ging aber noch einen Schritt weiter, er sah in den, in falsch verstandener Nachahmung der englischen Charte eingeführten Verfassungen die mächtigsten Alliirten der Revolution. Keinem politischen Lehrgebäude unbedingt ergeben, haßte er nur alles, was die Untergrabung monarchischer Grundsätze fördern konnte, und er zog eine reine Republik jenem Zwitterzustande vor, welcher den Thron mit demokratischen Institutionen umgibt.

So war denn während dieser fünfjährigen Epoche, welche Metternich selbst als eine beklagenswerthe, als eine Uebergangsperiode bezeichnete, die Politik Oesterreichs in den Kriegs- wie Verfassungsfragen eine mehr beobachtende, mahnende, passive, abwehrende, daher ziemlich isolirt, um erst in späterer Zeit einen höheren Aufschwung zu nehmen.

An diese Weltbegebenheiten reihten sich dann andere, untergeordnete Thatsachen, wie sie die Chronik des Tages eben immer bringt. So starb, krank und beinahe vergessen, einer der berühmten Freiheitshelden Griechenlands — Ypsilanti. Einige Damen pflegten ihn bis zum Tode, und errichteten seinem Andenken ein Grabmal mit folgender Inschrift: „Hier ruht Fürst Alexander Ypsilanti unglücklich in Wünschen, erhaben an Willen, groß im Ueberstehen getäuscht, verkannt, beweint, † zu Wien 10. Jänner 1828."

Wenn ich dieser politischen Uebersicht noch einige Worte über den inneren Zustand der Monarchie und ihre Verwaltung in jener Zeit beifüge, so geschieht es mehr, um den vielen irrigen oder übertriebenen Ansichten, welche über diesen Gegenstand verbreitet wurden, entgegen zu treten. Im Inland selbst waren die Stimmen darüber selten; es sind deßhalb meist fremde Federn, die jene Zustände, und zwar gewöhnlich in oberflächlicher oder gehässiger Weise schilderten. Nur nach der allmäligen Entwickelung eines Staates im Laufe der Zeiten, d. h. historisch, läßt sich die Verfassung und Lage desselben richtig beurtheilen. Die österreichische Monarchie, eigenthümlich zusammengesetzt wie kein anderer Staat in Europa, hat demnach auch sich geschichtlich und politisch, wie kein anderer, ausgebildet. Gehen wir nur hundert Jahre zurück, so finden wir nach der musterhaften Regierung der Maria Theresia die stürmische Reformperiode des Kaisers Joseph, dann die Drangsale der Revolution und zwanzigjährige, verheerende Kriege. Die erste Sorge des Kaisers Franz war daher darauf gerichtet, die Leiden der Vergangenheit in einer ruhigeren Zukunft vergessen zu lassen. Es gab da so Manches zu ordnen, so viele Wunden zu heilen, daß man dem augenblicklichen Bedürfnisse billige Rücksicht tragen mußte. Niemand wird behaupten, daß Oesterreich damals als Musterstaat gelten konnte, aber er entsprach den Zeitverhältnissen. Schwerfällig zwar, doch geregelt und gesichert bewegte sich die Staatsmaschine, und kann man heute nicht genug des Tadels, des Spottes und der Verachtung auf jene Regierungsweise werfen, so will ich erst, ehe ich in diese Deklamationen einstimme, abwarten, ob und wie die bisher angestellten Versuche, die Lage zu verbessern, auch gelingen. Damals war man bemüht, jedem Kronlande seine Autonomie, seine eigenthümlichen Einrichtungen zu bewahren: „Divide et impera,“ hieß es, sei der Wahlspruch, mit dem man das Ganze zusammenhalten wolle; jetzt war das Losungswort das: „Viribus unitis“ geworden, welches die Gesammt-

monarchie wie ein Band umschlingen sollte. Unter Kaiser Franz bestand statt einer allgemeinen, sich über alle Provinzen erstrecken=den Verfassung Etwas, das man, weil das Kind doch einen Namen haben mußte, mit dem Worte: „System“ bezeichnete; seine Gegner nannten es scherzweise: den aufgeklärten Despotismus, die glückliche Knechtschaft. Dieses System hielt der Kaiser, selbst der erste Büreaukrat seines Landes, mit strenger Consequenz fest; er konnte aber nicht, ungeachtet seiner rastlosen und gewissenhaften Thätigkeit, immer alles übersehen, und es entging ihm über dem kleinlichen Detail nicht selten der richtige Ueberblick des Ganzen. Es machte sich deßhalb der Beamtenstand mit jedem Jahre breiter und unent=behrlicher. Man werfe nur einen Blick auf den damaligen Hof= und Staatsschematismus, welche Masse von Angestellten, mit denen man füglich den halben Erdkreis hätte versehen können! Man spreche nicht vom Einflusse der Aristokratie; waren auch die höchsten Stellen von ihr besetzt, so hatte der Adel an sich doch keine poli=tische Bedeutung in der Monarchie, und konnte nur durch die Per=sönlichkeit seiner Mitglieder, etwa auch auf seinen Herrschaften oder bei den Provinzialständen wirken. Der eigentliche Schwerpunkt lag demnach in der Büreaukratie, und sie wußte ihre Macht ge=hörig zu ihrem Vortheile auszubeuten. Und dennoch wüßte ich, so vielen ehrenwerthen und fähigen Männern in jedem Fache ich auch begegnete, keine einzige hervorragende, anerkannte Capacität aus jener Epoche zu nennen.

Jenes „System“ nun durchdrang alle Zweige der Administration. Die Finanzen hatten sich seit 1815 während des langen Friedens und durch allerlei Ersparnisse gehoben, um bald wieder neuen Schwankungen anheimzufallen. Handel, Zoll, Mauth, Polizei=wesen waren nicht gut bestellt, Unterricht, Censur ließen viel zu wünschen übrig, überall gab es Schäden, die man nicht auszu=bessern, Mängel, denen man nicht abzuhelfen, Mißbräuche, die man nicht zu berühren wagte. Begreiflicher Weise litt die Armee

am meisten unter diesen Verhältnissen, und da wurde denn auch das Sparsystem am rücksichtslosesten durchgeführt. Blieb sich auch der Geist des braven Heeres immer gleich, so hatte es doch mit Uebelständen und Gebrechen zu kämpfen, welche das durch Ueberschwemmung bald aufgehobene Uebungslager (1828 bei Baden) nur allzu sichtbar aufdeckte.

Dennoch wäre es unbillig, neben diesen offenbaren Mißständen das viele Gute zu verkennen, welches eine Regierung mit sich brachte, die man in mancher Beziehung wohl eine väterliche nennen konnte. So viel die gewisse Bevormundung auch Beschämendes und oft Vexatorisches enthalten mochte, so entsprach sie doch dem Geist der öffentlichen Meinung, welche sich durchaus nicht um Staatsangelegenheiten bekümmerte; um desto größer war die individuelle Freiheit, mit welcher man sich, wie in wenigen anderen Staaten, bewegte, und die in Ungarn vollends ihren höchsten Grad erreichte. Die Polizei war mehr überwachend und neugierig, als lästig, und wenn das von ihr erstrebte Ideal: eine allwissende Vorsehung im Kleinen zu werden, auch viel Geld kostete, so erdrückte sie doch nie bei öffentlichen Vergnügungen oder durch Einmischung in Familienverhältnisse. — Sehr viel wurde auf wissenschaftliche Gegenstände, auf Geschichtskunde, Statistik, naturhistorische Sammlungen u. dgl. verwendet. Was für das Recht geschehen, davon zeugen die Gesetzbücher, unstreitig von den besten, die man kennt; die Pflege der Arzneikunde aber war in vortrefflichen Heilanstalten vertreten, und ebenso für das Armenwesen gesorgt. Industrielle Unternehmungen, neue Erfindungen wurden unterstützt, der Verkehr durch Dampfschifffahrt, großartige Straßenanlagen u. dgl., die Kunst beschützt. Alles geschah aber ohne Geräusch, beinahe unbemerkt; es schien, als ob sich dieß von selbst verstehe, und die Regierung, wie sie für jeden Tadel empfindlich war und ihn scharf rügte, machte auf der anderen Seite auch auf keine besonderen Lobeserhebungen Anspruch. Hieraus entsprang

eine gewisse Geheimthuerei, welche oft mehr den Machthabern, als den Regierten schadete. Hatte sich der Kaiser die möglichst lange Erhaltung des Bestehenden zum Hauptzwecke seines Wirkens gemacht, so fand er sich in seinem Widerstand gegen alle Neuerungen um so mehr bestärkt, als er rings um sich her Reiche fallen, Dynastieen wechseln und allenthalben politische Verwirrung entstehen sah. Er mißbilligte das Streben nach einem nie zu verwirklichenden Ideale vollkommener Einrichtungen und wollte sich den tyrannischen Anforderungen einer modernen Staatsweisheit nicht fügen. Doch der Gährungsprozeß, welcher ganz Europa in seinen Grundtiefen erschütterte, durchdrang auch die Einzelntheile der Monarchie. Man suchte diesen Uebeln entweder entschieden mit bewaffneter Hand zu begegnen, wie in Italien, oder kündigte ihnen einen stillen Krieg an. Beide Auskunftsmittel trugen aber lediglich nur die Natur von Palliativen, und hierin lag die eigentliche Schwäche des Systems.

Was nun die damalige Lage der Kronländer betrifft, so war sie eine sehr verschiedene, in einigen wenig erfreulich. Während die deutschen Erblande im Ganzen ruhig und zufrieden nur unter Steuer- und anderen Lasten litten, welche nicht immer im Verhältniß zu den Erwerbsquellen standen, hatten sich in Italien die Nachklänge des Jahres 1821 noch nicht verloren und war auch in Galizien stets Zündstoff genug vorhanden. Am beunruhigendsten gestalteten sich aber die Zustände in Ungarn und den angrenzenden östlichen Ländern, auf die sichtbar jede Bewegung in der Türkei einwirkte. Es gab sich während des Landtags — 1825 bis 1827 — zu Preßburg ein steigender Geist der Opposition, ein Unabhängigkeitssinn kund, der von einigen allzu üppigen, ehrgeizigen oder von Demagogen mißbrauchten Magnaten ausging.*) Als mir daher bei einigen lärmenden Sitzungen herausfordernde

*) Erinnerungsblätter S. 23 bis 35.

Reden, ein gereizter Ton auffielen, war ich auch Zeuge des Schlusses des Landtags durch den Kaiser selbst — August 1827 — bei dem laut und unverhohlen die Beschwerden und Wünsche zur Abhülfe ausgesprochen wurden. Es war dieß die keimende Saat, aus der die Früchte hervorgehen sollten, welche wir jetzt genießen. Doch blieb es noch bei kleinlichen, oft lächerlichen Demonstrationen, in denen die Ungarn Meister sind, und während Einige tobten, nationale Sprache, Trachten, Gebräuche und veraltete Gesetze wieder hervorsuchten, hatten wenigstens die Anhänger der Regierung und die Kronbeamten Muth und Kopf noch nicht verloren. Böhmen und Mähren waren augenscheinlich begünstigte Länder. Es verband sich da eine sich immer mehr ausdehnende, vielgestaltete Industrie mit dem reichen Segen des Bodens. Die Mehrzahl der Beamten war jenen Provinzen entnommen.

Was soll ich nun von dem Geiste und den Sitten des Volkes, dem öffentlichen Leben und Treiben in Wien während der Jahre sagen, welche der Julirevolution unmittelbar vorangingen? Als hervortretende Merkmale können Genußsucht und Gedankenlosigkeit bezeichnet werden. Es war das Wien, welches sich allen nur denkbaren Freuden hingab, das Wien, das ein neues Stück im Burgtheater, ein von Duport in Scene gesetztes Ballet, eine Posse von Raimund, irgend ein „Spektakel“ in fieberhafte Bewegung setzen konnte, das Wien, das im Winter einem großen Tanzsaale glich, selbst in Eispalästen, in deren Wänden sich Tausende von Kerzen abspiegelten, wie toll raste, das in der schönen Jahreszeit mit kindischer Neugierde zu den Wettrennen, Feuerwerken und Ausstellungen lief, mit einem Worte, das Wien der wahren Praterzeit! — Man überließ die Schlichtung der Welthändel der Staatskanzlei, bekümmerte sich wenig um Politik und die Leute, die „da hinten in der Türkei“ sich schlugen; auch

die Zeitungen, in ihrer trockenen Einförmigkeit, regten nicht an. Man hielt sich an das Zunächstliegende, und da waren es denn die Stadtneuigkeiten, welche vom Frühmarkte aus — gleichsam ihre Börse — sich in alle Häuser verbreiteten. So sprach man Wochen lang von dem Adelsmarschalle Jaroczincki, der seinen früheren Lehrer, den alten Priester Plank, in dessen Wohnung ermordet und beraubt hatte, und das ungewohnte Schauspiel, einen Edelmann hängen zu sehen, zog halb Wien nach der „Spienerin am Kreuze“. Der Pole selbst aber glaubte noch bis zum letzten Augenblick, an Rußland ausgeliefert zu werden.

Kunst und Literatur flößten nur in geringem Grade Theilnahme ein; Bücher wurden nicht übermäßig viel gelesen, die Leihbibliotheken nicht überlaufen und die Gemäldegallerieen waren meistens leer. Man fand überhaupt jede Störung dieses traumähnlichen Lebens unbequem, und sprühten auch hier und da Geistesfunken auf, so wurden sie wenig beachtet und verpufften bald in der dumpfen, nur für sinnliche Eindrücke empfänglichen Atmosphäre. Die Belletristik selbst war nur spärlich vertreten: Hammer gab manchmal aus der Fundgrube seiner orientalischen Schätze „Gaselen“ zum Besten; L. Pyrker sang seine epischen Lieder, Fr. Schlegel's Muse aber war verstummt. Grillparzer hatte seine Glanzperiode schon hinter sich, dagegen erfreute Zedliz mit den Todtenkränzen, der nächtlichen Heerschau, seinen Dramen und Gedichten. Einige angehende Talente schlossen sich diesem lebensfrischen Dichter an. Castelli, G. Seidl u. A. pflegten mit Glück die Volkspoesie; reizende Verse in österreichischer Mundart entflossen ihrer Feder. Auch der Humor blieb nicht aus und die Wiener Witze, deren Verfasser meist unbekannt blieben, gingen von Mund zu Mund; ich versäumte sie niederzuschreiben, bereue es jedoch nicht, denn solche Geistesblitze zünden nur im Augenblicke, verlieren aber, gesammelt, ihre eigentliche Wirkung. Zahllos war das Heer der Uebersetzer, besonders fremder Schauspiele. Unter ihnen nahm

Kurländer eine eigene Stellung ein; er wollte gern als Schriftsteller gelten, verarbeitete aber nur französische Lustspiele für's Burgtheater in sehr mittelmäßiger Weise. Beliebter waren seine musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltungen, zu welchen man sich drängte. — Nichts war damals häufiger, als die Klagen über die „Censur"; wäre ihre Scheere nicht, hieß es, oder die Furcht davor, welche Meisterstücke bekämen wir da nicht zu lesen! Aber siehe da! jener Druck verschwand und die erwarteten Resultate blieben aus. Es wurde viel Schlechtes, mancher Unsinn unter dem Schutze der Preßfreiheit zu Tage gefördert, aber das Beste in der schönen Literatur Oesterreichs erschien gerade während des Censurzwanges. Mit der geistigen wurde auch eine religiöse Richtung vermißt. Die Menge war nicht gottlos, gab sich nicht frevelhaften Lästerungen hin, aber es lag nichts Erwärmendes, Tröstliches in diesen Andachtsübungen, man ging aus Gewohnheit in die Kirche, wo nur selten ein begeisterter Kanzelredner die Gemüther anregte, und der Charakter der Gleichgültigkeit, welcher überall da hervortrat, wo es nicht auf stets wechselnde Befriedigung flüchtiger Genüsse ankam, beherrschte auch das religiöse Gebiet.

Die bildenden Künste waren weder glänzend bestellt, noch sorgsam gepflegt. Die Porträtmalerei stand oben an, und hier war der geniale Daffinger der Mann des Tages und der Mode, ihm zunächst Ammerling. Während Waldmüller, Ender, Fendi u. A. niedliche Genrebilder und Landschaften malten, waren größere historische Gemälde eine seltene Erscheinung. Auf den jährlichen Ausstellungen der Werke lebender Künstler in der Akademie machte sich gewöhnlich eine prosaische Mittelmäßigkeit breit. Man vermißte da zumeist die höhere Auffassung wie eine vollendete Technik. Die Bildhauer- und Baukunst hatte keine Gelegenheit, sich geltend zu machen; es wurden während dieser Periode keine Monumente, keine großartigen Werke der Architektur errichtet, und so blieb denn auch Wien, besonders dem damals so hoch aufstrebenden

München gegenüber, in diesen Zweigen der Kunst zurück. — Mit um so größerer Liebe wurde die Tonkunst, und zwar in jeder Form geübt. Die Kirche wie der Concertsaal, die Oper wie der Salon ertönten von bald ernsten und begeisternden, bald wieder von heiteren Weisen. Die beiden Musikheroen Wiens — Beethoven und Schubert — jeder groß in seiner Gattung, waren gerade aus dem Leben geschieden; sie wurden nicht ersetzt, doch pflanzte sich ihr Geist zugleich mit dem des unsterblichen Mozart fort, und der thätig umsichtige Musikverein pflegte und hegte diese glücklichen Anlagen. Kamen die öffentlichen Produktionen dieser Gesellschaft an Schwung und Präcision dem Pariser Conservatoire auch nicht gleich, so waren ihre Aufführungen immerhin verdienstlich, nicht selten im hohen Grade gelungen. Zahllos waren immer und viel besucht die Concerte durchreisender Künstler, doch keiner brachte die ungeheuere Sensation hervor, wie 1828 Paganini mit seiner Zaubergeige.*)

Wollte man das damalige Volkstreiben in seinen Schattirungen beobachten und kennen lernen, so war diese Umschau nach den verschiedenen Jahreszeiten einzutheilen. Der

Frühling,

wie allenthalben die Zeit der erwachenden Freude an der Natur, ein Fasching im Freien, ist in Wien nicht selten durch kalte Winde und unfreundliche Tage getrübt. Der meist sehr lange Winter macht auch hier noch seine Rechte geltend. Ostern ist das Fest, welches diese Grenzlinie bildet. Ihm gehen die ernsten Tage der Charwoche voran, wo sich eine mehr schaulustige, als andächtige Schaar zum Besuche der heiligen Gräber, zur Auferstehungsfeier drängt. Dann folgen sich rasch die Kirchenfeste mit weniger Pomp als im Süden, doch ihrer erhabenen Bedeutung nach würdig gehalten. Um diese Zeit bemerkt man in der Nähe

*) Erinnerungsblätter S. 110 u. f.

der St. Stephanskirche ein ungewöhnliches Treiben. Zahlreiche Fuhrwerke bedecken den Platz und die Straßen, Knaben und Mädchen, festlich geputzt, werden in langen Reihen in der ehrwürdigen Metropole aufgestellt. Es durchschreitet sie der Erzbischof, welcher in jedem Jahre in der Pfingstwoche an 15,000 bis 20,000 Kinder das Sacrament der heiligen Firmung ertheilt. Bei diesem Anlasse stellte ich mir immer auf's Neue die Frage, ob diese feierliche Handlung nicht auf eine andere, würdigere Weise begangen werden könne, als hier geschieht. Schon das zarte Alter, in dem man in der Regel gefirmt wird, läßt befürchten, daß eine so wichtige, im Glauben stärkende Feier in gedankenlosem Leichtsinn begangen werde. Der hier ausgestreute Same dürfte, wie im Evangelium, nicht immer auf fruchtbares Erdreich fallen. Die Eitelkeit, der Unverstand der Eltern trägt hieran wohl mehr Schuld, als das Benehmen der unzurechnungsfähigen Kinder. Es wird der großen Frage der Toilette mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als dem heiligen Akte. Die Mädchen zumal werden mit Bändern, Schleiern, Blumen, Spitzen u. dgl. wie zu einem Balle geschmückt, und ärmere Kinder sehen beschämt oder neidisch auf diese kleinen Modepuppen. Nicht selten wird man daher auf der Straße von ganz unbekannten Kindern mit der Bitte angesprochen, sie zur Firmung zu führen; sie hoffen dadurch ein Geschenk zu erhalten. Ist nun unter fortwährenden Zerstreuungen die erhabene Handlung zu Ende, so beginnen die herkömmlichen Freuden, mit denen sich die jugendliche Phantasie schon Wochen lang voraus beschäftigte, ja es scheint, als ob die Befriedigung der Schau- und Eßlust die Hauptsache sei, die Firmung aber nur nebenbei, wie zufällig, abgethan werde. Alle die Kinderwelt anziehenden Belustigungsorte sind überfüllt; man spielt, tanzt, scherzt, die Methhütte im Prater wird förmlich belagert, ganze Berge von Backhändeln, Eimer von Kaffee und Bier verzehrt. Gewöhnlich werden die Kinder dann auch noch in die Vorstadt-

oder Sommertheater geführt. Welche Eindrücke die Jugend, deren Stirne erst noch mit dem heiligen Oele gesalbt wurde, von dem Genusse dieser frivolen Vergnügen mitnimmt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Nicht als ob man in mürrischer Laune der frohen Jugend vom Lande diese Unterhaltung nicht gönne; weßhalb aber gerade diese Zeit dazu wählen? Wohl müssen die sehr wünschenswerthen Veränderungen bei diesen Uebelständen auf große Hindernisse stoßen, weil sonst die erleuchteten Kirchenfürsten der Wiener Erzdiöcese gewiß Abhülfe getroffen hätten.

Den Schluß der Kirchenfeste im Frühjahre macht die feierliche Frohnleichnamsprozession, welche immer bei der ganzen Bevölkerung die lebhafteste Theilnahme erregt.

Mit dem 1. Mai begannen sodann die weltlichen Freuden. Eine geputzte Menge versammelte sich zum Frühstück im Augarten und belebte dessen sonst so verödeten Alleen. Dann sah man dem Wettrennen der herrschaftlichen Läufer zu, ein widerwärtiges Schauspiel, das glücklicherweise mit den Läufern selbst abgeschafft wurde. Keuchend gelangten diese armen Leute und todtenblaß an's Ziel, um dann sich mit dem mühsam zusammen gebrachten Gelde in Wein zu berauschen. Nachmittag war eine jener großen Praterfahrten, wo eine unabsehbare doppelte Reihe von Wagen sich vom Graben in der Stadt bis zum Ende der großen Allee hinzog. Langsam nur erreichte man das Ziel, um den Kreislauf auf's Neue zu beginnen. Kein Wagen, selbst nicht der sechsspännige des Kaisers, durchbrach die Reihe. Während in der Reiterallee die elegante Welt ihre englischen Pferde tummelte, wogte eine unzählbare Menschenmenge durch die Jägerzeil der grünen Insel zu. Jeder Stand fand hier die Freuden seiner Wahl; die Einen führten ihre neuen Wagen vor, die Damen trugen ihre Toiletten zur Schau, Andere gafften oder kritisirten, wieder Andere erfreuten sich an der Musik, an den Schaubuden, oder labten sich in den Kaffeehäusern des Wurstelpraters. Die überall geschäftige, aber nirgends

störende Polizei hielt Ruhe und Ordnung. Alles athmete Lust, Alles begrüßte sich lächelnd, und während die feine Welt sich auf ihre Art vergnügte, tönte das frohe Getümmel, das verworrene Getöse von Gesang, Jubel und der betäubenden Musik der Ringspiele herüber. Und über all diesem bunten Treiben wölbte sich ein grünes Dach voll duftender Kastanienblüthen, dehnte sich zu beiden Seiten ein Teppich üppiger Wiesen aus, auf dem friedlich das schöne Damwild weidete, während die untergehende Sonne die nahe Stadt und ihre Kuppeln vergoldete. Zögernd kehrte man, wenngleich müde, doch voll der freundlichsten Eindrücke zurück.

Später kamen die Pferdewettrennen an die Reihe, eine englische, hier auf fremden Boden verpflanzte Sitte, oder vielmehr Unsitte, welche nie recht gedeihen wollte; die Menge fand nicht Geschmack an einem Vergnügen, das zu einer wahren Qual für Menschen, wie für die armen Thiere wurde, und überließ die Sache denn theilnahmlos dem frivolen Modetreiben und einer schnöden Gewinnlust. Dazwischen wußte man die Genüsse in der freien Natur mit den städtischen Vergnügen zu vereinigen, denen man noch nicht ganz entsagt hatte; von Landpartieen, Piknits und Wasserfahrten kehrte man zur italienischen Oper zurück; improvisirte Bälle im Freien wechselten mit Routs u. s. w. Von dem glänzenden Flore der Blumen und Pflanzen begab man sich zu der nützlicheren, aber weniger duftenden Viehausstellung; nach den Gemälden besah man sich die Erzeugnisse der Industrie. Doch bald nahm die Stadt eine andere Physionomie an, als im

Sommer

Hitze und Staub die vornehmen und reicheren Leute vertrieben. Sie bezogen ihre Herrschaften und Villen, oder reisten in die Bäder. Doch blieb damals, mehr als jetzt, der Beamten- und Mittelstand in der Stadt zurück, sich mit bescheideneren Sommerfreuden begnügend, und hier war es denn wieder der Prater, der fortwährend

seine Anziehungskraft übte, während die unteren Klassen dem beliebten Lerchenfeld treu blieben. Dazu kamen zahllose Kirchweihen und andere Volksfeste, unter denen das in der Brigittenau den ersten Rang einnahm. Gegen hunderttausend Menschen bewegten sich da während drei Tagen und Nächten unter freiem Himmel. Da diese großartigen Volksorgien nun aufgehört haben, so will ich auch durch eine nähere Beschreibung sie nicht wieder aufleben lassen. So wenig aus manchen Gründen ihr Verschwinden zu bedauern ist, so ging doch mit jenem „Kirchtag" ein charakteristisches Stück des „alten" Wien verloren.

Unter den Umgebungen wurden immer jene reizende Thäler besucht, welche sich im Wiener Wald bis zum Schneeberg hinziehen, vor allen: Dornbach, die Brühl, Baden, Gutenstein. Auch Laxenburg war seines herrlichen Parkes wegen ein Lieblingsausflug in einer Zeit, wo man die schöne Natur noch nicht in weiter Ferne aufsuchte. Baden aber war Wien auf ein kleineres Terrain verpflanzt, Wien mit seinen Toiletten, Equipagen, seinem Geklatsche, statt des Praters das Helenenthal. Eigentliche Fremde fanden sich da nur selten, die Unterhaltungen waren mäßig, und das gemeinschaftliche Baden in dem heißen Schwefelpfuhl eben nicht einladend. Den eigentlichen Glanzpunkt der Saison bildete die wenigen Wochen, welche der Kaiser Franz jährlich dort verlebte. Auch der Aufenthalt seiner beiden Brüder, des Erzherzogs Karl in der romantisch gelegenen Weilburg, des Erzherzogs Anton in seinem Blumengarten, dann einige gastfreie Häuser brachte mehr Leben in die etwas einförmige Badeexistenz. So zog sich der Sommer mit seinem brennenden Pflaster, dem ausgetrockneten Glacis und der Atmosphäre von Staub und Dunst dahin, um im

Herbste

der Weinlese und dem „Heurigen" zu weichen. Diese Jahreszeit wird gewöhnlich durch die Wallfahrt nach Maria-Brunn eingeleitet

dann folgen die größeren Feldübungen der Garnison mit dem Geschützesdonner und den Kirchenparaden, endlich die Feuerwerke Stuwer's und der Artillerie u. s. w.

Damals war der Fiaker noch in voller Blüthe. Diese derbe, oft unverschämte, aber nicht selten gutmüthige und originelle Klasse von Menschen beherrschte den Platz innerhalb den Linien; nur vor diesen waren die bescheidenen „Zeiselwagen" aufgestellt. Doch plötzlich entstanden in der Stadt die unförmlichen Stellwagen, die Vorfahren der Omnibus, und machten sich immer breiter, endlich suchten selbst die nicht sehr zierlichen Droschken, Cabriolets, Confortables, und andere wie immer genannte Einspänner, später die eleganten, schnell dahinsegelnden Fiaker zu verdrängen. Kein Fiaker irgend einer Stadt aber kommt dem Wiener gleich. Sie sind von einer ebenso erprobten Ehrlichkeit, als kühne und zugleich sichere Pferdelenker. Mit dem

Winter

machten die fünf vernachlässigten Theater wieder ihre Ansprüche geltend. Das kleine Burgtheater faßte kaum die heranziehende Zahl seiner Verehrer; Oper und Ballet hatten wieder ihre besonderen Freunde, und die drei Vorstadtbühnen konnten selten den ungestümen Anforderungen nach Neuigkeiten genügen. Ich habe von jeher den Leistungen des Burgtheaters die größte Theilnahme zugewendet, und von Zeit zu Zeit, in einem Zwischenraume von je 10 Jahren — 1826, 36, 46, 56 — die Schauspieler, wie das Repertoire einer eingehenden Besprechung unterworfen. Ich gebe ihm aber deßhalb vor allen anderen deutschen Bühnen den Vorzug, weil sich da ein gewisser Geist gebildet und fortgepflanzt, die größte Sorgfalt auf alle Einzelnheiten verwendet, jede dem Schau- oder Lustspiele fremde Gattung ferne gehalten, der Künstler aber nur immer in seinem eigenen Fache beschäftigt wird. Die Epoche von der ich gerade spreche, war keine günstige, die guten früheren Schauspieler waren noch nicht durch jüngere Kräfte

ersetzt; wohl traten der alte Koch, Krüger u. a. noch auf, doch n
Korn, Anschütz und die Schröder genügten; dabei waren auch de
Repertoire gar zu enge Grenzen gezogen. Die Oper war ni
auf gleicher Höhe, und Duport, der Pächter des Kärnthnerth
theaters, hatte früher mit seinen Füßen mehr geleistet, als mit de
dramatischen Kommandostabe. Man fand, daß seine eigene Ka
sich in dem Grade fülle, als die Vorstellungen dürftig ausgestat
waren. Doch war es die Blüthezeit der Tanzkunst: den unv
meidlichen Namen der Vestris und Taglioni gesellten sich jene I
Dupuis, Brugnoli u. a. bei, ja selbst die Schwestern Elsle
noch nicht so weltberühmt, wie später Fanny, entzückten die Wien

Bei der Oper kehrte denn jährlich der Streit über die Fr
wieder, welcher Oper, der deutschen oder italienischen der V
rang gebühre? Da dieß Geschmacksache, wäre es wohl thöricht,
darüber zu ereifern. Wahr ist, daß die italienische entschied
Vorzüge hatte, und ihre, mehr die Sinne als das Gemüth erg
fenden Töne immer enthusiastische Bewunderer fanden. Dabei wa
Lablache und die Pasta Sterne erster Größe. Jener gewal
Bassist, gleich begeisternd als Mime und Sänger, gleich unerre
im tragischen, wie im heiteren Genre, dann die Pasta, mit D
wie eine antike Gemme geschnittenen Profile; wer wird sie
leicht vergessen? Endlich David, Donzelli, Rubini, welche Teno
Rossini beherrschte als entschiedener Liebling die Bühne, und
schüchtern trat der weichere Bellini mit seiner ersten Oper a
Der deutschen Oper standen keine so glänzenden Kräfte zu Geb
und überdieß quälten sich die einheimischen Sänger mit den Wer
französischer und italienischer Komponisten ab; in den ersteren
mißte man das feine Spiel, bei den letzten konnten sie eine V
gleichung mit den welschen Kehlen nicht aushalten. Dadurch
raubten sie sich selbst eines Theils des Beifalls, und erst später keh
man wieder von Auber, Donizetti, Herold u. a. zu Mozart, We
und der vaterländischen Gattung zurück.

Das Theater an der Wien war, nach mancherlei Schicksalen, von dem damals gerade aus München übersiedelten Direktor Karl gepachtet worden. Es gelang ihm Anfangs nicht, durchzudringen; erst nach Jahren gewann er jene komischen Elemente, welche die abgeschmackten Melodrame, wie seine schon veralteten Staberliaden ersetzten. Die Josephstädter Bühne, stets ein Stiefkind der Wiener, konnte ihr Dasein nur durch wirklich allerliebste Pantomimen fristen. Die größte Anziehungskraft übte aber das „Kasperltheater,“ und Jeder trug gerne seinen „Scheingulden“ zu den dunklen Räumen, um sich einen heiteren Abend zu verschaffen. Jeden Tag spielte entweder J. Schuster oder Raimund, doch nie beide zusammen. Sie wurden von der kecken, aber unvergleichlichen Krones, der schönen Jäger, von Korntheuer u. a. trefflich unterstützt, und Raimund's unnachahmliche Zauberpossen brachten immer wieder neues Leben in diese Volksbühne, welche in ihrer Originalität, wie in ihrer Anspruchlosigkeit, später nie mehr ihres Gleichen fand. — Der Advent, die Fasten waren die eigentliche Zeit der Concerte, welche sich in einem beinahe ermüdenden Kreislaufe stets wiederholten.

Je näher die Weihnachtstage heranrückten, um so lebhafter wurde es auf den Straßen, desto besuchter wurden die Boutiken, und nicht nur auf die Kinderwelt beschränkten sich die Bescherungen, auch Erwachsene beschenkten sich gegenseitig. Doch drang diese norddeutsche Sitte nur bei den höheren Ständen durch, das Volk, die Bürgerwelt hängt noch immer an ihrem heiligen Nikolaus und dem Knechte Ruprecht, der natürlich nicht fehlen darf. Gegen den Neujahrstag nimmt das Gedränge, das Fahren zu; die Kaufläden sind wie belagert, die Häuser werden von Glückwünschenden einche erstürmt. Dem Unfuge dieser, mit den lästigen Trinkgeldern verbundenen Neujahrsgratulationen konnte selbst durch die Enthebungskarten nicht abgeholfen werden. Gestalten, welche man sonst nie sieht, gratuliren mit leeren Händen, in der Absicht

sie zu füllen, und ganze Schaaren von Bedienten klopfen an die Thüren, um sich für die Einladungen ihrer Herrschaften bezahlt zu machen — ein völlig weggeworfenes Geld — und so folgt auf die Weihnachtsfreuden ein Heer von Neujahrsleiden, welche dasselbe nicht selten mit übler Laune antreten lassen.

Im Fasching herrscht Terpsichore unumschränkt; man hat nur Sinn für den Tanz, und selbst Maskenzüge oder andere öffentliche Späße sind nicht häufig. Die Bälle selbst aber sind unter einander beinahe so verschieden, als die Säle, in welchen sie abgehalten werden. Unter diesen war ehemals der Apollosaal der beliebteste; doch sah ich nur noch geringe Spuren seines früheren Glanzes. Durch eine kleine Thüre und schmale Treppe gelangte man zu einer Art Terrasse, von der man erst den Saal überschauen konnte. Der Anblick war überraschend, denn auf dem, sich im Dunst und Lichtermeere in unabsehbarer Länge verlierenden Tanzboden trieb sich eine bunte, verworrene Masse in toller, wirbelnder Bewegung umher. In zahllosen Nebenzimmern wurde gezecht, gejubelt, gesungen, geraucht und eine betäubende Musik übertönte vergebens das geräuschvolle Treiben. Doch verschwunden waren die kühlenden Wasserfälle, die geheimnißvollen Grotten, die magisch beleuchteten Haine und all die gepriesenen Wunder einer früheren Zeit. Die Tänze selbst boten wenig Abwechselung, beinahe immer der unvermeidliche Walzer; doch tanzte der ehrbare Bürger noch hie und da mit seiner Ehehälfte ziemlich gravitätisch den „Monfrin", gleichsam das letzte Ueberbleibsel des Menuets, das sich sonderbar genug gerade bei'm Volke am längsten erhalten. Die Erinnerung an alle diese Herrlichkeiten lebt jetzt, da sich der Saal in eine Fabrik verwandelt, nur noch in den „Apollokerzen" fort.

Die Maskenbälle in Wien zeichnen sich von anderen ihrer Art nur dadurch aus, daß man da nicht tanzt und so wenig Masken und Kostüme als möglich erscheinen. Einige vermummte Gestalten verschwinden beinahe in der Masse der nicht Belarvten,

und das Flüstern der nur selten geistreich intriguirenden Masken wird bei der rauschenden Musik oft kaum gehört.

Zieht somit jede Jahreszeit mit ihren besonderen Erscheinungen an uns vorüber, so sind es auch immer wieder einzeln vorübergehende Dinge, welche die schaulustige Menge fesseln. Da sind denn die Ordensfeste, wie jenes des goldenen Vließes, wo der Kaiser als Großmeister die neuen Mitglieder aufnimmt, welche in der Tracht Philipps des Guten erscheinen, oder es werden in der Deutschordenskirche, im Johanneshof Edelleute zu Rittern dieser beiden geistlichen Orden geschlagen. Dann ist es wieder die feierliche Auffahrt eines Botschafters bei Hofe, oder das militärische Gepränge eines Leichenzuges u. dgl. m. Aber auch ein neuer Circus, Vorstellungen aus dem Zauberreiche und ähnliche Ankündigungen, selbst das Eintreffen der ersten Giraffen konnte nicht minder lebhafte Theilnahme erwecken.

Es tritt uns somit im Ganzen aus diesem Bilde immerhin eine Art kleinstädtischen Lebens entgegen, dem man sich nie völlig entziehen konnte. Dazu trug wohl am meisten der engbegrenzte Raum der inneren Stadt selbst bei, während jede der ausgedehnten Vorstädte wieder selbst für sich eine eigene Stadt bildete. Die neueste Erweiterung wird wohl hierin auch gar Manches ändern.

Während dieses vierjährigen Aufenthaltes machte ich einige größere Reisen, besuchte die grüne Steyermark mit ihrer reizend gelegenen Hauptstadt, welche die Franzosen „La ville des Graces aux bords de l'amour" nannten, sah das inmitten der üppigsten Alpenwelt sich erhebende Salzburg und kehrte über das damals noch wenig bekannte Ischl zurück. Bei der erhabenen Natur, welche uns da rings umgibt, war man dem eigentlichen Gebirgsleben treu geblieben; Gasthöfe, Wagen, Spaziergänge, selbst die Preise noch sehr primitiv; nur ein Luxusartikel ließ die hereinbrechende

Civilisation ahnen: das eben erbaute kleine Theater, zu dem man sich jedoch in Ermangelung von Sitzen seinen Stuhl selbst mitbringen mußte.

Im September 1828 wohnte ich in Mannheim der Vermählung meines Bruders bei und brachte einige glückliche Wochen meines Urlaubs im väterlichen Hause zu. In Freiburg fand ich den ersten Erzbischof, — Bernhard Boll — welcher meiner Schwägerin und mir die heilige Firmung ertheilte. Wir hatten es nicht zu bereuen, diesen erhabenen Akt unserer Religion jetzt erst begangen zu haben, da wir den Ernst und die tiefe Bedeutung desselben besser erfassen konnten, als dieß gewöhnlich in jugendlichem Alter geschieht.

In Karlsruhe wohnte ich der feierlichen Grundsteinlegung des Karl-Friedrich-Monuments durch Großherzog Ludwig bei, den ich bei diesem Anlasse zum letzten Male sah. Auch ahnte ich nicht, wie sehr ich mich einst bei der Ausführung des Denkmals betheiligen würde, das erst 16 Jahre nachher vollendet werden sollte.

Im Sommer 1829 endlich war ich in den vier böhmischen Bädern, von welchen jedes, so eigenthümlich in seiner Art, Stoff genug zu Beobachtungen bietet. Ueberall traf ich zahlreiche Bekannte, in Franzensbad die angenehmste Gesellschaft; ich wurde da von dem Großherzog von Sachsen-Weimar in der freundlich gnädigen Weise behandelt, die nur ihm eigen war, und in Karlsbad auch der ausgezeichneten Großherzogin Marie vorgestellt. In Töplitz war es das gastliche Schloß der Familie Clary, welches täglich die Gesellschaft vereinigte, oder zu Spazierfahrten in der reizenden Umgebung einlud. In Marienbad erregte unter den vielen Fremden die Wittwe und Tochter Iturbide's das meiste Aufsehen. Nur ein großer Wildpark trennt diesen Kurort von dem Metternich'schen Schlosse Königswart. In einer ziemlich rauhen, felsigen Waldgegend in jener Ecke gelegen, in welcher die Grenzen von Böhmen, Bayern und Sachsen zusammenstoßen, war

diese Herrschaft ziemlich vernachlässigt. Der Fürst, zum zweiten Mal Wittwer, war gerade anwesend, sah aber nur wenige Gäste. Er hatte für das Schloß die in ihrer Art einzige Sammlung des vormaligen Scharfrichters Huß von Eger angekauft, und der Mann selbst, der als Hüter angestellt war, wie sein Name erregten beinahe ebenso viel Interesse, als die Alterthümer und Raritäten, welche er vorzeigte. Auf dem Rückwege lag Prag mit seinen hundert Thürmen in dem Sonnenglanze eines Morgens vor mir, und als ich es in der Nacht wieder verließ, schwamm die Stadt, von der Höhe gesehen, in dem Schimmer einer Beleuchtung, welche dem abreisenden Kommandirenden, Grafen Gyulai, zu Ehren veranstaltet wurde.

Das Jahr 1830 begann ruhig, und kein Anzeichen schien die Stürme zu verkünden, welche die Zukunft in ihrem Schooße verbarg. Auch mich persönlich sollten seine Schicksalsschläge empfindlich treffen. Der Winter war durch eine ganz ungewöhnliche, strenge Kälte ausgezeichnet. Von Mitte November bis im März stieg der Thermometer nie über den Gefrierpunkt, und nicht selten waren Nächte von 20 und mehr Graden Kälte. Der Nothstand, die Krankheiten wurden aber noch durch die furchtbare Ueberschwemmung, welche der Eisgang der Donau in den nieder gelegenen Vorstädten bewirkte, vermehrt. Die Leopoldstadt, die Roßau u. a. m. glichen mit dem Augarten und Prater einem See, aus dem die Häuser hervorragten, deren Bewohner durch Kähne gerettet wurden. Die plötzlich hereingebrochene Wasserfluth ersäufte viele Menschen und Vieh in den Erdgeschossen, und die gewaltigen Eismassen zertrümmerten Gebäude, zerschnitten die stärksten Bäume wie Halme. — Das Wild des Praters schwamm, Hülfe und Nahrung suchend, in der Jägerzeil umher, — ich sah nie dergleichen. So groß wie der Jammer war aber auch das Bemühen, rasch zu retten, die Leiden zu mildern. Man sah

Erzherzoge in kleinen Schiffen nach den bedrängten Orten eilen, und Alles überbot sich im rühmlichen Wetteifer, durch reiche Spenden der Wohlthätigkeit so vielem Elende aufzuhelfen, Beiträge an Geld- und Kleidungsmitteln flossen von allen Seiten, Liebhaberconcerte, theatralische und andere Vorstellungen, vor Allem aber eine vom Damenverein veranstaltete Riesenlotterie im Redoutensaale brachten bedeutende Summen ein.

In den letzten Tagen des März erfuhren wir, daß der Großherzog Ludwig plötzlich vom Schlage getroffen, und bald darauf, daß er gestorben sei. Major von Amerungen brachte die Nachricht nach Wien, und ihm folgte der General von Stockhorn, um dem kaiserlichen Hofe den Regierungsantritt des Großherzogs Leopold anzuzeigen. Da gab es denn für die Gesandtschaft bewegte Tage. Eine weit betäubendere Todespost sollte mich noch gleich nachher treffen. Meine gute Mutter, zur Oberhofmeisterin der jungen Großherzogin Sophie bestimmt, wollte deßhalb nach Karlsruhe reisen. Doch in der Nacht zuvor starb sie unerwartet ohne vorhergehendes Leiden. Nur wer seine Mutter so wahrhaft geliebt und verehrt wie ich, kann diesen Schmerz, den ersten stechenden im Leben, erfassen! Einige Wochen früher war dieser vortrefflichen Frau ein naher Vetter, ein langjähriger Freund unseres Hauses, der Staatsrath von Roggenbach, vorangegangen. Dieser verehrungswürdige Mann gehört Jenen an, deren Leben keine Feder festhält, die aber in dankbarem Gedächtnisse Aller bleiben, die sie kannten. Geboren 1750, war er von einer zahlreichen Familie der einzige, überlebende Sohn, weßhalb denn er auch, in der Hoffnung ihn zu erhalten, „Adam" getauft wurde. Am Hofe von Pruntrut erzogen, wurde er später unter seinem Oheime, dem letzten regierenden Fürst-Bischof von Basel, angestellt, und verband sich mit einer ebenso verständigen, als schönen Frau seiner Wahl (H. von Reuttner-Weyl). Blühende Kinder umgaben das glückliche Ehepaar, als die Stürme der Revolution

Roggenbach aus dem Lande vertrieben und er in den 1790er Jahren bei Karl Friedrich freundliche Aufnahme fand, zuerst in Malberg, dann als Kreisdirektor zu Freiburg angestellt wurde. In beschränkten Verhältnissen, mit Sorgen jeder Art kämpfend, gründete er gewissenhaft das Glück seiner Familie, die mit liebender Verehrung an ihm hing. Wenn ihn seine vier Söhne, seine drei Töchter, alle wohlhabend und in ehrenvollen Stellungen, umstanden, konnte man nicht leicht ein schöneres Bild häuslichen Friedens sehen. Der jüngste Sohn, August, hatte sich im Jahre 1825 mit meiner Schwester Antonia vermählt, welche diesen Namen von ihrer Taufpathe, der Großmutter ihres Bräutigams und Tante meines Vaters, erhalten hatte. Fr. v. Roggenbach=Reuttner, seit einigen Jahren gelähmt und der Sprache beraubt, starb bald nachher. Bis zu seinem 80. Jahre verließ den edlen Vater Roggenbach nicht die christlich=philosophische Milde, die er mit einem freundlichen Ernste und einer nie ruhenden, immer nützlichen Thätigkeit verband. Sanft, wie er gelebt, starb er Gott ergeben!

Der Thronwechsel in Baden veränderte auch meine Dienststellung, und, unter Ernennung zum Kammerherrn und Legationsrathe, zu einer besonderen Mission nach Paris berufen, verließ ich bald darauf Wien. Die unverhoffte Trauerzeit warf noch einen trüben Schein auf diese letzten Wochen, mit denen mein erster, längerer Aufenthalt in Wien zu Ende ging. Nicht ohne ein, mit Freude und Wehmuth gemischtes Dankgefühl konnte ich auf eine Epoche zurückblicken, mit der voraussichtlich sich wohl die erste Hälfte meiner Lebensbahn abgeschlossen hatte!

Siebenter Abschnitt.

(1830 — 1832.)

Inhalt: Karlsruhe. Der neue großherzogliche Hof. Veränderungen und Eindrücke. Reise nach Paris. Abenteuer. Julitage-Anblick von Paris. Verlegenheiten. Marmont. St. Cloud und Rambouillet. Der König Ludwig Philipp und die Kammern. Tagesbegebenheiten und Meinungen. Der Herzog von Chartres. Der letzte Condé und sein geheimnißvoller Tod. Das diplomatische Corps und seine Haltung. Der Baron v. Ferrette. Politische Betrachtungen. Salons und der Cercle. Straßenscenen und Theater. Die Minister und ihr Prozeß. Die Männer des Tages. Rückkehr nach Karlsruhe. Fürstliche Vermählung. Zustand Deutschlands, polnische Revolution. Das Jahr 1831. Uebersicht. Vorgänge in Italien. Neunmonatliche Ständeversammlung in Baden. Die Markgräfin Amalie und die Prinzessin Auguste von Nassau. Der Herzog Karl von Braunschweig und sein Kammerdiener Bitter. Die Polen in Freiburg. Börne in Karlsruhe. Aufenthalt in Mannheim. Der Salon der Großherzogin Stephanie. Die Königin Hortense und Louis Napoleon. Ueberblick der politischen Ereignisse. Blaye. Die Schweiz. Das Hambacher Fest. Die Bundesbeschlüsse. Rückreise nach Wien.

In den Abendstunden des 1. Juni 1830 verließ ich Wien, um über Salzburg, München und Stuttgart nach Karlsruhe zurückzukehren, wo ich eine neue Welt finden sollte. — Selten wohl hatte eine Fürst die Regierung unter günstigeren Umständen angetreten, als Großherzog Leopold. Im kräftigsten Lebensalter stehend, nahm er durch männliche Schönheit, wie ein ungemein leutseliges Wesen ein. Ihm zur Seite stand eine durch liebenswürdigen Geist ausgezeichnete Gemahlin, und der schöne Familienkreis

war in den letzten Jahren noch durch zwei Prinzen vermehrt worden — Friedrich, geb. 9. Sept. 1826, der jetzige Großherzog — und Wilhelm, geb. Dezbr. 1829. Aber nicht nur Karlsruhe, auch das ganze Land jauchzte dem jungen Herrscherpaare zu. Die letzte Regierungszeit des alternden, ernsten Ludwig hatte vielfach erdrückend auf die öffentliche Meinung eingewirkt; es trat in ihm immer etwas mehr von den Eigenschaften hervor, welche in gewisser Beziehung an zwei bekannte, wenngleich in ihrem Charakter verschiedene, französische Könige erinnerten. — So sehr man auch seinen Vorzügen und Verdiensten gerne Gerechtigkeit widerfahren ließ, so fand man sich doch bei seinem Tode wie von einem beengenden Alpe befreit. — Großherzog Leopold hatte das frühere Ministerium mit der Aeußerung beibehalten, daß er sich zu glücklich fühle, solche Männer, denen er sein volles Vertrauen zuwenden könne, vorzufinden, um eine Aenderung eintreten zu lassen. Nur die nächsten Umgebungen vertauschte Leopold mit ihm angenehmeren Männern; einige Hofleute wurden ganz entfernt; Hennenhofer blieb. Nahm daher die Regierungsweise auch etwas mehr von dem sanfteren Charakter des neuen Herrn an, so wurde doch im Ganzen nur wenig geändert, höchstens, daß sich hie und da ein Nachlassen der bisher so streng und festgezogenen Zügel fühlbar machte.

In der politischen Welt hatte sich während des ersten Halbjahres 1830 — Frankreich ausgenommen — nichts von besonderer Bedeutung ereignet. Während Oesterreich mit Marocco einen Waffenstillstand schloß, bereitete sich Karl X. zu einem Feldzug gegen Algier vor, ein willkommener Vorwand, die ihm selbst drohenden Schicksalsschläge abzuleiten. So schnell und siegreich Bourmont auch diese Seefahrt und Eroberung vollbrachte, erreichte sie doch jenen Zweck nicht, und während französische Waffen an ferner afrikanischer Küste an dem Dey die von ihm dem Consul ertheilte Ohrfeige rächten, mußte der gute, alte Monarch die frisch errungenen

Lorbeeren bald darauf selbst mit in's Exil nehmen. Noch erinnere ich mich eines Abends aus jenen Tagen. Es war am 26. Juni. Auf Besuch bei der Großherzogin Stephanie in Umkirch, bestieg ich mit ihr den Hügel bei Munzingen, auf welchem sich die Kapelle erhebt. Von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, lag die herrliche Landschaft, von dem wundervollen Gebirgspanorama begrenzt, vor uns. Der silberne Rhein theilte die fruchtbaren Gefilde des Breisgaues und Elsasses und von den zahlreichen Dörfern tönten ringsum die Abendglocken zu uns herauf; Freiburg, Breisach stiegen mit ihren ehrwürdigen Domen aus der Ebene; eine tiefe Ruhe lag auf dem reizenden Gemälde — nur hinter den Vogesen thürmte sich ein dunkles Gewölke von unheimlichem Wetterleuchten durchzuckt, in seltsamem Contraste zu der Scene des Friedens, die vor unseren Augen lag. Da bemerkte die Großherzogin, in banger Vorahnung der Geschicke Frankreichs: „Ist dieß schwüle Gewitter, welches sich in verheerenden Blitzen zu entladen droht, nicht ein Bild der Zustände meines Vaterlandes selbst!" — Vier Wochen später ertönten die Kanonen auf den Barrikaden der Julitage!

Der Sommer verfloß in bewegter, heiterer Weise, und ich selbst war erfreuter Zeuge des häuslichen Glückes auf dem Throne, wie der gehobenen Stimmung im Lande, als ich in Griesbach mich der großherzoglichen Familie vorstellte, Freiburg besuchte, und einen Theil des Schwarzwaldes durchreiste. Von den frischen, stillen Thälern des Kniebis begab ich mich unmittelbar auf den von der Julisonne erhitzten Boden Frankreichs, traf am 25. — gerade am Tage der Ordonanzen — in Straßburg ein, und setzte die Reise im eigenen Wagen nach Paris fort. Die diplomatische Stellung, welche ich da einzunehmen bestimmt, war eine eigenthümliche; ich sollte dem 80jährigen Gesandten, Bailli v. Ferrette, den man nicht entfernen wollte, als Legationsrath zur Aushülfe beigegeben, zugleich aber auch, ohne daß er es wußte, als

selbstständiger Geschäftsträger bei dem damaligen Ministerpräsidenten Fürsten Polignac beglaubigt werden. Ich fuhr Tag und Nacht meiner neuen Bestimmung zu, ohne auf der langen, breiten Heerstraße einem Courier, einer Diligence oder irgend einem anderen Wagen zu begegnen. Als ich bei der gewöhnlichen Champagnerstation in Epernay Halt machte und dem Posthalter mein Erstaunen über diese auffallende Stille auf der sonst so lebhaften Route ausdrückte, fragte er mich: ob ich denn die Ordonanzen nicht kenne! und gab sie mir in dem neuesten Blatte zu lesen. Er fügte bei, daß seit dieser Zeit weder Reisende noch Posten angekommen seien und man Unruhen in Paris vermuthe. Während dieses Gespräches kam gerade die Mallepost, doch ohne Briefpaquete und Zeitungen, an. Sie brachte den ängstlich harrenden Bewohnern und mir die ersten Nachrichten von dem zu Paris ausgebrochenen Aufstande; der Condukteur hatte sich nur mit Mühe durch die verbarrikadirten Straßen winden, nichts von der Post mitnehmen können. Seine Schilderung war ebenso unvollständig als verworren. Ich fuhr nun mit keinem anderen Gedanken, als dem der zu erwartenden Ereignisse beschäftigt, fort; wohl hatte ich mir den Widerstand lebhaft gedacht, welchen die Pariser den Ordonanzen entgegen setzen würden, doch konnte ich nicht ahnen, daß dieß in so furchtbar nachhaltiger, blutiger Weise geschehen würde. Ich hatte nun Château-Thierry erreicht, und da ausgeruht, auch etwas am Wagen ausbessern lassen. Hier trafen nun auf kleinen Postkarren Mitglieder der Deputirtenkammer: Jacqueminot, Koechlin, Hartman u. a. ein, welche auf die erhaltenen Nachrichten nach Paris eilten. Sie riethen mir, besonders wenn ich Papiere für die Regierung Karls X. bei mir hätte, den Lauf der Begebenheiten vorerst außerhalb Paris ruhig abzuwarten. Doch wo war da Ruhe zu finden! Ungeduld, Neugierde trieb mich unaufhaltsam vorwärts. Allen Ortschaften hatte sich schon die Bewegung mitgetheilt; man suchte die alten Uniformen der Nationalgarden hervor,

und bewaffnete sich gewärtig beim ersten Winke gegen Paris zu marschiren. Indessen hatte der Wagenschmied, den Augenblick benützend, für seine kleine Arbeit 200 Frcs. verlangt, und ich mußte diese unverschämte Forderung bezahlen, weil der Maire erklärte, bei der steigernden Gährung der Gemüther mir nicht Recht verschaffen zu können. So ging es fort bis la Ferté; auch hier fand ich Alles elektrisirt; jede Arbeit war eingestellt; ganze Schaaren durchzogen singend oder lärmend die Straßen; Alles schmückte sich mit dreifarbigen Bändern, theils aus Lust, theils wohl auch um von der Menge nicht insultirt zu werden. Wie ich mich der Stadt Meaux näherte, vernahm ich von Westen her immer deutlicher den Donner der Kanonen; dort selbst traf ich eine Abtheilung der königlichen Garde-Kürassire, halb eingeschüchtert, halb in drohender Stellung, welche dem Volke noch imponirte. Doch als eine ungeheuere Tricolorfahne mit der ersten Pariser Diligence erschien, war des Jubels kein Ende; man umarmte, trank sich zu, der Rausch hatte auch hier begonnen. Die Truppen zogen sich langsam und ungehindert zurück. Ich erfuhr nun, daß der König zu Gunsten seines Enkels abgedankt habe, der Herzog von Orleans General-statthalter, die Ruhe in Paris augenblicklich hergestellt sei. In Bondy, der letzten Station, gab mir der Postmeister den Rath, meinen Wagen zu Paris bei einem bekannten Schmiede in der Vorstadt St. Martin unterzubringen. Den 30. gegen Abend erreichte ich endlich die Barriere. Der Empfang war kein freundlicher, vielmehr ein lebensgefährlicher.*) Nach einer viertelstündigen, betäubenden Verhandlung, aus der ich nur soviel entnehmen konnte, daß man mich für einen Ordonanzminister, einen Spion, was weiß ich! hielt, rettete mich die Geistesgegenwart des Postillions, und die von Freiheitsschwindel, Blut und Wein berauschten Proletarier folgten schreiend dem Wagen bis zu dem Hause des

*) Erinnerungsblätter S. 244.

Schmieds, der ihn versorgte, und welcher nun, mit seiner Bürgeruniform angethan, die thörichte Menge beruhigte, die sich endlich verlief. Man konnte ihr lange nicht begreiflich machen, daß, wäre ich eine verdächtige Person, ich Paris wohl in diesem Augenblick nicht betreten hätte. In der That verschwanden auch damals Polignac und seine Collegen in allen nur denkbaren Verkleidungen durch die Thore, und das Volk sah in jedem ankommenden oder abfahrenden Fremden einen Verräther. Bei solcher Aufregung wäre mir freilich die Untersuchung meiner Papiere, welche nicht für die gänzlich veränderte politische Lage der Dinge paßten, durch solche Hände sehr unerwünscht gewesen. Die ganz außerordentlichen Ereignisse aber, in die ich so unerwartet plötzlich hineingerieth, die ausnahmsweise Stellung, in welcher ich mich dem diplomatischen Corps von Paris gegenüber, außerhalb dieser Stadt befand, mein bizarrer Einzug selbst, der Empfang, der mir als dem ersten Extrapostreisenden nach der Katastrophe zu Theil wurde, all' dieß waren auf mich so mächtig wirkende Vorgänge, daß diese Eindrücke kaum von den Erscheinungen überboten werden konnten, welche mich in Paris selbst erwarteten. Da wegen der Barrikaden keine Wagen zirkuliren konnten, setzte ich mich zu Fuße nach der Rue Richelieu in Bewegung, aber auch hier war das Durchkommen nicht immer leicht. Omnibus und andere Wagen, Meubles aller Art hemmten mit dem aufgerissenen Pflaster die Schritte; auf verschiedenen Plätzen wurden Betten und andere Geräthe, welche man aus den Kasernen der verhaßten Soldaten und Schweizer geholt, verbrannt; Wilden gleich tanzten singend Männer, Weiber, Kinder um die Flammen; dazwischen trug man Tode oder Verwundete vorüber, sammelte für die „Schlachtopfer der Tyrannei." Auf den Boulevards mußte ich über die schönen Bäume steigen, welche auch der Freiheit zum Opfer gefallen waren, und fand in der Straße mein Hôtel nicht, weil der Eigenthümer feige den Schild: „Hôtel des Princes," als zu aristokratisch,

abgenommen hatte; als ich es endlich erfragte, wurde mir erst nach langem Läuten aufgethan. Ueberhaupt waren die Gewölbe nicht nur, auch Fenster und Thüren fest verschlossen, und die königlichen oder anderen fürstlichen Wappen, welche die Spießbürger früher so glücklich und stolz waren über ihren Laden befestigen zu können, wurden schnell durch dreifarbige Trophäen, oder die zwei Mosis-tafeln der Charte ersetzt.

So war ich denn vorläufig in dem sicheren Hafen der Ruhe angelangt, wenn der aufgeregte Zustand der Hauptstadt irgend Ruhe verheißen konnte. Leider habe ich es gerade wegen dieser mit jeder Minute wechselnden Auftritte versäumt, ein umständliches Tagebuch zu führen. Nur flüchtig zeichnete ich auf, was die Blicke, die Ohren mit Staunen stündlich aufnahmen. So hörte ich gleich bei dem ersten Erwachen vor meinen Fenstern den Tod des Marschalls Marmont ausrufen; das Volk aber nahm den Wunsch für die That. Sonderbares Geschick dieses Mannes, der 1814 als Verräther an der Sache Napoleons verschrieen, nun auch wieder von den Bourbonen mit dem Vorwurfe beschuldigt wurde, sie verlassen zu haben, während die liberale Partei ihm fluchte, und ihn aus Frankreich vertrieb, das er nie mehr sehen sollte. Marmont rächte sich für diese Ungunst der öffentlichen Meinung in seinen erst nach dessen Tode (1853) erschienenen Memoiren, in denen er, während er sich zu vertheidigen suchte, seine Gegner auf eine nicht immer zu rechtfertigende Weise angriff. Nach seiner Aussage hatte man ihn, den Gouverneur von Paris, in jenen entscheidenden Stunden ohne Weisung, ohne Hülfe und Rath gelassen, weder für die Verpflegung der Truppen, noch für den Schutz der Hauptstadt gesorgt; so sei er denn nach drei Tagen genöthigt gewesen, den zwecklosen Straßenkampf aufzugeben, um den königlichen Sitz in St. Cloud zu decken. Hier wurde er nun von dem Herzog v. Angoulême mit Schmähungen empfangen; er entriß dem Marschall den Degen, und verwundete sich selbst dabei in der Hand,

das einzige Blut, welches dieser damals kaum 50jährige Prinz für die Vertheidigung seiner Familienrechte vergossen! Während der altersschwache König, in beständiger Unwissenheit der wahren Sachlage erhalten, bei der ersten Nachricht ruhig seine Partie Whist fortspielte, nur an einen unbedeutenden Straßenauflauf, nicht an eine Revolution glaubend, während ein 10jähriger Knabe sanft und ahnungslos schlief, war es an dem Dauphin, sich für seine Dynastie zu schlagen, zu opfern; dafür zog er es vor, die von aller Hülfe entblößten Truppen und ihre Anführer zu beschimpfen, dann mit Karl X. abzudanken, und den traurigen Rückzug, geschützt von den braven Garden und treuen Schweizern, nach Rambouillet anzutreten. Die Dauphine, von der man sagte, daß sie allein den männlichen Muth in dem Hause Bourbon vertrete, war abwesend, und kam, aus einem Badeorte herbei eilend, gerade noch zu dem verhängnißvollen: „zu spät!" das man dem zögernden Staatsrathe des Königs entgegen hielt. Nun folgte eine Woche unglaublicher, peinlicher Ungewißheit; eine Masse von Maueranschlägen, fliegender Blätter verlangte in mehr oder minder gereiztem Tone, die Rechte des Volkswillens anrufend, bald Napoleon II., bald die Republik, bald das Haus Orleans. Es war ein verworrenes Geschrei, in dem die Stimmen, früher einig zum Umsturze, sich nun trennten, entzweiten, anfeindeten, wo es galt einen neuen Zustand zu gründen. Es findet sich nicht leicht eine geschichtliche Thatsache, welche in ihrem Ursprunge, in ihren Verzweigungen, wie in ihren Folgen so unverhüllt der Beurtheilung der Nachwelt vorliegt, wie diese seltsame Julirevolution. Wie gewöhnlich in solchen Fällen gab es auch hier Verführer und Verführte; während sich die letzteren aufopfernd voranstellten, genossen die vorsichtigeren Urheber die für sie gepflückten Früchte, verzehrten die für sie aus dem Feuer geholten Kastanien. Wahrhaft patriotische Begeisterung fand sich nur bei der Jugend, die, verblendet und todesmuthig, für vermeintliche Rechte kämpfte. Die anderen trieb Ehrgeiz, Habsucht

oder der Haß gegen die neue Ordnung, Neid gegen höher Geste[illegible]
Der s. g. Mittelstand, das Heer, die Republikaner waren [illegible]
Regierung feindselig; ihnen schlossen sich die nie ruhenden Sect[illegible]
an. Es entspann sich daher ein Kampf zwischen diesen Partei[illegible]
und während die Einen für die Ideen von 1789 schwärmten, u[illegible]
es abermals mit einer Republik versuchen wollten, während [illegible]
Armee, in der Erwartung neuer Lorbeeren und Beute, das A[illegible]
denken ihres Kriegshelden anrief, bereitete die ruhigere, aber mächt[illegible]
und in Ränken erfahrene s. g. liberale Partei sich einen siche[illegible]
Sieg vor. Sie war unstreitig in der Mehrheit, und von d[illegible]
kleinen Gewürzkrämer bis zu dem großen Bankier und Industriell[illegible]
der Millionen zählte, verschwor sich Alles zum Untergange de[illegible]
bevorzugten Klassen, schrie über Priesterherrschaft, Adelstolz, un[illegible]
trug der Regierung die Begünstigung nach, welche sie nach ihre[illegible]
Ansicht jenem Treiben gewährte. Im Namen der Freiheit wurde
daher nur mehr das Interesse einer anderen Schichte der Gesell=
schaft ausgebeutet, welche sich an die Stelle der Herrschenden setzen
wollte. Dieser Geist des Widerstandes wurde durch die Verhand=
lungen der Kammer, wie durch zahllose Tagblätter genährt und
verbreitet, und während der Philister seine politische Weisheit aus
dem Constitutionell schöpfte, erhitzte sich der Proletarier an den
zündenden Phrasen des National. Dabei ließ es sich nicht läugnen,
daß von Seiten der Regierung die ärgsten Mißgriffe begangen
wurden, und sie, rathlos, unentschlossen, bald, den Sturm zu be=
schwören, nachgab, dann wieder mit unbegreiflicher Strenge verfuhr.
Es fehlten eben damals noch die erst später gemachten Erfahrungen,
daß nur vollbrachte Thatsachen gelten, daß zuletzt immer nur
der Stärkere Recht behält, und um einen Staatsstreich zu wagen,
man vor Allem dazu gehörig vorbereitet und klug wie kräftig genug
sein müsse, um ihn auch mit Erfolg ausführen zu können.

Der Abend des 29. Juli fand die Sieger daher in nicht
geringer Verlegenheit. Um sich in dieser Noth zu helfen, rief man

die Kammern in größter Eile zusammen. Sie waren aber weder vollständig noch beschlußfähig; den unter ganz anderen Umständen gewählten Deputirten insbesondere aber fehlte jede Vollmacht, an der Charte so hochwichtige Veränderungen vorzunehmen. Es war in der Nacht vom 4. August; ein Gewittersturm zog über Paris und entwurzelte Bäume im Garten der Tuilerien — da veränderte jene Kammer in drängender Hast, ohne Mandat, eine Verfassung, für deren Heiligkeit und Unverletzlichkeit man sich drei Tage lang in den Straßen geschlagen hatte; sie ernannte eigenmächtig einen König, und somit wurden die letzten Trümmer der alten Monarchie begraben, nachdem 41 Jahre früher — auch an einem 4. August (1789) — die erste Hand an die Auflösung der bisherigen gesellschaftlichen Zustände Frankreichs gelegt worden war. Man mag diese Vorgänge beleuchten, wie man will, immer begegnet man Widersprüchen, Gesetzlosigkeiten; man kann, was geschehen, mit der Furcht vor drohender Anarchie, mit der dringenden Macht der Nothwendigkeit entschuldigen; nur nenne man diese Schritte nicht legal, die Erhebung keine „glorreiche," keine unvorbereitete; das Volk im Großen und Ganzen nahm keinen Antheil daran und Frankreich fügte sich stillschweigend den Beschlüssen, welche vom Pariser blutbefleckten Pflaster ausgingen, und zuletzt im Palais Bourbon ihren anscheinend gesetzmäßigen Ausdruck fanden. Und die Pairskammer? Sie decimirte sich selbst. Chateaubriand, nachdem er die königliche Regierung in Wort und Schrift angegriffen, erschrack über die unerwarteten Folgen, und legte seine Würde nieder; ihm folgten über 50 andere Pairs, unter ihnen Graf Felix Andlaw. Schöne Reden, voll der edelsten Gefühle, vermochten nicht in einem Augenblick wieder gut zu machen, was 15jährige Verblendung verdorben. Ein Jahr später entzog man bekanntlich der Pairswürde die Erblichkeit, und die Kammer, welcher das englische Oberhaus zum Vorbilde gedient hatte, sank zu einem bedeutungslosen Senate herab!

Während sich all' dieß zutrug, hatte sich Karl X. mit seiner Familie, umgeben von einer kleinen Schaar Anhänger und ihren Fahnen treu gebliebener Truppen, in dem Jagdschlosse zu Rambouillet niedergelassen. Plötzlich durchlief am 3. August die Stadt das Gerücht, daß der König mit einer starken Heeresmacht gegen Paris ziehe, und so groß war noch die Furcht vor der Möglichkeit eines solchen Unternehmens, daß alle Bewohner nur wie von einem Gedanken beseelt schienen, ihm zuvorzukommen. Nach Rambouillet! erschallte es von allen Straßen, auf allen Plätzen; man bemächtigte sich der Pferde, der Wagen, wo man sie nur finden konnte, und in unabsehbarer Linie bewegte sich dieser kleine, moderne Kreuzzug in den bizarresten Gruppen mit zum Theil bewaffneten Männern, von Weibern und Kindern begleitet, dem Süd-Westen zu. Ich selbst, diesem Treiben fremd, wurde auf dem Concordeplatze ganz höflich gebeten, aus meinem Cabriolet zu steigen, um es einem der dahin Fahrenden zu überlassen. So dauerte es einen Tag, eine Nacht hindurch fort. Dieser Aufwand an Kraft und Geschrei zeigte sich aber sehr überflüssig. Der königliche Greis, noch im hohen Alter ein leidenschaftlicher Jagdfreund, saß nun selbst, einem gehetzten Wilde gleich, in diesem Schlosse, und erwartete ruhig den Ausgang der Dinge. Die lärmende Menge ließ sich, da sie keine feindliche Bewegung bemerkte, harmlos lagernd in der Umgebung nieder, die provisorische Regierung aber schickte Commissäre ab, um mit Karl X. zu unterhandeln und begleitet von ihnen wanderte die königliche Familie unbelästigt dem Meere zu, um in England ein abermaliges Asyl zu finden.

Was ging nun während dieser denkwürdigen Tage im Palais royal vor? Es blieb hermetisch geschlossen; man schickte Boten nach Neuilly, wo der Herzog von Orleans, von den Ereignissen überrascht, in einer unbezweifelt furchtbaren Aufregung und rathlosen Unentschlossenheit sich befinden mußte. Seine Ernennung zum Generallieutenant drängte ihn zum raschen Handeln. Ludwig

Philipp schlich sich am Abend des 29. unerkannt nach Paris, sich bei seinen Freunden Rath erholend. Eigentlich blieb ihm nur die Wahl, während der Minderjährigkeit Heinrichs V. die Rolle seines Ahnherrn, des einstigen Regenten Orleans, wieder aufzunehmen, oder sich dem Zuge des älteren Zweiges der Bourbonen in's Ausland anzuschließen. Man fand jedoch in jener geheimen nächtlichen Unterredung einen dritten Ausweg. Lafayette umarmte öffentlich auf dem Rathhause Ludwig Philipp als die „beste der Republiken"; der Herzog von Orleans wurde zum König ausgerufen, leistete am 9. August in der Deputirtenkammer den Verfassungseid, und bestieg somit den schwankenden, von republikanischen Institutionen umgebenen, aber nicht unterstützten Thron — le tour était fait! Man hatte einen honnêt homme, einen bürgerlichen König, der überdieß noch versprach, daß die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Charte künftighin eine Wahrheit werden sollte! Die Partei Orleans triumphirte, die Royalisten wurden in Spottbildern verhöhnt, Republikaner und Bonapartisten, ohnmächtig und nicht gerüstet, ergaben sich knirschend in das Unvermeidliche; das Heer vertröstete man auf den baldigen Ausbruch eines Krieges. Doch nur zu bald erwachte der kaum unterdrückte Geist der Opposition; es war ein beständiges Wogen und Schwanken einer bethörten Menge; man kam zur Besinnung; „il valait bien la peine d'avoir chassé un roi, pour nous en laisser imposer un autre!" hieß es. Der leichtfertige, veränderliche Sinn der Pariser vergaß bald das alte Regime und verfolgte nun die neuen Machthaber mit witzigen oder gemeinen Caricaturen und Couplets. Man brüllte nicht mehr so oft die abgeschmackte Parisienne und vertauschte sie bald wieder mit der kräftigeren, aber republikanischen Marseillaise, die, abgesehen von den Gräueln, an die sie erinnerte, doch wenigstens den Schwung einer begeisternden Melodie für sich hatte.

Ich selbst war bei allen diesen Vorgängen ein ebenso erstaunter als neugieriger Zeuge und trieb mich bei dem herrlichen

Wetter den größten Theil des Tages auf den Straßen umher. Allein oder in Gesellschaft des Fürsten Felix Schwarzenberg, des Clemens Hügel oder einiger anderen jüngeren Diplomaten durchstreifte ich die Boulevards, die öffentlichen Plätze und kehrte täglich mit Eindrücken der verschiedensten Art nach Hause zurück. Selbstverständlich konnte die mir zugedachte diplomatische Stellung nicht zur Ausführung kommen, dennoch schloß ich mich an die Gesandten an und berichtete regelmäßig über die seltsamen Dinge, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte. So brachte ich zwei Monate in immerwährender Spannung zu. — Ich hebe zwei merkwürdige Episoden hervor. Eines Tages gab sich eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Boulevard kund; man erzählte sich, daß Ludwig Philipps ältester Sohn, der Herzog von Chartres, — nunmehr Orleans — an der Spitze seines Regiments einziehen werde. Der 20jährige Prinz war Oberst eines Husarenregiments und zu Joinville, wie ich glaube, in Garnison. Als die Nachricht des Pariser Aufstandes dahin drang, erklärte sich sofort das Regiment gegen Karl X., und wurde nun in Paris, den muthmaßlichen Thronerben an der Spitze, bejubelt. Da war aber von keiner Disciplin, von keinem regelmäßigen, militärischen Marsch die Rede. Zöglinge der polytechnischen Schule, welcher der Prinz früher angehörte, Nationalgarden, Studenten mischten sich in die Reihen der Truppen; es war eine Art von Verbrüderungsfest, deren wir so viele gesehen, ohne daß deßhalb die Bruder- oder Nächstenliebe sichtbar gewonnen!

Einen Mißton in diese und andere offizielle Freuden brachte der auffallende Tod des Herzogs von Bourbon, Condé. Dieser 74jährige, übrigens weder durch Charakter noch Haltung besonders ausgezeichnete Prinz war mit einer Schwester Philipp Egalité's vermählt gewesen, und sein einziger Sohn, der Herzog von Enghien, wurde bekanntlich gewaltsam in Ettenheim Nachts durch Husaren aufgehoben und auf Befehl Napoleons in dem Festungsgraben von

Vincennes erschossen. Condé hatte mit der königlichen Familie das Exil getheilt, seinen Namen der Armee der Emigranten wie den Verhandlungen von Koblenz gegeben, und war 1814 wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Im Besitze ungeheuerer Reichthümer, welche das Entschädigungsgesetz unter Karl X. ihm zuerkannte, hatte er, kinderlos, wie man allgemein sagte, einen der Söhne des Herzogs von Orleans, Aumale, zum Erben bestimmt. Mit dem Ergebniß der Julitage unzufrieden, hieß es, wolle Condé sein Testament zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux ändern und sich in England niederlassen. Gerade als sich der Herzog von Condé zu dieser Reise anschickte, fand man ihn eines Morgens (28. August) an den Fenstern seines Schlafgemachs aufgehängt! Die Vermuthung eines Selbstmordes lag unter diesen Umständen fern; der Zukunft muß es vorbehalten werden, diese geheimnißvolle Todesart mit allen ihren Details zu enthüllen; Viele sehen wohl jetzt schon darin klar; man wiederholte die verschiedensten Gerüchte, beutete das Ganze als Parteisache aus; doch bald verlor sich die Erinnerung an das Unerhörte im Strome der Alles fortreißenden Bewegung der Zeit. Später kam es zu einem Rechtsstreite, in dem eine Mde. Feuchères, Geliebte des alten Herrn, eben keine sehr erbauliche Rolle spielte; Aumale, damals 8 Jahre alt, blieb im Besitze des Condé'schen Vermögens! Aber in so kläglicher Weise endete ein Greis, der Letzte eines erlauchten Geschlechtes, das durch mehr als drei Jahrhunderte Frankreich mit seinem Namen und Ruhm erfüllt hatte!

Wie verhielt sich nun das diplomatische Corps bei jener Katastrophe in Paris? Einige Gesandten, u. a. auch Graf Apponyi, waren abwesend, andere unsichtbar geworden. Als man sich endlich wieder zusammenfand, wurde berathschlagt, was zu thun sei. Hier war es nun Pozzo di Borgo, der Vertreter Rußlands, welcher dem Vorschlage des Gesandten des damals in Europa einzigen, nicht legitimen Monarchen — von Schweden — entgegentrat.

Lövenhielm wollte nämlich, daß die bei Karl X. und nicht bei Ludwig Philipp beglaubigten Repräsentanten auch Ersterem folgen sollten. Der alte, ritterliche Graf, in dessen Armen Gustav III. das Leben ausgehaucht hatte, wurde überstimmt, und die Mehrzahl beschloß, den Lauf der Begebenheiten abzuwarten. Die Hauptfrage für die Gesandten blieb aber immer: ob und wer von ihnen zuerst wieder bei der neuen Regierung accreditirt oder abberufen werden würde; sie mußten jedoch ihren Höfen weitere Entschließung überlassen. Ich sah Werther (Preußen), Pfeffel (Bayern), Könneritz (Sachsen), Fagel (Holland), Rumpf (Hamburg) u. a. m. Sie waren, je nach ihren persönlichen Ansichten, mehr oder minder verstimmt, alle fanden sich aber unbehaglich, und es war jedenfalls eine traurige Genugthuung, wenn manche auf den von Polignac verschmähten Rath hinwiesen, den sie, das Gewitter zu beschwören, ertheilt haben wollten. Wenn alle auch nicht geradezu den Umschwung beklagten, so sahen sie doch die Frage der Zukunft in einer nicht zu enträthselnden Weise verwirrt. — Gleich nach meiner Ankunft hatte ich mich nach meinem Chef, dem Bailli v. Ferrette, umgesehen und fand den gespenstigen Mann in seinen weißen Pudermantel gehüllt — der leibhaftige Commandeur im Don Juan — hinter einem Tische sitzen, auf dem am hellen Tage zwei Wachskerzen brannten. Der 82jährige Mann konnte sich in dieser raschen Wendung der Dinge nicht zurecht finden. Er glaubte immer noch die Kugeln in den Straßen pfeifen zu hören und verschloß fest seine Fensterläden und Thüren. Nur von Zeit zu Zeit ließ er aus seiner Arche eine Taube fliegen, und als sie ihm den Oelzweig, das heißt die Nachricht von dem Aufhören des Gewehrfeuers brachte, wagte er es, den ihm gegenüber wohnenden Fürsten Talleyrand in der Rue St. Florentin zu besuchen. Dieser weihte ihn nun in die Geheimnisse der neuen Lage ein, und Ferrette tröstete sich mit dem Gedanken, daß er bei „Monseigneur le Duc d'Orléans", den er sich noch immer nicht als König denken konnte,

gut angeschrieben sei. Nach und nach suchte er seine alten liebgewordenen Orte wieder auf, gab seine kleinen Diners und fühlte sich in dem Gedanken glücklich, in Paris bleiben zu können. Seit 50 Jahren hatte er diese Stadt, eine kurze Unterbrechung während der Schreckenszeit ausgenommen, nicht verlassen. Er stand sehr spät auf und außer dem Hause sah man ihn nur zur Nachtzeit, wo er regelmäßig bald die große, bald die italienische Oper besuchte und seinen Platz auf dem Balcon einnahm. Ganz Paris kannte ihn an seiner geisterhaften Erscheinung. Nach einigen Besuchen brachte er dann jede Nacht spielend im „Cercle" zu, und gar oft sah man ihn erst nach Sonnenaufgang nach Hause zurückfahren. Der originelle Greis starb 1831, ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das er in eigener Weise zu verstecken gesucht hatte, lachenden Erben hinterlassend.

Von dem betäubenden Treiben im Innern wandte man sich endlich wieder mehr der Außenwelt zu. Viele, und nicht nur die Unzufriedenen, wünschten einen allgemeinen Krieg, um sich dem Peinlichen der Lage zu entziehen. Ludwig Philipp theilte diese Ansicht nicht; ihm war vor Allem daran gelegen, sich in den friedlichen Besitz der Errungenschaften zu setzen, und mit Jubel wurde von seinen Anhängern die Anerkennung begrüßt, welche England dem Bürgerkönig zuzuschicken sich beeilte. Das Londoner Kabinet, auf Karl X. zürnend, der es wagte, Algier ohne seine Erlaubniß zu erobern, hoffte in den Orleans gefügigere Verbündete zu finden, und täuschte sich nicht. Diesem Beispiele folgten allmälig die europäischen Mittelstaaten, dann kamen Preußen und Oesterreich, zögernd endlich auch Rußland — das Zeitalter der „faits accomplis" hatte begonnen!

Wäre der Julidynastie damals ein Kriegsheer ungelegen gekommen, so gab sie sich um so mehr der Hoffnung hin, daß die Begebenheiten, welchen sie ihre Erhebung verdankte, auch in anderen Ländern Nachahmung finden würden. Und siehe da! schon im

September wurde man durch die Nachricht einer Revolution in Belgien überrascht; ein Straßenkampf, Barrikaden en miniature zu Brüssel! Was wollte man mehr?

Die Tagesbegebenheiten ließen nur wenig Zeit für gesellige und andere Genüsse übrig. Man war wenig empfänglich für den Besuch von Kunstanstalten, und selbst die Natur erfreute nicht mit ihren stillen Reizen bei der Aufregung, in der man beständig erhalten wurde. Dennoch fand ich mich bald wieder in dem Kreise der mir stets und allenthalben befreundeten Familie Apponyi heimisch; auch besuchte ich einige Häuser von Verwandten und Bekannten, deren Sympathien meistens dem vertriebenen Königshause angehörten. Hier mußte ich nun gar viele Klagen, Ausdrücke später Reue und größtentheils übertriebener Ansichten hören. Die Familie Grammont und ihre Freunde versammelten sich gewöhnlich bei der alten Madame Crafford, eine Frau, deren Lebensgeschichte allein einen bändereichen Roman bilden könnte; ihre Enkel, der bekannte Dandy d'Orsay, der Alcibiades seiner Zeit, und die reizende, blonde Herzogin von Guiche, belebten diesen Salon. Guiche selbst, Jugendfreund und Vertrauter Angoulème's, galt für das Haupt der früheren Hofpartei, aber ihre nachträglichen, unfruchtbaren, wenn gleich ehrenwerthen Huldigungen vermochten die königliche Familie ebenso wenig zu retten, als die wohlfeilen Witze und Schmähungen auf den Barrikadenthron. Der Sohn dieser Eltern, der jetzige Duc de Grammont, galt für einen der schönsten Männer von Paris. Ich konnte damals nicht erwarten, ihm einst wieder am Hofe Ludwig Philipps zu begegnen. Noch mehr erstaunte man aber ihn später als Repräsentanten des neuen Kaiserreichs in Rom und Wien zu sehen. — In derselben Rue d'Anjou befand sich auch das Hotel Dalberg, dessen Besitzer, der Schule Talleyrand's angehörend, wenn gleich mit anderen Gesinnungen, als die Grammonts, die Ereignisse dennoch nicht völlig beistimmend betrachtete.

Je leerer und seltener die Salons, um so besuchter waren die Spielhäuser, und die bessere Gesellschaft versammelte sich jeden Abend in den weiten, glänzend erleuchteten Räumen des s. g. Cercle des Etrangers. Hier kam man nun zusammen, um Neuigkeiten zu hören, seine Gedanken über die Tagesbegebenheiten auszutauschen, und man konnte dabei sein Geld mit der größten Ruhe, mit einem gewissen Anstande verlieren, welcher die Schrecken geheimnißvoller Dramen, die auch hier nicht fehlten, nicht ahnen ließ. Es herrschte da der feinste, beste Ton; in jeder Woche fanden die ausgesuchtesten Diners statt, zu denen die aufgeführten Fremden schriftlich eingeladen wurden. Die s. g. Commissäre machten dabei die honneurs, Männer guter Familien, aber meist selbst durch das Spiel zu Grunde gerichtet, daher gleichsam Pensionäre der Bank. Es war ein glatter Firniß, der Alles bedeckte, selbst die Roulette als zu gemein verbannte; Whisttische waren selten, dagegen das trente et quarante in voller Blüthe, auch das verderbliche „Crep's“ eingeführt, das, weil ein Würfelspiel, noch einförmiger und geistloser, als die übrigen Glücksspiele. Der Ort, die Umgebungen waren um so gefährlicher, als man glaubte, sich hier dem Hang zum Spiele ungehindert hingeben zu dürfen. Ich habe junge Edelleute, besonders ungarische und polnische, gekannt, welche hier in kurzer Zeit Verluste erlitten, die ihre ganze Existenz verdarben. — Dem Cercle gegenüber lag das berüchtigte Frascati, wo man sich freilich in sehr gemischter Gesellschaft befand, wenn gleich die Säle noch eine gewisse Eleganz verriethen, nur anständig gekleidete Herren und — Damen eingelassen wurden. Hier nun war der Thron der Roulette aufgeschlagen und Alles drängte sich unaufhörlich Tag und Nacht um die verhängnißvolle Kugel. Die eigentlichen s. g. Spielhöllen aber, Nr. 113 des Palais royal u. a., hatte ich nie den Muth zu betreten. Wird einst dem König Ludwig Philipp ein Ruhmestempel erbaut, so bleibt nicht einer der kleinsten Pfeiler desselben das Verdienst,

diesem widerlichen Treiben, der Quelle so vieler Laster und Verbrechen, ein Ende gemacht zu haben. Alle Gründe, welche man für die Beibehaltung der öffentlichen Spiele gewöhnlich anführt, erzeigen sich bei näherer Beleuchtung als ebenso viele Sophismen. Das Hauptübel besteht immer in der Gelegenheit, welche der Menge geboten wird, ihrer ungezügelten Leidenschaft zu fröhnen. Dabei erinnere ich mich immer eines Vorfalls aus eigener Erfahrung. Als ich 1822 Paris mit einigen Jugendfreunden besuchte, gaben diese, wohl unvorsichtiger Weise, einem deutschen Lohnbedienten eine 1000 Frs.-Banknote zum auswechseln. Lange kehrte er nicht zurück, endlich erschien er blaß, ein Bild der Verzweiflung, und auf die Frage: was mit dem Gelde geschehen? antwortete er stotternd: „Sie haben mir es aus der Hand gespielt.“ Diese dunkle Phrase wurde zuletzt dahin erläutert, daß Alles am grünen Tische verschwunden sei. Der Unglückliche erschien später vor der Police correctionelle; wir wurden als Zeugen vorgeladen; er gestand unter Thränen, wurde bestraft, aber das „aus der Hand gespielte Geld“ war für immer verloren.

Paris kam damals lange nicht wieder in das gewohnte Geleise zurück. Die Kirchen waren verödet, einige ganz geschlossen, die Tuilerien unbewohnt, öffentliche Orte wenig besucht, Handel und Wandel lagen darnieder und die junge Freiheit ging bald nach allen Richtungen in Zügellosigkeit über. Auf den Plätzen wurden nebst widerlichen Zerrbildern oder Spottgedichten Bücher der gemeinsten Art zum Verkaufe angeboten. Hatte man Morgens den aufregenden Diskussionen in den Kammern beigewohnt, so las man Abends ihr Echo in den leidenschaftlichen Ergüssen der Blätter, oder war auf den Straßen Zeuge irgend eines seltsamen Auftritts. Wo das wirkliche Leben täglich so reich an dramatischen Emotionen war, konnte man den Theatern selbst nur wenig Geschmack abgewinnen. Die kleinen Bühnen besonders überboten sich in Aufführung abscheulicher, Religion und Sitte verhöhnender

Stücke; jede politische Anspielung wurde beklatscht, dazwischen mußte dann wieder eine Schauspielerin patriotische Verse deklamiren, oder es erschien ein Sänger mit einer riesigen Fahne und gab eines der beliebten Volkslieder zum Besten, die dann vom Publikum nachgebrüllt wurden. Bald las man Zeitungsartikel laut vor, oder ein Zuschauer erbat sich das Wort, um zu einem Leichenbegängnisse eines seinen Wunden erlegenen Julihelden einzuladen; bald wurden wieder Zusammenkünfte, Clubangelegenheiten, Studentenvereine besprochen u. s. w. Aber auch in den größeren, selbst in Operntheatern ging es nicht viel ruhiger zu, und der eigentliche Genuß des Schauspiels wurde unter diesen fortwährend fremdartigen Eindrücken vielfach gestört. Zwei Opern waren es vorzüglich, welche durch mehrere Jahre die so leicht entzündlichen Gemüther vorbereiteten. Die von Rossini so herrlich in Musik gesetzten Freiheitsphrasen im „Tell" zeigten sich nicht weniger wirksam, als die begeisternden Scenen in Auber's „Stumme von Portici", deren dritter Akt bald von der Bühne auf die Straße selbst verpflanzt werden sollte. Nach der Julirevolution fand man jedoch für gut, mit dem Triumphzuge Massaniello's zu schließen. Man wollte auf den Rausch doch nicht gar so bald die Ernüchterung folgen lassen.

Eine traurige Episode in dieser Zeit bildete die Jagd, welche man auf die flüchtigen Minister anstellte. Nur wenige entkamen, die bedeutenderen, wie Polignac, Peyronnet, wurden gefangen, bekanntlich im Dezember verurtheilt und längere Zeit eingesperrt. War Karl X. nach der Charte unverletzlich, so mußte man sich an die verantwortlichen Minister halten, strafte man aber in der Person des Königs den Urheber der Ordonanzen mit Verbannung, so hatte die Verurtheilung seiner Rathgeber keinen Sinn!

So verließ ich denn Paris, ohne den königlichen Hof begrüßt, dessen Minister und Anhänger besucht zu haben. Dennoch begegnete ich öfters Ludwig Philipp und seiner Familie, sah in den Kammern,

den Salons oder auch auf der Straße noch alle die Männer, an deren Namen man damals so große Erwartungen für das Heil der Zukunft knüpfte! Talleyrand mit dem Marmorgesichte, der allen Regierungen Unentbehrliche, Lafitte, welcher dem Wahne, ein großer Staatsmann zu sein, seinen Ruf als Banquier und ein kolossales Vermögen opferte, Casimir Perrier, fähiger als die meisten, der aber im ersten Jahre der Cholera unterlag, Lamarque, Mauguin und wie sie alle hießen, die, einst hochgefeiert, in Vergessenheit endeten! Am meisten beschäftigte sich doch während eines halben Jahrhunderts die öffentliche Aufmerksamkeit mit Lafayette, der neben Washington auf den Schlachtfeldern von Amerika neue, nie verdaute Ideen eingesogen, von frühem Kriegsruhm wie von Eitelkeit und Ehrgeiz aufgeblasen, sich 1789 angemaßt, das Königthum zu retten, zur Revolutionszeit kaum dem Henkerbeile entgangen, in österreichische Gefangenschaft gerathen war. Nun, nachdem er unter jeder der vielen Verfassungsformen, die sich Frankreich gegeben, als Ideolog zurückgestoßen, schwur er, alt und beinahe kindisch geworden, zur Fahne Orleans und mußte sich von der Parisienne als „Lafayette au cheveux blancs“ ansingen lassen, ihn, den man immer nur in einer braunen Perücke gesehen hatte! Es war daher kein alltägliches Schauspiel, als Ludwig Philipp auf dem Marsfelde sich von dem unvermeidlichen Lafayette die Pariser Nationalgarde vorstellen ließ, welche dieser nun seit 40 Jahren wieder zum ersten Male befehligte!

Hätte damals Jemand gewagt, vorher zu sagen, daß die neue Ordnung der Dinge 18 Jahre sich erhalten würde, er wäre reif für das Tollhaus erklärt worden! Man sah nur zwei Ausgänge: den baldigen Untergang der Dynastie durch eine neue Revolution, oder einen, die staatlichen Verhältnisse Europa's umgestaltenden allgemeinen Krieg!

Mitte Oktober war ich wieder in Karlsruhe zurück, vorerst ohne bestimmte Beschäftigung. Alle mir für den Pariser Posten zugesagten Entschädigungen blieben aus, und auch die in Aussicht gestellte Versetzung nach St. Petersburg kam nicht zur Ausführung. Ich wurde vorläufig zu Hofdiensten verwendet, welche meine Zeit über Erwarten häufig in Anspruch nahmen. Doch blieb mir immer Muse genug, den wunderbaren, sich überstürzenden Weltbegebenheiten aufmerksam zu folgen, um eintretenden Falls den gegen meinen Willen unterbrochenen Faden einer gewohnten Geschäftsthätigkeit alsobald wieder aufnehmen zu können. In Deutschland selbst zeigten sich in Folge der Julitage allenthalben convulsivische Zuckungen. Die Einen waren gutmüthig genug, das französische Phrasengeklingel für baare Münze zu nehmen, und träumten von allen nur denkbaren Freiheiten und Erleichterungen, Andere suchten die Ereignisse zu ihrem Vortheile auszubeuten, und natürlich war, wie immer, die umwälzende Partei vor Allem rührig, welche da und dorthin Brandfackeln warf. Doch zündeten sie nur da, wo sie wahrhaft wunde Theile fanden — in Kurhessen, in Sachsen, wo eine Mitregentschaft errichtet wurde, endlich in Braunschweig, eine Pariser Revolution im Kleinen, welche mit dem Brand des Schlosses und der Vertreibung des Herzogs Karl endete. In vielen Städten, besonders dem Sitze von Universitäten, gab es Kravalle; doch da Oesterreich und Preußen in Ergreifung wirksamer Maßregeln einig waren, so wurde die Ruhe, wenigstens für den Augenblick, bald wieder hergestellt. Baden aber verdankte nur dem Regierungswechsel, daß es vor größeren Erschütterungen bewahrt wurde. Sechs Monate früher hätte die Julirevolution auch dort Zündstoff genug gefunden. So stellten aber badische Truppen selbst die Ordnung in den hessischen Landen her. — Auch einigen Kantonen der Schweiz hatte sich die Bewegung mitgetheilt, welche später theilweise in Bürgerkrieg überging. Als nun aber vollends, um Rußland zu beschäftigen, die Propaganda

am 29. November die Sturmglocke des Aufruhrs in den Straßen von Warschau ertönen ließ, als, um Oesterreich zu schwächen, der Ruf nach italienischer Einheit von den Alpen bis zum Vesuv erschallte, da war das Losungswort zu einer allgemeinen politischen Verwirrung gegeben; das Jahr endete trübselig und Alles sah in peinlicher Erwartung den Ereignissen des kommenden entgegen.

Im November wurden in der großherzoglichen Familie zwei Vermählungen gefeiert. Prinz Gustav Wasa verband sich an seinem Geburtstage — 9. November — mit der damals in Jugend und Schönheit blühenden Prinzessin Louise von Baden. Als Ceremonienmeister überreichte ich dem hohen Brautpaare die Ringe am Traualtar. Einige Tage nachher kehrte Markgraf Wilhelm mit der ihm in Stuttgart angetrauten Prinzessin Elisabeth von Württemberg in sein Palais zurück, welches von nun an durch beinahe 30 Jahre der Sitz eines ungetrübten häuslichen Glückes werden sollte. Beglückwünschungscouren, Hoffeste, Gallatheater, Fackelzüge und andere unvermeidliche Dinge folgten diesen fürstlichen Verbindungen.

Das Jahr 1831, gleichsam das Vorspiel von 1848, war ein Jahr socialer Auflösung, eine Uebergangsperiode von veralteten Zuständen zu einer neuen sich Bahn brechenden Zeit. Doch bezeichnet es nur ein Stadium in diesem großen Entwickelungsproceß, und während es daher von einer Seite nicht die Befürchtungen, die man davon hegte, in vollem Maße rechtfertigte, erfüllte es wieder von der anderen nicht die sanguinischen Hoffnungen der Neuerer. Alle Blicke waren dahin gerichtet, woher die erste Bewegung ausgegangen, und da sah man denn die Straßenunruhen in Paris, Lyon und anderen Orten, die stürmischen Kammerverhandlungen, die Februarexcesse, den Cynismus der Presse, die Leidenschaftlichkeit der Parteien, die Schwierigkeiten der Regierung. Der kluge Sinn des Königs, die Energie Cas. Perrier's, der die

Zügel mit kräftiger Hand ergriff, setzten der Bewegung für einige Zeit ein Ziel. Ludwig Philipp und seine Söhne durchreisten beruhigend einige Theile Frankreichs und in dem Grade, als die Flammen des Aufruhrs anderwärts aufloderten, schienen sie dort dem Erlöschen nahe. Belgien und Italien waren es zunächst, welche die Sorge des Pariser Kabinets in Anspruch nahmen. In beiden Fragen kräftiger zu seinem eigenen Vortheil einzugreifen, dazu fehlte ihm der Muth. Das ganze Jahr hindurch zogen sich die Verhandlungen über das künftige Schicksal Belgiens, endlich ergab sich die Citadelle Antwerpens, und in London brachte man gegen 70 Protocolle zu Stande, welche aus einem Königreiche der Niederlande deren zwei machen sollten; der anglo-sächsische Prinz endlich vermählte sich als König mit der Prinzessin Louise von Orleans. —

In Italien aber hatten sich an allen Ecken Bürgerkrieg und Empörung entzündet; und während im Februar Cardinal Capellari als Gregor XVI. zum Papste gewählt wurde, sah man Freischaaren die Halbinsel durchziehen, zwei junge Napoleoniden an der Spitze, von denen der ältere den verunglückten Versuch mit dem Leben büßte. Polen hatte seinen Freiheitsdurst mit Blut gestillt, und nach langem verzweiflungsvollem Kampfe ergab sich im September Warschau. Ludwig Philipp aber hatte für das von ihm früher ermuthigte Volk keinen anderen Trost, als die oft wiederholte, bekannte Phrase: „la Nationalité polonaise ne périra pas!“ Griechenland lag in Geburtswehen, in Spanien Aufruhr und Hinrichtungen; in Portugal standen sich zwei königliche Brüder in Waffen gegenüber, selbst in England gährte es, und der Ruf nach „Reform“ wurde immer lauter und drohender; der Proceß gegen O'connel setzte ganz Irland in fieberhafte Bewegung. Die beiden deutschen Großmächte sahen in würdevoller Ruhe, mehr abwehrend als thätig, dem wirren Treiben zu; nur ihre militärischen Kräfte wurden ungewöhnlich und über Gebühr angestrengt. In

den deutschen Bundesstaaten endlich quälte man sich mit Consti-
tutionen ab; hier wollte man die schon bestehenden in einem libe-
raleren Sinne ummodeln, dort neue einführen. Auch Baden konnte
sich diesen Anforderungen nicht ganz entziehen; neue Wahlen sollten
stattfinden, der Zeitpunkt zur Einberufung des Landtages rückte
heran, und so großes Vertrauen auch die Persönlichkeit des Groß-
herzogs und die Haltung der Regierung einflößten, so theilte sich
doch das allgemein in Deutschland verbreitete Unbehagen auch
diesen Gegenden mit. Diese Mißgunst bezog sich zunächst auf den
Minister v. Berstett und seine Umgebungen, und wenn er die
im Innern des Landes immer lauter werdenden Stimmen nicht
beachten wollte, so versetzten ihm benachbarte Blätter, besonders
jene des Elsasses, täglich empfindlichere Nadelstiche. Waren diese
Angriffe auch vom Parteigeist eingegeben, einseitig, übertrieben,
gehässig, so mußte Berstett, den Moment richtig erkennend, sie nicht
erst erwarten, sondern lieber früher einem Posten entsagen, den er
ungeachtet unläugbar großer Verdienste, nicht mehr mit Erfolg
auszufüllen hoffen konnte. Mit ihm trat auch Hennenhofer
zurück, gegen den hauptsächlich alle Pfeile des Spottes wie der
Schmach und Verläumdung gerichtet waren. Er ließ sich zuerst
in Malberg, dann in Freiburg nieder, und von da an war es
ihm erst möglich, die Gutmüthigkeit seines Charakters, wie andere
edlere Eigenschaften zu entfalten, welche unter den früheren ihn
beengenden Verhältnissen mehr oder minder unterdrückt worden
waren. Während er sich jetzt seinen Freunden mehr nähern konnte,
entwaffnete er seine früheren Gegner durch eine harmlose, selbstge-
wählte Thätigkeit. Selbst bei öfteren Schlaganfällen blieb er stets
heiter und seine völlig zerstörte Gesundheit trübte nicht seinen leb-
haften Geist. Auch ich stand mit Hennenhofer in einem beständigen
Briefwechsel, der nur mit seinem Tode (1850) endete.

Die erste Ständeversammlung unter der neuen Regierung
fand Ende März statt, und wurde vom Großherzog Leopold selbst

mit einer viel bewunderten und viel bejubelten Rede feierlich eröffnet. Dieser Landtag schloß am letzten Dezember und erreichte somit die volle Dauer von neun Monaten. Ich bin glücklicher Weise nicht berufen, die Geschichte dieses, sowie der früheren und späteren badischen Landtage zu schreiben. Doch stand ich dieser Versammlung persönlich näher, und hatte daher mehr Anlaß, sie zu beobachten, als die anderen. Der Großherzog hatte mich nämlich zum Commissär für das Ceremonielle ernannt; in dieser Eigenschaft besprach ich mich im Namen des Hofes mit den Präsidenten der beiden Kammern, überwachte die Ordnung auf den Tribünen, theilte Eintrittskarten aus u. s. w. War mein Amt auch nicht schwer und anstrengend, so hielt es mich doch Zeit raubend in Karlsruhe fest, und lief nicht ohne unangenehme Scenen und kleine Konflikte ab.

Zusammensetzung und Geist dieser Kammer verriethen nur zu bald die politische Farbe des Augenblicks, und die gereizte leidenschaftliche Richtung, welche sich damals gleichsam in der Luft befand, wirkte auch auf die Wahlen ein. Glänzende Reden wurden zur Erbauung der überfüllten Gallerieen gehalten, stundenlange Vorlesungen aus dem „Staatslexikon" belehrten die Zuhörer, und vor Allen war es das Freiburger Professorenkleeblatt, welches durch seine Beredtsamkeit den Landtag wohl um wenigstens drei Monate verlängerte, während der schlaue Itzstein das Büdget mit scharfem Messer zerlegte; große Summen, fruchtbringend für die Zukunft, wurden votirt, andere verwendet, um den Lieblingsideen des Tages zu huldigen. Schwerlich hätte je eine absolute Regierung gewagt, die Kräfte des Landes in der Weise in Anspruch zu nehmen, wie es hier mit Zustimmung der Kammern geschehen. Manches zeigte sich später als Treibhauspflanze, aber viele bessere ergiebige Körner lösten sich doch immer von der unfruchtbaren Spreu ab, und trieben eine üppige Saat. Doch waren es nicht nur die inneren Angelegenheiten, welche die Gemüther beschäftigten; man folgte

unwillkürlich auch den Impulsen von Außen; Belgien, Polen, die Schweiz, Italien und alle die „brennenden Fragen des Tages" fanden ihr Echo in den begeisternden Worten der tonangebenden Männer des Volkes.

So zog sich denn dieß Jahr unter Gemüthsbewegungen der verschiedensten Art fort, und nicht die geringste Sorge war das sich in der Ferne zeigende drohende Gespenst der Cholera mit allen seinen Schrecken. Mit größter Ruhe las man früher, daß in Ostindien so viel Tausende der Seuche erlegen; als aber die russischen Truppen sie aus Asien nach Polen verschleppten, und es vollends hieß, einige Personen in Berlin und Wien seien der Krankheit erlegen, da überließ man sich einer allgemeinen Furcht. Wer nicht erlebt, was darüber gesprochen und geschrieben wurde, macht sich jetzt keinen Begriff mehr von der Angst, mit der man den tödtlichen Gast erwartete, wie von den unsinnigen Vorkehrungen, welche man gegen sein Erscheinen traf.

Außer kleinen Ausflügen nach Freiburg, Mannheim und Baden bewegte ich mich den Sommer über in den gewohnten Kreisen der Karlsruher Gesellschaft, welche, so wie das Hofleben, inmitten der täglich steigenden Besorgnisse nur wenig Abwechslung bot. Ich besuchte die Häuser der Gesandten, besonders das des mir befreundeten Grafen Buol, und betrat öfters als früher das Palais der Markgräfin Amalie. Die ehrwürdige, beinahe gänzlich erblindete Fürstin hatte Abends nur noch einen Zirkel vertrauter Freunde um sich versammelt. Seit ihrer Vermählung waren 60 Jahre, wohl von den wichtigsten in der Weltgeschichte, vorüber gegangen; sie war, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch ihre Stellung in alle Vorgänge ihrer Zeit gezogen, mit den merkwürdigsten Personen in nahe Berührung gekommen. Nur mit inniger Rührung konnte man sich der edlen Frau nähern, die, eine moderne Niobe, den Gemahl, den einzigen Sohn, ihre Töchter von Rußland, Schweden und Braunschweig, die ledige, ihr Zu

Pflege gebliebene Prinzessin Amalie beweint, den Kaiser Alexander wie den König Max Joseph verloren; es blieben ihr nur noch zwei Töchter und zahlreiche Enkel, die sie, wie ihre Kinder, auf Thronen sah und an denen sie mit zärtlicher Liebe hing. So zogen die Erinnerungen an ein reich bewegtes Leben still an ihr vorüber, als unerwartet die Umwälzung 1830 auch ihr eine neue Zeit verkündete, in die sie sich nicht mehr finden konnte. — Einiges Leben in die Gesellschaft brachte das Haus der Prinzessin Auguste von Nassau, welche nach dem Tode ihrer Schwester, der Markgräfin Friedrich, das freundliche Gartenpalais bezog. Ihr geselliger Sinn ließ diese schönen Räume von Besuchenden nie leer werden, und Spiel, Musik, Tanz erheiterten die Abende. Ihr Gemahl, der Graf Bismark, wie einige seiner gebildeten Nichten unterstützten die geistreiche Fürstin bei diesen angenehmen Zirkeln. Bis zur Zeit ihres Todes 1846 setzte die Prinzessin diese, für Karlsruhe so überaus erwünschte Gastfreundschaft fort, und wenn auch später anhaltende Kränklichkeit sie hinderte, größere Versammlungen zu halten, so blieb sich doch im engeren Kreise von Bekannten ihr reger Geist, ihre muntere, oft witzige Laune, die freilich nicht immer des Nächsten schonte, gleich.*)

Das Jahr 1831 verfloß, wider alles Erwarten, ohne daß der gefürchtete allgemeine Krieg ausbrach; dagegen trugen die Bewaffnung aller Staaten und die überall zu bekämpfenden Empörungen weit mehr zur steigenden Unzufriedenheit und Verarmung bei; selbst die Türkei wurde über diesem Treiben vergessen!

Im März 1831 wurde ich durch einen Erlaß des herzoglich braunschweigischen Kabinets überrascht, welches mich zur Erklärung darüber aufforderte: wann und weßhalb ich in die Dienste

*) Siehe: Aus dem Leben einer deutschen Fürstin (von Freifrau v. Dalberg-Müllmann).

des Herzogs Karl von Braunschweig getreten sei? Diese Anfrage zu begründen, war ein Schreiben des Sekretariats jenes, damals nach Paris geflüchteten Herzogs beigefügt, und dieß Schreiben zu meinem Erstaunen „Legationsrath v. Andlaw“ unterzeichnet. Während ich sogleich nach Braunschweig schrieb, daß ich in keinerlei Berührung mit dem Herzog Karl stehe und hier ein Mißbrauch des Namens vorliegen müsse, wurde mir das Räthsel bald darauf durch einen Brief aus Frankfurt aufgeklärt, welcher mir anzeigte, daß der ehemalige Kammerdiener des Herzogs Karl, ein gewisser Bitter, mit Aufträgen seines Herrn dort eingetroffen sei. Zugleich erfuhr ich, daß dieser ihn, unter Ernennung zum Legationsrathe, in den Freiherrnstand mit Namen und Wappen unserer Familie erhoben habe. Ich konnte mir bei diesem sonderbaren Einfalle kein anderes Motiv denken, als daß Seine Durchlaucht sich den gnädigen Scherz machen wollte, mir einen Doppelgänger zu geben. Von Frankfurt aus sollte Bitter mit einem von der österreichischen Botschaft in Paris unter dem erborgten Namen ausgestellten Passe in besonderer Mission nach Wien reisen. Ich schrieb daher eiligst nach Braunschweig — die dortigen „Anzeigen“ brachten alsobald eine förmliche Ungültigkeitserklärung des ertheilten Titels und Namens von Seiten des herzoglichen Staatsministeriums unterm 8. April. Ich schrieb nach Frankfurt — der Bundestag nahm den Braunschweiger Protest sofort in das Protokoll auf. Ich schrieb nach Paris — Graf Apponyi entschuldigte sich wegen des Passes, der Bitter später wieder abgenommen wurde. Ich schrieb endlich nach Wien, wo man dem Bitter bei seinem Eintreffen bedeutete, die ihm nicht gebührenden Prädikate abzulegen, oder die Stadt sogleich zu verlassen. Er zog das letztere vor und theilte seine Aufträge schriftlich mit. Von da an wurde er bald in Paris, dann wieder in Florenz, Würzburg und anderen Orten gesehen. Nachdem er im Gefolge seines Herrn die abenteuerlichsten Dinge erlebt, wurde er endlich von ihm entlassen,

und der überall umherschweifende Exkammerdiener ließ sich in allerlei Unternehmungen ein, bis wir zuletzt seine Spur verloren. Nur von Zeit zu Zeit spukte er noch mit dem falschen Namen in öffentlichen Blättern, und noch im Jahre 1840 waren meine Verwandten und ich genöthigt, in der Allgemeinen Zeitung dagegen zu reklamiren. Ich erwähnte aber dieses an sich unbedeutenden Vorganges, um dadurch wiederholt gegen die wunderliche Laune des Herzogs Karl, wie gegen die Unverschämtheit, mit welcher Bitter dieselbe benützt, Verwahrung einzulegen. Herzog Wilhelm aber, welcher sich bei diesem Anlasse der verletzten Rechte unserer Familie auf's Freundlichste annahm, scherzte später oft darüber und meinte, ich sollte mich für diesen „bittern Vetter“ damit trösten, daß ich ihm gegenüber als der „süße“ erscheine.

Mit einem großen Hofdiner bei dem Schlusse der Ständeversammlung endete das Jahr 1831, und am nächsten Tage fand das gewöhnliche Neujahrsbanquet mit den Ministern, dem Hofstaate, den Gesandten und Fremden statt. — Die großherzogliche Regierung, durch den ermüdend langen Landtag fortwährend in Anspruch genommen, konnte sich nun ungestörter der inneren Verwaltung unterziehen, keine kleine Aufgabe, welche ihr die thätigen, Alles ändernden und in Frage stellenden Stände hinterlassen. In dem Grade, als diese neun Monate an Diäten verzehrten, war man bemüht, wieder in anderer Weise zu sparen. Aber auch den Außendingen konnte man sich jetzt wieder unbefangener zuwenden, und da waren es denn die deutschen Angelegenheiten in erster Linie, welche das Kabinet beschäftigten. Auf einer Seite die zunehmende Gährung, auf der anderen die Vorstellungen des Bundes, dessen Anschauungen nicht immer im Einklange mit den Beschlüssen der badischen „Volkskammer“ standen, alle diese Erscheinungen bildeten eine Reihe von unerquicklichen Sorgen,

Geschäften und Konflikten für den neu ernannten Staatsminister des Aeußern, Freiherrn v. Türkheim. Ich selbst aber, des langen Harrens wie der gezwungenen Unthätigkeit müde, wünschte lieber wieder in meine früheren Dienstverhältnisse nach Wien zurückzukehren, was man denn auch, meine billigen Ansprüche auf Beförderung nicht beachtend, nach langem Zögern bewilligte. Vorher begab ich mich jedoch nach Freiburg, wo ich im väterlichen Hause, umgeben von liebenden Verwandten, einige ungemein heitere Wochen zubrachte, nur einen Augenblick durch eine unerwartete Episode getrübt. Nach dem Falle von Warschau hatte sich ein Schwarm flüchtiger Polen nach allen Richtungen über Deutschland verbreitet. Die beredte Schilderung ihrer Leiden und Noth wie der Anblick ihrer Jammergestalten brachten allenthalben eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein solcher Zug kam im Februar auch durch Freiburg. Man beschenkte, bekleidete, bewirthete, unterstützte sie in jeder Weise, doch ließ man natürlich diese schöne Gelegenheit zu politischen Demonstrationen auch hier nicht unbenützt vorüber gehen; die schwunghaften Reden, die feuerigen Toaste bei den Trinkgelagen wurden bald von den Sälen auf die Straßen verpflanzt, und des nicht selten die Nachtruhe störenden Lärmes war kein Ende! Welch fein fühlendes Gemüth könnte dem traurigen Geschicke einer Nation, welche mit so glänzenden historischen Erinnerungen einen gewissen ritterlichen Charakter verband, die wärmsten Sympathien versagen? Doch mischten sich in diese Theilnahme gleich viele Täuschungen über den eigentlichen Geist und die Tragweite einer ebenso leichtfertig unternommenen, als mit aufopfernder Tapferkeit durchgeführten Erhebung. Es war die Sache des Glaubens, die der Vorrechte des Adels, welche man in Warschau verfechten wollte; an diese Vorkämpfer schloß sich der Mittelstand, hing sich die Umsturzpartei an. So kam es denn, daß sich neben den Mitgliedern der ersten Familien unbekannte Demagogen in den Reihen fanden und Rußland deßhalb zu einem Kampf auf Leben und Tod

herausgefordert wurde, der begreiflich mit der Niederlage des Schwächeren enden mußte.

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, fand ich dort den Carneval in ziemlich lebhafter Bewegung. Am 1. März wurde der Jahrestag des Regierungsantritts des Kaisers Franz vor 40 Jahren durch einen feierlichen Gottesdienst in der katholischen Kirche und ein Galladiner bei Hofe begangen, bei welchem Anlasse der Großherzog in der Uniform seines österreichischen (des 59.) Infanterie-Regiments erschien. — Um diese Zeit sah ich an dem Gasthoftische täglich einen kleinen, häßlichen Mann, den ich für einen Juden hielt, und welcher stets finster vor sich hinblickte, ohne je ein Wort zu sprechen. Ich erfuhr, daß es Börne war, dessen frühere Werke mich ungeachtet aller ihrer Schwächen so sehr unterhalten hatten. Sein Aeußeres schreckte mich ab, und was er später in ekelhaftem Cynismus und undeutschem Spotte geschrieben, ließ mich keineswegs bedauern, nicht persönlich mit ihm in nähere Berührung gekommen zu sein.

Im März begleitete ich den Grafen Buol nach Mannheim. Wir brachten da in dem heiteren Kreise von Bekannten und Verwandten einige vergnügte Tage zu und besuchten beinahe jeden Abend den Salon der Großherzogin Stephanie. In früherer wie in späterer Zeit hatten in Mannheim, Baden, Umkirch wie an anderen Orten diese Abendgesellschaften für mich immer den größten Reiz. Die liebenswürdige, unbefangene Art, mit der die edle Fürstin bald anziehende Gegenstände zu berühren, Fragen aufzuwerfen, jeden Gast zu beschäftigen wußte, war nur ihr eigen; bald warf sie mit dem Bleistifte kleine Zeichnungen auf's Papier, bald sang oder spielte sie am Piano, oder machte mit großer Geschicklichkeit eine Partie Billard; die Karten liebte sie nicht. Rasch, in der reizendsten Abwechslung verflossen immer diese Abende, und ich dachte mir oft, welch eine dankbare Aufgabe es für eine

gewandte Feder sein müßte, die Annalen des Salons Stephanie von ihrem ersten Auftreten in Mannheim 1807 bis zu ihrem noch immer allzu frühen Tode 1860 in Nizza zu schreiben. Um ihre so graziöse Erscheinung gruppirten sich da stets die merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit; es war ihr Salon gleichsam ein neutraler Boden, auf dem sich Fürsten und Künstler, Staatsmänner und Krieger, die Vertreter aller politischen Meinungen, Leute vom Hofe wie aus der gelehrten Welt, geistreiche Frauen wie fein gebildete Männer und Schriftsteller zu immer anregenden Gesprächen zusammenfanden. Aller Zwang war so gut wie aufreizende Polemik und langweilige Pedanterie verbannt. Zu jener Zeit nun gewann dieser Zirkel noch dadurch einen höheren Reiz, daß sich die Herzogin v. St. Leu auf Besuch bei ihrer Cousine befand. Ich hatte diese merkwürdige Frau früher nie gesehen; eine hohe Gestalt, eine natürliche, graziöse Liebenswürdigkeit verriethen mehr als ihr gealtertes Gesicht frühere Schönheit und äußere Vorzüge. Die unmittelbar vorangegangenen traurigen Tage hatten über ihr sonst so heiteres Gemüth einen Schleier stiller Wehmuth geworfen. Dennoch blieb die „Reine Hortense“ ihrer Gewohnheit treu: „de roucouler ses romances“; ohne „partant pour la Syrie“ konnte man sie sich nun einmal nicht denken; auch durchging sie mit der Großherzogin den Klavierauszug der damaligen Lieblingsoper „Robert der Teufel“. Es zeichneten beide Prinzessinnen um die Wette, dieß Talent in zierlicher Weise übend. Die beiden allerliebsten, noch sehr jungen Töchter der Großherzogin, Josephine und Marie, versammelten wieder um sich einen munteren Kreis, wo kleine, nicht immer stille Spiele aufgeführt wurden. An diese schloß sich dann auch ein junger Mann an, der eher zurückhaltend und unbedeutend, als vorlaut und lebhaft, dennoch unsere Aufmerksamkeit auf sich zog; es war Louis Napoleon, nach dem kürzlich in Italien erfolgten unglücklichen Tode seines älteren Bruders der einzige Sohn und Erbe der

Hortense. Sie hatte mit ihm, nachdem sie den großmüthigen Schutz Ludwig Philipps genossen, Paris verlassen, um, über Mannheim reisend, ihren künftigen Aufenthalt auf dem Arenaberg zu nehmen. Nichts ließ in dem beinahe schüchternen, jedenfalls sehr verschlossenen Jünglinge die Geschicke ahnen, denen er entgegen ging. Die beiden fürstlichen Frauen fanden ihn nicht aufgeweckt, nicht theilnehmend genug. Ich selbst aber sollte ihn erst 28 Jahre später in Baden als Kaiser wiedersehen. A. v. Sternberg hat in seinen „Erinnerungsblättern" in anmuthiger Weise jene Abende im Mannheimer Schlosse geschildert, wenn er es gleich, seiner Manier treu, nicht lassen konnte, einige Pinselstriche beizufügen, welche das Gemälde entstellen. Aber seine Skizze ist nicht ganz vollständig; neben der originellen Gräfin Walsh durfte auch der Obersthofmeister v. Roggenbach, neben Fräulein Jung die ebenso anspruchslose als talentvolle M. Bils Platz finden, welche mit ihrem ausgezeichneten Klavierspiele so manchen Abend erheiterte. Mit der gebildeten Fräulein v. Reck konnte wohl auch die niedliche Hofdame Gräfin Kagenek genannt werden, die mit dem Hofmarschalle v. Schreckenstein 40 Jahre lang die unzertrennliche Gefährtin der Großherzogin war!

Von Mannheim aus begab ich mich zum Besuche des Herzogs Ferdinand von Württemberg nach Mainz. Er bewohnte dort, als Gouverneur der Bundesfestung, mit seiner Gemahlin Pauline das großherzogliche Schloß. Es versammelte sich da oft Abends ein anziehender Kreis von Bekannten, unter denen der so ausgezeichnete Herzog Wilhelm von Nassau, wie der liebenswürdige Prinz Emil von Hessen immer gern gesehen waren. Auch die Familie Mennsdorf war meistens unter den Theegästen. Wer die schlichte Frau sah, wie sie den vortrefflichen Gatten ihrer Wahl in seinen verschiedenen Garnisonen begleitete, wie sie mit ihm ihre Söhne, eine liebende Mutter, zu tüchtigen Soldaten erzog, hätte leicht vergessen, welchem erlauchten Stamme sie angehörte, ließen

ihr feiner Verstand, ihr einfach wohlwollendes Wesen in ihr nicht die würdige Schwester des Königs Leopold erkennen.

Während ich mich zur Rückkehr nach Wien anschickte, zogen noch in diesem ersten Halbjahre 1832 unseren Blicken gar wichtige politische Ereignisse vorüber. Zuerst Frankreich, das nie ruhende; es hatte da der Ausbruch der Cholera den Pöbel zu den furchtbarsten Excessen verleitet, und wie abermals Barrikaden und Straßenkampf die Pariser mit Entsetzen erfüllten, entzündete sich der Bürgerkrieg auf's Neue in der Vendée. Die muthige Herzogin von Berry hatte bei dem gewagten Unternehmen, ihrem unmündigen Sohne den Thron zu erkämpfen, vergessen, daß der kühnste Wille da nicht genüge, wo die Kräfte nicht ausreichen. Der abenteuerliche Zug endete in kläglicher Weise zu Blaye, und wenn dieser Ausgang ihre Anhänger tief betrübte, ihre Gegner mit unverhohlener Schadenfreude erfüllte, so traf Louis Philipp der nicht unverdiente Vorwurf eines feigen, unzarten Benehmens gegen eine fürstliche Frau und nahe Verwandte. Die Regierung aber, von allen Seiten gedrängt, ermannte sich, und was man vor einem Jahre noch für unmöglich gehalten hatte — der Belagerungszustand wurde im Juni verfügt. — In Italien wiederholte Zuckungen, denen Oesterreich und Rom entgegentraten, während in Uebereinstimmung mit diesen Staaten zur Herstellung der Ruhe französische Truppen Ancona besetzten. — In der Schweiz Unruhen, welche in einigen Kantonen in Anarchie ausarteten. — Endlich in Deutschland selbst hatten Presse wie Kammerverhandlungen die Gemüther in gleicher Weise aufgeregt; der Polenschwindel that das Uebrige, und in zahllosen Schwingungen hatten sich diese Ideen, die öffentliche Ruhe gefährdend, verbreitet. Die Gährung fand ihren entschiedensten Ausdruck, erreichte den höchsten Grad in dem Hambacher Volksfeste trübseligen Andenkens. Im Freiheitsrausche überbot man sich bei Wein und Gesang, von unzähligen deutschen Fahnen überragt, an politischen Ausschweifungen und Orgien, die

in ihrer rothen Färbung nur zu sehr an 1793 erinnerten. Der Bundestag, bisher nur abwehrend, beschwichtigend, mahnend, trat nun energischer auf, und die Frankfurter Beschlüsse stellten, wenn auch vielfach geschmäht, dennoch eine vorübergehende Ordnung her. — Mitten unter diesen Wirren gingen aus den Londoner Verhandlungen zwei neue Königreiche in Europa hervor: Leopold bestieg den belgischen, Otto den griechischen Thron.

In Begleitung meines Schwagers A. v. Roggenbach kehrte ich Anfangs Mai über Mannheim, Heilbronn, Regensburg und Linz nach Wien zurück, wo ich mich schon wieder im Juni — dießmal bei Dehne, dem Hofburgtheater gegenüber — installirt fand und diese freundliche Wohnung während drei Jahren nicht verließ.

Achter Abschnitt.

(1832 — 1835.)

Inhalt: Wien. Freiherr v. Falkenstein. Politische Rückblicke. Die Cholera. Tod von Gentz. Ableben des Herzogs v. Reichstadt und der Markgräfin Amalie von Baden. Die jüngere Königin von Ungarn. Ein Attentat. Ein Gedicht Grillparzer's. Die zehnte Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher. Die Bourbonen älterer Linie. Die Großherzogin Stephanie in Wien. Pozzo di Borgo. Das Jahr 1833. Uebersicht. Schriftsteller. Volksleben. Theater und Fasching. Die Grippe. Graf Polier. Politische Bewegungen. Fürstencongreß in Münchengrätz. Drei Todesfälle. Diplomatische Corps und Salons. Drei Damen aus der Gesellschaft. Die deutschen Ministerialconferenzen. Porträte. Die Schweiz. Feste und Liebhabertheater in Schönbrunn. Ein Pasquill. Fremde und Bekannte in Wien. Fürst v. Fürstenberg. Varnhagen von Ense. Graf Ferd. Palffy. Neustadt und Eisenstadt. Eine Installation. Zwei Lager. Vermählungen und Testamente. Saphir. Wiener Kritik. Holtey und Raimund. Trauung des Grafen Sandor. Tod des Kaisers Franz. Oligarchie. Botschaften und hohe Besuche. Trauerfeierlichkeiten und Huldigung. Die erste Industrieausstellung. Auswärtige Ereignisse. Zusammenkunft der Monarchen in Töplitz und Prag. Kaiser Nikolaus in Wien. Meine Abreise.

So war ich denn nach zweijähriger Abwesenheit wieder in meine vorigen Verhältnisse zu Wien eingetreten, und ehe ich noch Zeit fand, mich gehörig umzusehen, mich mit den mannigfachen Veränderungen, welche sich da im großen Ganzen, wie in dem engeren Kreise meiner Umgebungen zugetragen, erwarteten mich gleich anfangs ebenso wohl Rücksichten zarter Natur, als Geschäfte nicht gerade der angenehmsten Art.

Die Vorgänge des Jahres 1831 hatten die großherzogliche Regierung dem kaiserlichen Hofe vielfach entfremdet; eine

Verstimmung, welche General v. Tettenborn in seiner eigenthümlichen Stellung ganz zu heben nicht geeignet war, fiel dem Großherzog peinlich, und man fand es gerathen, ein besseres Einvernehmen wieder anzubahnen, den geheimen Rath v. Falkenstein in besonderer Mission nach Wien zu schicken. Diese Sendung kam Tettenborn selbstverständlich nicht gelegen, dennoch benahm er sich dabei taktvoll und klug genug, um sich ebenso gut einen Theil am Erfolge derselben zuschreiben zu können. Der redliche, mit dem besonderen Vertrauen seines Herrn beehrte Freiherr v. Falkenstein, dem Kaiser überdieß als guter Freiburger persönlich bekannt, kehrte vollkommen befriedigt und mit dem beruhigenden Bewußtsein zurück, den Zweck seiner Mission erreicht zu haben. Die Spannung jedoch, welche zwischen meiner Regierung und meinem Chef eingetreten war, wirkte nachtheilig auf mich und mein Verhältniß zu ihm zurück, und es bedurfte längerer Zeit, und einer festen Ausdauer von meiner Seite, um die Vorurtheile Tettenborn's zu besiegen.

Ein kurzer Rückblick auf die Lage Oesterreichs während der zwei Jahre mag den folgenden Schilderungen der sich von da aneinanderreihenden Tagesbegebenheiten zur Einleitung dienen. Die Julirevolution hatte unsanft aus dem behaglichen Zustande gerüttelt, dem man sich in Wien hingegeben. Noch weit mehr aber erschütterte die von wahrem Entsetzen begleitete Empörung in Russisch-Polen. Bald nachher schlugen die Flammen des Aufruhrs in Italien auf, und es trat eine ernste Mahnung an das Kabinet heran, was so lange und in so unbegreiflicher Weise vernachlässigt worden, zu verbessern, und zwar in erster Reihe — den Zustand der Armee. Sie erschien nach einem Jahre wie verjüngt, rüstige Führer an ihrer Spitze, ergänzt, muthig, voll des besten Geistes, mit erneuerter Kraft und gänzlich verändertem Aussehen! Dazu trug denn auch der Tod Kutschera's, die Besetzung der höchsten Kriegsämter durch fähige Männer der That, trug endlich das unabweisliche Gebot der Nothwendigkeit bei. Invalide

wie untaugliche Generale wurden durch jüngere, tüchtige Offiziere ersetzt und selten sah man noch einen auffallenderen Umschwung, ein rascheres Avancement. Man entsagte dem System einer engherzigen Sparsamkeit, und fühlte, daß bei einem Heere jeder Stillstand einer Niederlage gleich komme. Bei einem thatkräftigen Willen wurde so in kurzer Zeit Großes vollbracht; weit wichtigere Veränderungen waren aber noch einer späteren Epoche vorbehalten. Wo die Gefahr am dringendsten, war die Thätigkeit am sichtbarsten — in Italien. Hier vollführte der ebenso erfahrene und gewandte, als noch rüstige Radetzky Unglaubliches; jetzt und später herrschte darüber nur eine Stimme, daß kein österreichisches Armeecorps glänzender, keine Truppe besser eingeübt, von ächt kriegerischem Geiste beseelt war. Dennoch fanden sich in Wien Neider und Pedanten genug, welche den kühnen Plänen des tapferen Generals nicht folgen wollten, und befürchteten, daß sein Corps, welches doch nur eine ruhmlose Jagd auf italienische Feiglinge zu bestehen hatte, die anderen Heerestheile überflügeln könnte.

Aber auch die Politik Oesterreichs mußte von 1830 bis 1835 eine jener der fünf früheren Jahre entgegengesetzte Richtung annehmen. Die Haltung der Regierung Rußland gegenüber war eine weise, ruhige, sie trat mit Preußen mehr vermittelnd als thätig einwirkend in dem Warschauer Aufruhre auf; Galizien hatte sich der Bewegung nicht angeschlossen, und den in Ungarn ausgebrochenen Unruhen lagen andere Ursachen zu Grunde. Fürst Metternich aber erkannte, daß er mit der Zeit in dem vorsichtigen, zu keinerlei Uebergriffen geneigten Ludwig Philipp einen sicheren Verbündeten zur Abwehr der revolutionären Umtriebe gewinnen könne. Wenn sich nun auch ein gewisses Mißtrauen, genährt durch die enge Allianz mit England, einem allzu raschen und entschiedenen Anschließen beider Höfe entgegenstellte, so ließ doch der Julithron das Wiener Kabinet in Italien sichtbar gewähren, und hinderte nicht die lange Reihe von Maßregeln, welche zur

Beruhigung Deutschlands versucht worden waren. Dagegen verzichtete Oesterreich wieder auf einen unmittelbaren Einfluß in jenen Fragen, welche dasselbe — wie in Spanien, Portugal, Belgien, Griechenland und der Schweiz — nicht zunächst und dringend berührten.

Kaum war der erste Lärm der Julitage verrauscht, als im September der ungarische Landtag in Preßburg zusammen berufen, und ein ebenso kluger als zeitgemäßer feierlicher Akt vorgenommen wurde. Um in stürmischer Zeit dem an Geist und Körper gleich schwachen Erzherzog-Kronprinz die Nachfolge in jenem Lande zu sichern, ließ man ihn zum jüngeren Könige von Ungarn krönen. Bald nachher (1831 Febr.) wurde der Kronprinz mit der sardinischen Prinzessin Anna Maria Pia vermählt. Ein anderes, nicht minder glückliches, in der kaiserlichen Familie längst ersehntes Ereigniß war schon früher eingetroffen. Am 18. August 1830 wurde dem Erzherzog Franz Karl ein Sohn, Franz Joseph, — der muthmaßliche Thronerbe — geboren.

Auch im Metternich'schen Hause fand ich bei meiner Rückkehr bedeutende Veränderungen. Der Fürst hatte sich zu einer dritten Ehe entschlossen, und im Januar 1831 wurde ihm die Gräfin Melanie Zichy Ferraris angetraut, und ich fand sonach Mai 1832 nicht nur die mir schon bekannte, sondern auch noch eine ganz kleine, vierteljährige Melanie in der Staatskanzlei einheimisch. Es war nun wieder ein neues Leben in diese so lange verwaisten Räume zurückgekehrt, und von da an verging nur selten ein Abend, den ich nicht dort, oder im Sommer in der Villa am Rennwege zubrachte. Welche Gespräche, unterhaltend und belehrend zugleich! Spiel, Tanz und Musik waren nicht ausgeschlossen. Wäre es möglich gewesen, mit stenographischer Feder alle diese Salonscenen in ihren wechselnden Nüancen auf dem Papiere festzuhalten, es gewährten solche Schilderungen einen anziehenderen Stoff, als die Protocolle mancher ernsteren Versammlung.

Im Herbste 1831 wurde Oesterreich von einer bish
kannten Geißel heimgesucht — der Cholera, — welche
über die meisten Theile der Monarchie verbreitete. Sie
Wien selbst bei ihrem ersten Auftreten plötzlich in einer
200 Opfer hinweggerafft, dennoch fanden bei den Schr
welche diese unheimliche Erscheinung begleiteten, nicht wie in
großen Städten, Excesse des Pöbels statt; man belehrte
wissenden, gab den Aermeren reichliches Almosen und ge
Arbeit, versorgte Kranke mit wärmerer Kleidung, gesunden
und wie immer gab sich in Wien auch bei diesen Anlässe
allen Klassen ein edler, aufopfernder Wohlthätigkeitssin
Bald nach meiner Ankunft trat die bereits erloschene C
wieder mit gesteigerter Heftigkeit auf, und nun, nachdem ic
der Nähe gesehen, mehrere Bekannte begraben, Menschen ri
selbst im eigenen Hause gestorben waren, hatte das Gesp
mich viel von seiner Furchtbarkeit verloren. Es ist eigentl
die Idee seiner unmittelbaren Nähe, die uns wie ein Alp
stigt, der rasche Verlauf der Krankheit, welcher erschütter
kannte, die man gestern noch begrüßt, verschwinden plötzlich
unbegreiflicher, beinahe launenhafter Weise berührt der Wi
jedes Alter, jede Menschenrace; Starke wie Schwache. I
ist die Cholera weniger gefährlich als andere ansteckende
heiten, wie die Pest, Typhus, Scharlach, Blattern u. s. w.
hundert Fällen kann man gewiß 90 nachweisen, daß man
Cholera durch irgend eine Unvorsichtigkeit, einen Diätfehler
zugezogen. Eine Genesung, wird der Anfang der Krankhe
vernachlässigt, ist beinahe immer ebenso gewiß, als eine I
ist ihr erstes Stadium einmal überschritten, selten. Nu
Schwache, vor allen aber Trunkenbolde, fallen ihr sicher zu
Ich selbst fühlte während dieser Periode so wenig als i
später durchlebten Choleraepidemien irgend ein Unwohlsein

im Leben ärmer sind. Ich habe mich dabei überzeugt, daß von all' den vielgepriesenen Heilmethoden keine untrüglich befunden wurde; es muß sich das Verfahren immer nur nach der eigenthümlichen Konstitution des Kranken selbst richten. Am unsinnigsten sind aber auch hier die gutgemeinten Rathschläge der Aerzte, sich vor Gemüthsbewegungen zu hüten; in wessen Macht steht es, sie zu verhindern oder über sie zu gebieten? sind ja sogar aus Furcht vor der Cholera allein Menschen krank geworden und gestorben. Sonderbarer Weise sind da die Sterbefälle nicht viel häufiger als in gewöhnlichen Zeiten, und ist dieß auch nicht der Fall, so gleicht sich die Zahl der Bevölkerung nach der Durchschnittsberechnung später bald wieder aus. Frauen werden in der Regel mehr davon betroffen als Männer. Eine in der That schauderhafte Seite dieser Krankheit bildet die nahe Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es sind mir Fälle bekannt, in denen die vermeintlich Todten erst nach 4 Tagen aus dem Starrkrampfe erwachten, und es kann nicht genug vor dem Drange gewarnt werden, sich der Leichen, aus Furcht vor Ansteckung, bald möglichst zu entledigen. Wie viele Unglückliche in Spitälern und auf dem Schlachtfelde mögen so der gräßlichsten aller Todesarten verfallen sein! Endlich ist man so ziemlich allgemein von dem Wahne zurückgekommen, die Cholera absperren zu wollen; kein Klima, kein Himmelsstrich, weder Gebirge noch Ebenen, bleiben von dieser räthselhaften Seuche verschont; sie setzt über Meere und Flüsse, wird von den höchsten Bergketten nicht aufgehalten, und verbreitet sich oft sprungweise in unbegreiflicher Art. So empfehlenswerth diätische Maßregeln, so erfolgreich vorbeugende Mittel sind, so unzweckmäßig haben sich jene quälerischen Vorschriften erwiesen, welche in der wohlgemeinten Absicht, die Krankheit abzuhalten, über Länder und Völker weit größere Uebel brachten, als die Ansteckung selbst. War die Cholera häufig die Veranlassung oder auch nur der Vorwand zu Aufruhr und den furchtbarsten Greueln,

so hatte sie doch auch wieder oft das Verdienst, die Menschen zu Gott zurückzuführen, sie zu bewegen, sich unter einen unerforschlichen, allmächtigen Willen zu beugen, und waren diese Folgen, wenn vielleicht auch nicht immer nachhaltig, doch jedenfalls heilsam.

Ich gehe nun zur Erwähnung der Begebenheiten über, wie sie sich mir, der Reihe nach, im Laufe der Zeit darstellten.

Kaum war ich einige Wochen in Wien zurück, als (9. Juni) Hofrath v. Gentz starb. Ich habe der Silhouette *), welche ich früher von diesem berühmten Manne entworfen, nur wenig beizufügen. Es wurden da seine Vorzüge, auffallenden Schwächen gegenüber, zu schildern versucht. Alles, was ich seither von ihm und über ihn gelesen, konnte in mir nur jenes Urtheil bestätigen. Wer sich in seinen Ansichten über Thatsachen und Menschen von einer so leidenschaftlichen Verblendung leiten läßt, wer so wenig Herr einer gereizten Stimmung, so einseitig absprechend ist, kann nicht Anspruch auf die Eigenschaften eines großen Staatsmannes, noch weniger auf die eines wahrheitsgetreuen Historikers machen. Wer so offen seine eigene Schmach nicht nur bekennt, sondern sich ihrer auch noch rühmt, entbehrt jeder sittlichen Würde. Wer ihm zu gefallen oder zu schmeicheln wußte, wurde von ihm weit überschätzt, dagegen fiel er mit so größerer Gehässigkeit über ihm mißliebige Personen her. Einen liebloseren Dienst aber konnte man dem Andenken Gentz's nicht erweisen, als durch den Druck eines Theils seiner Tagebücher, deren indiskrete Veröffentlichung nur die Aussicht auf einen schnöden Gewinn erklären kann.

Bald nach dem Congresse hatte sich Gentz von der großen Gesellschaft zurückgezogen; selbst bei Metternich sah man ihn nur selten; er besuchte einen Kreis vertrauter Freunde, und mit den Jahren nahm seine Scheu vor allem Fremden und Ungewöhnlichen

*) Erinnerungsbl. S. 73.

zu. Hinter seinen zwei großen Brillen beobachtete er im Stillen, und entschädigte sich dann für diese Zurückhaltung, gerade wie sein Freund Varnhagen, zu Hause durch die gallichten Ergüsse seiner Feder. Sehr empfindlich gegen Kälte, wußte er sich in seinen vier Mauern so bequem und warm als möglich einzurichten, und war dabei von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, die sich mit ihm in die grenzenlose Unordnung des Haushaltes theilte. Gegen diese zeigte er sich sehr großmüthig, gab auch Hände voll Gold für Fiaker, Trinkgelder u. dgl. aus und bemerkte darüber mit Befriedigung: „dafür sehe ich auch überall freundliche Gesichter" — abermals ein versteckter Zug seiner gewohnten Poltronerie. Im Sommer pflegte er seiner Blumenliebhaberei in der mit elegantem Luxus eingerichteten Villa zu Weinhaus, wo er zahlreiche Besuche empfing. Freundlich und unterhaltend für gute Bekannte, war er oft rücksichtslos, ja unhöflich für ihm Gleichgültige. So sagte er einst zu einer mir befreundeten Dame, die zufällig neben ihm bei Tische saß: „Sie haben mir, ich Ihnen nichts zu sagen, was uns gegenseitig interessiren kann; schweigen wir daher lieber beide ganz still!" Bei einem anderen Diner rief er ganz laut und entrüstet aus: „Hier lebe ich nur von Wasser und Brod, denn diese kann man doch nicht, wie Küche und Keller, vergiften!" In den letzten Jahren entsagte Gentz wieder mehr seiner Zurückgezogenheit, da einige junge Damen aus der höheren Gesellschaft Geschmack an seiner Conversation fanden; sie luden ihn ein, schrieben ihm Morgenbriefe, überhäuften ihn mit Lob, mit einem Worte, sie brachten Gentz in die Mode. Der alte, eitle Mann war nicht unempfänglich für solche unerwartete Zuvorkommenheit; er änderte seine Lebensweise, wurde überall eingeladen, fetirt, geschmeichelt, und glaubte im Ernste an die Dauer eines nur auf augenblickliche Unterhaltung berechnenden Scherzes. Mit dem gefährlichen Spiele der geselligen Coquetterie erwachte aber auch in Gentz die längst entschlummerte Sinnlichkeit, und er sollte sich noch in der letzten Zeit durch über=

triebene Zärtlichkeit lächerlich machen. Von den prüden Damen, die nur den geistigen Verkehr mit Gentz suchten, wandten sich seine Blicke einer schönen Tänzerin zu. Er verließ die Salonfreuden, um nur für Fanny Elsler zu leben, brachte Stunden in ihrer Familie mit ihr zu, bedeckte sie mit Gold, vertauschte seine diplomatischen Arbeiten mit dem süßen Geschäfte ihrer geistigen Ausbildung, und verträumte so die letzten Tage seines Lebens in Liebesgaukeleien. Während sich Fanny auf einer Urlaubsreise in Berlin befand, besuchte er täglich ihre Wohnung, schrieb ihr darin die zärtlichsten Briefe, schmückte sie mit Blumen aus und erfüllte sie mit Wohlgerüchen wie mit Seufzern der Sehnsucht. In diesen bis an Wahnsinn grenzenden idyllischen Freuden wurde Gentz durch einige wohlgefällige Freunde unterstützt; doch bald überraschte ihn der Tod. Fanny kam gerade noch zu rechter Zeit zurück, um ihn sterben zu sehen. Selten verließ noch Jemand das Leben mit mehr philosophischer Ruhe, welche in seltsamem Kontraste zu seiner Todesfurcht stand.

Den 6. Juli gab die Erzherzogin Sophie einem zweiten Prinzen — Ferdinand Max — das Leben. Ich wohnte mit dem ganzen diplomatischen Corps der feierlichen Taufhandlung in Schönbrunn bei, welche der Fürst-Erzbischof Milde vollzog. Der Kaiser war während mehreren Wochen auf einer Reise in Oberösterreich abwesend.

Jener erfreulichen Geburt folgte nur zu bald ein, die kaiserliche Familie tief betrübender Todesfall. Während einer durch die Cholera noch unerträglicher gewordenen Hitze erlag in den Morgenstunden des 22. Juli der Herzog von Reichstadt seinen langen unsäglichen Leiden.*) Nur Maria Louise und der Erzherzog Franz Karl umstanden sein schmerzenvolles Sterbelager! Welch ein Geschick, einzig in der Geschichte! Nur 21 Jahre waren verflossen, als

*) Erinnerungsbl. S. 42 u. flg.

dieser einzige Erbe Napoleons geboren, und nun starb der zarte, blonde Knabe, dessen einstige Bezeichnung als Napoleon II. erst in neuester Zeit wieder zur Geltung kam, ruhm- und thatenlos an einer auszehrenden Krankheit! Zweimal im Leben, 1814 und 1830, war dem Herzog der Weg zum Throne gebahnt; die göttliche Vorsehung hatte es anders beschlossen! Herrliche Anlagen, edle Gaben, viele Hoffnungen trug man mit diesem jungen Prinzen zu Grabe, und tief erschüttert sah ich den stillen, nächtlichen Trauerzug mit Fackeln sich von der Burg nach der Gruft der Kapuziner in Bewegung setzen! Die Wiege — einst ein Geschenk der Stadt Paris an den „König von Rom" — wird in der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt, und so trennen nur wenige Schritte die Wiege von dem Sarge, gleichsam symbolisch den allzu kurzen Lebenslauf des Herzogs bezeichnend! Die Trauer war allgemein. Marmont, der dem Vater so nahe gestanden, dem Sohne in der letzten Zeit Unterricht in der Kriegsgeschichte und Wissenschaft gegeben, konnte an jenem Abende, den ich mit ihm zubrachte, dem unaufhaltsamen Laufe seiner Thränen nicht gebieten.

Einen Tag vor jenem jungen Prinzen starb hochbetagt zu Bruchsal die Markgräfin Amalie. Der Kammerherr A. v. Gemmingen brachte diese Trauerbotschaft nach Schönbrunn, wo gerade die Königin-Wittwe Karoline mit der Prinzessin Marie von Bayern auf Besuch anwesend war. Dieser längst erwartete Verlust ergriff dennoch schmerzlich die hohen Verwandten, ließ eine nicht auszufüllende Lücke am großherzoglichen Hofe zurück und versetzte die meisten deutschen Fürstenhäuser in Trauer. Aber auch abgesehen von diesen nahen Familienbeziehungen, welch eine Fülle von Erinnerungen knüpfte sich an die ehrwürdige Gestalt dieser letzten Repräsentantin einer mit 1830 abgeschlossenen Epoche!

Das zweite Jahr ihrer Ehe war für die jüngere Königin von Ungarn schon ein Jahr von Leiden und Prüfungen gewesen. Ihre in Turin verabredete und dort durch Procuration gefeierte

Vermählung erschien Vielen unerwartet; man konnte sie sich bei der schwankenden Gesundheit des Kronprinzen um so weniger erklären, als die Thronfolge schon gesichert war. Ferdinand zählte 40, die hohe Braut schon über 28 Jahre. Sie erschien in Wien, und alsobald wandte sich ihr eine nicht gewöhnliche Theilnahme zu. Sie war schlank, würdevoll, ihr blasses Antlitz mit den ungemein feinen Zügen war so ernst, daß es ein leises Lächeln kaum verschönte. Man fand sie von einer in der kaiserlichen Familie nicht gewöhnlichen Förmlichkeit. So viel von dem ersten Eindrucke. Kaum hatte sich die Neuvermählte in ihren nunmehrigen Verhältnissen zurecht gefunden, sich schon damals, wie später immer, still, fromm, ergeben und wohlthätig gezeigt, quälte sie sich auch mit Erlernung der deutschen Sprache ab, weßhalb sie, wenn gleich ungern, öfters das Burgtheater besuchte. Hier nun wie auf Spazierfahrten sah man sie immer an der Seite ihres Gatten. Während des Sommeraufenthalts in Baden geschah es nun (9. August), daß auf den Kronprinzen, welcher mit seinem Adjutanten, Grafen Salis, spazieren ging, ein Schuß fiel. Die Kugel hatte den Erzherzog leicht verwundet und war im Aermel stecken geblieben. Der Thäter wurde, noch mit der Pistole in der Hand, verhaftet, der Kronprinz aber eilte zum Kaiser, um ihn zu beruhigen und zugleich Gnade für den unglücklichen Mörder zu erbitten. Die Nachricht von dem unglaublichen Attentate war alsobald nach Wien gedrungen und setzte die ganze Stadt in Bewegung. Ich sah Abends den Thäter geschlossen auf einem offenen Wagen hereinbringen, und nur mit Mühe konnte man ihn vor Mißhandlungen der entrüsteten Bevölkerung schützen. Man erfuhr, daß er ein pensionirter Hauptmann war, Reindl heiße und vom Kronprinzen schon oft großmüthig unterstützt worden sei. Erst kürzlich hatte er von ihm 100 fl. erhalten, und da dem Nichtswürdigen dieß zu wenig erschien, sich an seinem Wohlthäter rächen wollen. Wirklich konnte man diese That, welche ihm nicht einmal

eine traurige Berühmtheit verschaffte, nur einem Tollen zuschreiben, und als solcher wurde er denn auch behandelt. Er verschwand, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, in irgend einer Festung. Die Zeitungen erwähnten des Vorgangs nur mit einigen Worten, und es war weiter nicht mehr davon die Rede. Die fromme Gemahlin aber legte bei einer Wallfahrt die Kugel auf dem Muttergottes-altare zu Mariazell nieder.

Eine zweite, noch größere Lebensgefahr bestand der Kronprinz gegen Ende desselben Jahres. Sein Erbübel hatte sich, dießmal durch Schlaganfälle gesteigert, heftiger gezeigt, und so schnell nahmen die drohenden Symptome überhand, daß man am dritten Tag schon jeder Hoffnung entsagte. Die öffentlichen Vergnügungsorte wurden geschlossen, in den Kirchen Gebete angeordnet u. dgl. Doch bald trat eine günstige Wendung ein, und die Freude über diese unerwartete Genesung war ebenso ungeheuchelt als allgemein.

Ich kann mir nicht versagen, das gelungene und, wie ich glaube, wenig bekannte Gedicht beizufügen, welches Grillparzer bei diesem Anlasse in vielen Abschriften zirkuliren ließ. Es ist gleichsam ein Seitenstück zu jenen tiefgefühlten Versen, welche der Dichter 1826 nach der gefährlichen Krankheit des Kaisers Franz verfaßte. Die nachstehenden Zeilen nun enthalten ebenso viele poetische Schönheiten, als ihr Sinn verschiedene Auslegungen erfuhr.

Gedicht: Neujahr 1833.

Als der Thronfolger die Gesundheit wieder erhielt.

Bist Du genesen denn? Sei uns willkommen!
Wir jubeln in der Begeisterung Gluth!
Des Glückes sicher, das uns halb genommen,
Der Zukunft froh, denn Du bist gut!
Mag sein, daß höchsten Geistesgaben Fülle
Dereinst umleuchten Deinen Fürstenhut,
Wir forschen nicht, was Zukunft uns enthülle,
Des Einen sicher: Du bist gut!

Denn was der Mensch erringen mag und haben,
Die Güte bleibt der höchste letzte Preis!
Die Weisheit irrt, Bedächt'ge trifft der Tadel,
Die Tapferkeit erringt nur, was ihr glückt.
Doch Güte, Herr, gleicht der magnetischen Nadel,
Zeigt nach dem ew'gen Pol hin unverrückt,
Und Treue und Gerechtigkeit und Milde,
Sie sind nur Strahlen jenes einzigen Lichts!
Als Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde
Sprach er: „sei gut!" von Weisheit sprach er nichts!
Nicht gut nur heute, manchmal nur, nein immer, immer,
Ob Nutzen auch, ob schlaue Klugheit schützt;
Des Einzelnen Vortheil ist geborgter Schimmer;
Doch dauernd bleibt, was auch den andern nützt!
Und so ist denn der Gute auch der Weise,
Er ist der Erste, denn er bleibt sich gleich,
Er ist der Mächtige, denn im selben Gleise
Mit seines Schöpfers Weltall rollt sein Reich!
D'rum tritt die Zukunft an mit frohem Muthe,
Und jubelnd wird ein Chor einst singen:
Sein Volk war treu und Er war gut!

Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte hatte beschlossen, ihre jährlich wiederkehrende allgemeine Versammlung im Herbste 1831 in Wien zu halten. Doch da gerade dazumal die Cholera in jener Stadt ausbrach, so waren die Herren nach einer näheren persönlichen Bekanntschaft mit dieser Krankheit gerade nicht lüstern, und zogen es vor, sie in einer gewissen Entfernung theoretisch zu erforschen. Sie fanden es daher gerathen, diese zehnte Zusammenkunft auf das nächste Jahr zu verschieben, und so fanden sich denn die Mitglieder Ende September 1832 auch zahlreich ein. Ich muß mich auf die Annalen des Vereins beziehen, denn ich erinnere mich jetzt all' der gelehrten und berühmten Namen nicht mehr, welche hier genannt wurden. Die Zahl der Theilnehmenden betrug über 412, der Mehrheit nach

Oesterreicher. Unter ihnen glänzten Mohs als Mineralog, Littrow als Astronom, und mehrere bekannte Wiener Aerzte, wie Malfatti, Wierer, Türkheim u. a. Der Chemiker Jacquin präsidirte. Von Berlin war der Geologe Buch gekommen, und auch vornehme Dilettanten fanden sich bei den Sitzungen ein; Fürst Metternich, Graf C. Sternberg, Altgraf Salm, Marmont u. a. erschienen selbst bei den Verhandlungen der einzelnen Sektionen. Aber auch der Kaiser und einige in den Naturwissenschaften bewanderte Erzherzoge interessirten sich lebhaft für die Berathungen der Gesellschaft. Es fanden drei allgemeine öffentliche Versammlungen — den 18., 22. und 26. Sept. — statt, in welchen jedesmal drei größere Vorträge verschiedenen wissenschaftlichen Inhaltes gehalten wurden. Man bestimmte hierzu die schöne Aula der Universität. An einem dieser Tage ergab sich nun ein ganz eigenes Intermezzo: es bestieg nämlich ein kleiner, schon an Jahren vorgerückter, elegant gekleideter Mann die Tribüne. Die meisten Fremden kannten ihn nicht, doch lief ein leises Gemurmel durch den Saal, als Einige in dem stotternden Redner mit dem überrothen Gesichte den Grafen Ferdinand Palffy erblickten. Man fragte sich erstaunt, was dieser Magnat der gelehrten Versammlung mitzutheilen haben könnte, und die Verlegenheit des guten Grafen stieg in dem Grade, als die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht eben groß war, und das Rücken der Stühle, Räuspern u. dgl., bekannte Zeichen der Ungeduld zum Schlusse drängten. Er beeilte sich daher, und von der wenig vernehmbaren Rede erfuhr man später, daß er sich bemühen wollte zu zeigen, in welcher Weise solche Zusammenkünfte auch zu andern, als nur gelehrten, zu gemeinnützigeren Zwecken verwendet werden könnten. Er schien zu fühlen, daß die für das Wohl der Menschheit etwas sterile Ausbeute solcher Gesellschaften fruchtbringender gemacht werden könnte u. s. w. Dieß allerdings anziehende Thema wurde nun in ziemlich starken Gemeinplätzen breit getreten, und Fürst Metternich parodirte Abends die, zwar gut gemeinte,

aber mißlungene Rede Palffy's, indem er sagte: es sei ihm vorgekommen, als ob man einen Dictionär zerschnitten, die Stücke in eine Urne geworfen, und die Worte dann einzeln herausgezogen und vorgelesen habe. Auch noch lange nachher mußte der gute Graf manchen heiteren Spott über die eitle Befriedigung jener kleinen Laune hören. Auf Palffy selbst, eines jener Originale, welche nun leider ausgestorben scheinen, werde ich später zurückkommen.

Wie gewöhnlich war auch bei dieser Zusammenkunft für Feste, Zerstreuungen und Vergnügen gesorgt. Im Saale des Augartens versammelten sich die Mitglieder zu gemeinschaftlichen Mittagessen und Abendunterhaltungen, dabei fehlte es denn natürlich nicht an Reden und Trinksprüchen. Der Kaiser bewirthete die Gesellschaft unter einem Riesenzelte im Lachsenburger Parke, und einen Tag brachte sie in Baden zu, wo sie der Erzherzog Karl in seiner schönen Weilburg sah. Eine Medaille wurde zum Andenken an die Versammlung geprägt, Gedichte, Festlieder vertheilt u. dgl. So ließ denn diese Zeit bei den Gelehrten einen angenehmen Eindruck zurück, und Viele mochten wohl irrigen Ansichten entsagen, im Stillen manches Vorurtheil über Oesterreich ablegen, und sich der wohlwollenden, heiteren Gastfreundschaft erfreuen. Auf das öffentliche Leben Wiens selbst hatte die Zusammenkunft nur wenig Einfluß, und wenn man die Herren „im schwarzen Frack" in Schaaren durch die Straßen ziehen sah, scherzte das Volk gutmüthig: „Da gehen die Naturmenschen." Im Jahre 1855 sollten sie sich wieder in Wien versammeln, vertagten sich jedoch sonderbarer Weise abermals wegen der Cholera auf das nächstfolgende Jahr. Wie viele der früheren Vereinsmitglieder mögen sich wohl bei diesem zweiten Stelldichein eingefunden haben? Aber auch dieses traf den Fürsten Metternich noch theilnehmend am Leben!

In diesem Jahre hatte die flüchtige französische Königsfamilie Schottland verlassen und ein gastfreies Asyl in der österreichischen Monarchie gefunden, in der sie sich auch bisher immer aufgehalten. Karl X. bezog den Hradschin in Prag, berührte nie Wien und starb lebensmüde 1836 in Görz. Die übrigen Mitglieder der älteren Linie der Bourbonen hielten sich dann bald in Kirchberg, bald in Venedig oder anderen Orten auf; die Herzogin von Berry kaufte sich in Steyermark an, der Graf von Chambord bewohnte sein Schloß in Frohsdorf. Im Oktober war die Herzogin von Angoulême nach Wien gekommen. Ich hatte sie zehn Jahre früher im Glanze des Hofes der Tuilerien gesehen, und fand sie nun wieder in den Räumen, welche einst ihre kaiserliche Großmutter bewohnte, die ihr in der Taufe den Namen gegeben; es war gerade am Theresientage, den 15. Oktober, als ich ihr aufwartete; 40 Jahre zuvor hatte ihre Mutter den Martyrertod erlitten. Ich traf die Herzogin nur wenig verändert, nur war sie noch ernster geworden, und mit ihrer männlichen Stimme sprach sie immer in kurzen, abgestoßenen Sätzen. Ihre hohen Tugenden, ihre fromme Ergebung ließen die Schroffheit ihrer äußeren Erscheinung bald vergessen. Ruhig, ohne Bitterkeit nahm sie anscheinend wenig mehr Theil an den Ereignissen, ihre Sorge nur den königlichen Kindern zuwendend, die man von der Mutter seit deren Irrfahrten getrennt hatte. Einfach in ihrer Lebensweise und ihren Bedürfnissen, bewegte sich die Herzogin täglich in einem regelmäßigen Kreise, selbst in ihrer Kleidung war sie so auffallend vernachlässigt, daß man nur ihre Umgebung, besonders die sie stets begleitende alte Gräfin d'Agout, mit ihr vergleichen konnte. Beinahe komisch war es, zu sehen, welche Verlegenheiten den Franzosen die Titel bereiteten, die sie der Tochter Ludwigs XVI. beilegen sollten. Jene, welche Karl X. für ihren rechtmäßigen König hielten, nannten sie als Gemahlin des Thronerben „Dauphine“, Anderen galt sie, weil Karl X.

abgedankt, als „Reine Marie Thérese", und wieder Anderen, welche Henri V. als König ausgerufen, war sie nur dessen Tante, die Duchesse d'Angoulême, die unglückliche Tochter einer noch unglücklicheren Mutter. Von der schwer geprüften Fürstin wandten sich die Blicke theilsnahmsvoll der 14jährigen blonden „Mademoiselle" zu. Sie hatte ihre Mutter erst wieder nach langer, schmerzlicher Trennung in Leoben gesehen. Die Herzogin von Berry selbst aber war später öfter, doch immer nur auf kurze Zeit, in Wien erschienen, ein wenig vortheilhaftes Aeußere stets mit derselben Lebhaftigkeit verbindend.

Prinz Gustav Wasa hatte in diesem Sommer mit seiner jungen Gemahlin eine Villa in Meidling bezogen. Schon ein Jahr zuvor vermählte sich die schöne und liebenswürdige Prinzessin Cäcilie von Schweden mit dem Großherzog von Oldenburg, während Prinzessin Amalie bei ihrem Bruder in Wien geblieben war. Im Oktober kam nun die Großherzogin Stephanie von Baden mit den Prinzessinnen Josephine und Marie bei ihrer Durchreise nach Italien zu ihrer Tochter Louise auf einen 14tägigen Besuch. Es war das erste Mal, daß jene hohe Frau in Wien erschienen, und trat sie auch auf dem ihr fremden Boden etwas befangen auf, so gewann sie doch bald wieder die ihr eigenthümliche taktvolle Sicherheit und reiste ebenso befriedigt ab, als sie selbst den günstigsten Eindruck zurückgelassen. Die Majestäten behandelten die Großherzogin mit Auszeichnung, die Erzherzogin Sophie sah in ihr eine theuere Verwandte, und der Kaiser besonders ergötzte sich an der jugendlichen Munterkeit der Prinzessin Marie. Ueberdieß traten ihr auf jedem Schritte Erinnerungen in Masse entgegen! Hier war es Schönbrunn, wo sich so manche Scene aus dem Drama Napoleons abspielte, dort stand sie an dem frischen Grabe des Herzogs von Reichstadt, und konnte an einem Tage das Marchfeld wie die Insel Lobau besuchen. Sie traf hier mit den Flüchtigen von Holyrood zusammen und sah in ihrem eigenen Schwieger-

sohne den vertriebenen Erben eines alten Thrones. Nachdem sich viele Herren und Damen der Gesellschaft zum Besuche gemeldet hatten, drückte sie mir eines Tages den Wunsch aus, den Erzherzog Karl und Marschall Marmont zu sehen. Der Erzherzog lebte still, selbst vom Hofe zurückgezogen, in Baden, beeilte sich jedoch die Großherzogin aufzusuchen, und der General, welcher lange allein dem größten Feldherrn seiner Zeit siegreich gegenüber gestanden war, hatte eine lange Unterredung mit der geistreichen Fürstin, welche sich, von nicht minderem Interesse angezogen, auch mit dem greisen Marschall unterhielt. Darin besteht aber gerade der Reiz unserer, an so raschen Wechselfällen reichen Epoche, daß die meisten der handelnden Personen in so verschiedenen Lagen noch mit einander selbst in Berührung kamen!

Von den vielen Fremden und Diplomaten, welche Wien im Laufe des Jahres besuchten, war es vorzüglich Pozzo di Borgo, welcher die Aufmerksamkeit der Salonwelt auf sich zog. Dieser russische Diplomat war vom Congreß her in Wien Vielen bekannt und befreundet, stimmte aber mit dem Fürsten Metternich selten in politischen Fragen überein, sich nur mit ihm im Hasse gegen Napoleon vereinigend. Selbst Corse, verfolgte Pozzo seinen Landsmann unaufhörlich, trieb den Kaiser Alexander zum Kriege an und ruhte nicht, bis sein Feind in St. Helena war. Später, im Genusse eines beträchtlichen Vermögens, war es Pozzo, der als Botschafter Rußlands zu Paris das diplomatische Corps verhinderte, Karl X. auf der Flucht zu begleiten. Von einer Sendung aus Berlin nach Wien kommend, war die stattliche Gestalt des immer noch kräftigen, einst so schönen Mannes der Gegenstand besonderen Interesses. Mit der Julirevolution hatte jedoch Pozzo's Einfluß den höchsten Grad erreicht; er blieb nicht mehr lange Botschafter unter Louis Philipp, wurde zu verschiedenen Sendungen verwendet; immer lebhaften Geistes, überall gewandt, nicht selten intrigant, vertrat er zuletzt seinen Hof in London, und starb nicht

auf dem von ihm ersehnten Posten zu Paris, an den er sich früher so sehr festgeklammert hatte! —

Das Jahr 1833 war das ruhigste meines geschäftlichen Lebens; ich überließ mich um so froher einer gewissen Behaglichkeit, als die letzten Jahre in so fortwährender Aufregung vergangen waren. Selbst bei kleineren Ausflügen brachte ich keine Nacht außerhalb der Stadt zu, und sorgenfrei lebte ich nur selbstgewähltem Umgange mit wohlwollenden Freunden, den Genüssen, welche Geselligkeit, die Künste wie die schöne Natur in reichem Maße gewährten. Ich theilte meine Zeit in die Erfüllung meiner gewohnten Berufspflichten und in die nähere Kenntnißnahme der Erzeugnisse der schönen Literatur, welche ich während der politischen Stürme so ziemlich vernachlässigt hatte. Seit den Julitagen hatte auch die religiöse wie die poetische Richtung in Frankreich sich vielfach verändert. Lamennais, Chatel und die Simonisten hatten es vergebens versucht, eine neue Kirche zu gründen; Oesterreich blieb diesem Treiben fremd. Größere Anziehungskraft übten die modernen Dichter und Romanschreiber, und während Victor Hugo, Balzac, E. Sue, A. Dumas, Soulié u. A. der Literatur neue, bisher ungeahnte Bahnen eröffnet, that sich, zwei israelitische Bannerträger an der Spitze, Jung-Deutschland hervor, und es blieb auch diese völlige Umwälzung nicht ohne Einfluß auf den Ideengang und die Begeisterung der österreichischen Dichter. Zwei derselben, beide Edelleute (Graf Auersperg und v. Nimpsch), schlossen sich unter den Namen An. Grün und N. Lenau jenem Streben an und ließen ihre politischen Lieder wie ihre elegischen Klagen ertönen!

Auf das Wiener Gesellschafts- und Volksleben wirkte jedoch die neue Richtung der Zeit nicht so sehr ein; man war zwar weniger gedankenlos, wandte seine Blicke mehr der Außenwelt zu, stellte Vergleiche an, wurde sogar etwas vorlaut, selbst oppositionslustig, doch die Frivolität, die Genußsucht nahm nur andere Formen

an. Nie waren die Bälle belebter, nie die Theater besuchter, und nicht nur der Fasching, auch die Sommerfreuden nahmen eine bisher unerhörte Ausdehnung an. In dem Grade, als sich die Zahl der nach allen Gegenden führenden Stellwagen vermehrte, tauchten auch allenthalben die ländlichen Feste und Zerstreuungen auf. Wo sich nur immer ein reizender Punkt fand, war gleich auch ein Orchester bemüht, die Ohren zu erfreuen, die Füße zu beleben. Man drängte sich nach Tivoli mit der herrlichen Rundsicht, zu seinen Feuerwerken und Rutschbergen, man erfreute sich an den feenartigen Festen und Beleuchtungen bei Dommayer in Hitzing, im Augarten, Sperl oder anderen Vergnügungsorten. Und über all diesem Jubel schwebten die Töne, welche Strauß und Lanner, damals in frischer Blüthe, ihren Violinen entlockten. Es war ein ganz eigener Zauber, welcher sich mit diesen bald einschmeichelnden, bald fortreißenden Tanzweisen verband, und wenn auch nicht zu läugnen, daß man die Leistungen dieser Tonsetzer weit überschätzte, so bleibt es doch immerhin ein Verdienst, für die Besten ihrer Gattung zu gelten.

Der Carneval kehrte wieder mit seinen Freuden, seinem ermüdenden Gefolge von Nachtwachen, betäubender Tanzmusik und erschöpften Finanzen. Der Bälle, elegant und glänzend, gab es viele, doch ragte kein Fest besonders hervor. Wie in jedem Jahre erfreute der s. g. Tagball bei Tatistscheff; er begann um Mittag am Faschingdienstag und endete um Mitternacht. Der Mangel einer italienischen Oper wurde nicht durch bessere Leistungen der deutschen ersetzt. Wie seit Jahren blieben Oper und Ballet gleich mittelmäßig: Sabine Heinefetter galt für die beste Sängerin und Staudigl begann gerade seine glänzende Laufbahn, während Wild's Stimme schon nicht mehr ausreichte. Das Hofburgtheater hatte unter Deinhardstein's umsichtiger Leitung einen bedeutenden Aufschwung genommen; wenn auch vielleicht auf Kosten einer s. g. klassischen Richtung oder eines geläuterten Geschmackes, kam doch

mehr Abwechslung in das Repertoir, und bei den gedrängt vollen Häusern befand sich auch die Kasse vortrefflich. An Fichtner, Laroche, Löwe u. A., an Frl. Gley, Karoline Müller, Peche, Wildauer waren junge, tüchtige Kräfte gewonnen. — Das Kasperltheater hatte die Höhe seiner Beliebtheit erreicht; sein Genre schien veraltet; Raimund war oft abwesend, und es vermochte das bescheidene Haus nicht mehr gleichen Schritt zu halten mit dem rasch aufstrebenden Direktor Karl „an der Wien". Hier ging nun in dem Kleeblatt des „Lumpaci" den Wienern eine nie versiegende Quelle von heiteren und witzigen Scherzspielen auf, und während sich Nestroy's so ungemein beliebten Zauber- und Charakterstücke rasch folgten, ergötzten die trockene Komik und der unverwüstliche Humor des nicht erreichten Scholz.

Das Klima Wiens ist bekanntlich keines der besten; der beständige, Kalkstaubwolken aufwirbelnde Wind wirkt schädlich auf die Nerven, die Lunge wie die Augen. Auch in jenem Winter hatte die ungünstige Witterung mancherlei Krankheiten erzeugt, besonders Scharlach und eine bösartige, oft in Typhus ausartende Grippe, welche beinahe die Hälfte der Bevölkerung ergriffen. Ihren Folgen erlag auch in den besten Jahren der so ausgezeichnete preußische Gesandte v. Malzahn. Prinz Wasa aber war vom Scharlachausschlage befallen, während Graf Polier-Vernand im Februar einem Nervenfieber erlag, ohne daß der Prinz, selbst krank, diesen tödtlichen Ausgang erfahren. Polier (aus Lausanne) hatte die Erziehung des Prinzen geleitet, und war später aus einem Hofmeister ein Oberhofmeister, aus einem Schweizer Republikaner ein Graf geworden. Man sagt, daß er, für die Rechte und das Wohl seines königlichen Zöglings begeistert, ihm in treuer Anhänglichkeit ergeben war. Mir steht über diese wirklichen oder angeblichen Verdienste kein Urtheil zu; nur so viel weiß ich, daß Polier wenige Freunde hatte; eine gereizte Stimmung, die Unkenntniß des Terrains mochten wohl manche seiner

Schritte entschuldigen. Sein grüngelbes Gesicht, zu dem selbst ein meist gezwungenes Lächeln nicht paßte, sowie eine gewisse manierirte Haltung machten seine Persönlichkeit nicht angenehmer.

Auf die politische Bewegung der früheren Jahre war naturgemäß eine gewisse Erschlaffung gefolgt. Nur in den deutschen Kammern tauchten bisweilen die Nachklänge auf, und der Frankfurter, auf den Bundestag gerichtete „Putsch“ im April endete die lange Reihe von Angriffen auf den Bestand der Dinge in Deutschland. Frankreich blieb verhältnißmäßig ruhig, und nur auf der pyrenäischen Halbinsel fanden wichtige Vorgänge statt. Es war der Königin Christine gelungen, den sterbenden König Ferdinand VII. zur Umänderung der Thronfolge zu bewegen, und diese ganz willkürliche Bestimmung war das Losungswort zu einem jahrelangen gräulichen Bürgerkriege. Der widerwärtige Kampf in Portugal endete mit der Vertreibung Dom Miguel's, und in den beiden Staaten der Halbinsel verdrängten zwei Prinzessinnen, hier die „unschuldige“ Isabella, dort die dem Herzog von Leuchtenberg bestimmte Braut Donna Maria da Gloria, die angestammten Thronerben, und all dies unter dem heuchlerischen Vorwande der Einführung liberaler Institutionen, welche allein nur überwiegend den Einfluß Englands in Spanien und Portugal sicherten. Don Pedro, seines Sieges nicht lange froh, starb schon im folgenden Jahre. —

Im Juli wurde ein dritter Erzherzog — Karl Ludwig — geboren und mit denselben Feierlichkeiten in Schönbrunn, wo die Erzherzogin Sophie das Wochenbett hielt, getauft. Ebendaselbst gab beinahe zu gleicher Zeit die Prinzessin Wasa ihrer ersten und einzigen Tochter — Karola — das Leben.

In Böhmen ging es während dieses Sommers äußerst lebhaft zu. Kaiser Franz hatte den König von Preußen in Theresienstadt gesehen und begab sich im September nach dem gräflich Waldsteinischen Schlosse Münchengrätz, um da mit dem Kaiser

Nikolaus zusammenzutreffen. Nur einige deutsche Fürsten, nur wenige Diplomaten waren zugegen, und der von jeder größeren Stadt weit entlegene stille Ort reizte um so mehr die Neugierde, etwas von den dortigen Verhandlungen zu erfahren. Diese Zusammenkunft war schon deßhalb historisch merkwürdig, weil sich da die beiden Kaiser zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben persönlich begegneten. Ihnen schloß sich der Kronprinz von Preußen an. Die fremden Kabinette beschäftigten sich lebhaft mit diesem kleinen Fürstencongresse, und die Zeitungen aller Länder erschöpften sich nach ihrer Gewohnheit in Vermuthungen über dessen möglichen Resultate. Hauptsächlich war es aber doch mehr auf eine nähere Verständigung der Monarchen unter sich selbst abgesehen; man tauschte die Ideen aus, besprach die schwebenden europäischen Fragen und erließ Ermahnungen und Vorstellungen nach London und Paris über die Haltung der politischen Flüchtlinge, die Umtriebe der Propaganda u. s. w. Zunächst waren es aber auch Maßregeln, welche zur Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland verabredet wurden, und zu diesem Zwecke sollten noch vor dem Schlusse des Jahres in irgend einer Stadt, die nicht Residenz sei, — man nannte Prag — Ministerial-Conferenzen stattfinden. Doch gingen in der politischen Welt die Voraussetzungen viel weiter; man wollte in jenen Berathungen einen Versuch sehen, die strenge Durchführung der Grundsätze der heiligen Allianz wieder aufleben zu lassen, während es sich doch in der That nur um gemeinschaftliche Schritte für gewisse Eventualitäten handelte, ohne daß diese Verabredungen in besonderen Verträgen näher formulirt worden wären. Dennoch erweckte diese Zusammenkunft das politische Mißtrauen der Westmächte, und es kann in diesen Besorgnissen wohl der erste Grund zu der später abgeschlossenen Quadrupelallianz gesucht werden. Die Blätter jener Zeit wußten aus Münchengrätz freilich wenig mehr zu erzählen, als von Ordensertheilungen, Paraden, Spazierfahrten u. dgl. m.

Der Kaiser Franz traf auf dem Rückweg mit dem König von Bayern noch in Linz zusammen, Nikolaus aber begab sich aus Böhmen in das Lager nach Modlin. Diese Reise — die erste, welche der Czar nach dem Polenaufruhre unternommen — war von besonderen Umständen begleitet. Er hatte Ende August St. Petersburg verlassen und sich nach den preußischen Ostseeküsten eingeschifft. Da trieb ein gewaltiger Sturm das Dampfschiff nach Kronstadt zurück, und in unglaublich schneller Zeit traf nun der Kaiser zu Land in Schwedt ein, wo ihn der König von Preußen erwartete. Schon hatte man sich da wegen des langen Ausbleibens des Schiffes den größten Befürchtungen überlassen, als Nikolaus unerwartet zu Lande beinahe ebenso rasch anlangte, als dieß zur See möglich gewesen wäre.

In den letzten Monaten des Jahres starben die Häupter drei fürstlicher Familien: Fürst Innocenz Odescalchi, Fürst Joseph Schwarzenberg, Fürst Nikolaus Esterhazy. Ersterer war zum Oberhofmeister der Königin Anna von Ungarn ernannt worden und vermählte sich als Wittwer mit der Gräfin Henriette Zichy. In stets freundlichem Verkehr mit diesem Ehepaare, hatte ich noch am 22. September Abends spät die von ihm bewohnte Villa in Meidling verlassen; den anderen Morgen fand man den Fürsten todt in seinem Bette. Die so kurze Ehe war eine überaus glückliche gewesen; ein Sohn Victor, vor drei Monaten geboren, lag lächelnd in der Wiege. Betäubend wirkte dieser fürchterliche Schlag auf die arme Frau, die sich von der Leiche nicht trennen konnte und bis zur Beerdigung mit mir und anderen Freunden die meiste Zeit am Bette des Verstorbenen zubrachte. Ihr frommer Sinn, die Sorge für den Sohn ließ sie den ungeheueren Schmerz muthig überwinden, den der Verlust eines ihr mit Zärtlichkeit ergebenen, wie durch seine angenehmen Formen allgemein beliebten Mannes ihr bereiten mußte.

Auf seinem Landsitze in Böhmen, umgeben von einer liebenden

Familie, starb nach kurzem Krankenlager Fürst Joseph Schwarzenberg. Wie selten im Leben wurde ihm der Trost zu Theil, daß sein Sohn Friedrich, damals Domherr in Salzburg, ihn zum Tode vorbereitete; aus den Händen des vortrefflichen Sohnes empfing der Vater die heiligen Sterbsacramente. Beweint, geehrt lebt er fort im Andenken seiner Nachkommen; seine Asche ruht in der Gruft seiner Vorfahren. Beinahe zu gleicher Zeit hauchte Fürst Nikolaus Esterhazy auf fremdem Boden, fern von seinen Angehörigen, in den Armen einer von ihm wie von aller Welt verachteten Frau! sein Leben aus! Ich erzähle nur Thatsachen; weßhalb ich sie, die längst vergessen, wieder aufgefrischt? Weil, abgesehen von ihrer historisch-sittlichen Bedeutung, jener Kontrast allgemein auffiel, und sich wohl selten, wie hier, die ganze Existenz in den letzten Stunden so auffallend abspiegelte!

Im diplomatischen Corps gingen manche Veränderungen vor; die meisten fanden bei den deutschen Gesandtschaftsposten statt; ich werde sie zur Zeit des Thronwechsels anführen. Der Marschall Maison wurde durch Herrn St. Aulaire als französischer Botschafter ersetzt.*) Gagliati vertrat Neapel; seine höchst unbedeutende Persönlichkeit wurde wieder durch eine Frau, eine Tochter, beide gleich liebenswürdig, ausgeglichen. Der holländische Gesandte v. Mollerus konnte sich schwer in die neue Lage der Dinge finden; der kleine, leidenschaftliche Mann war fortwährend in der übelsten Laune, welche die Anwesenheit eines belgischen Geschäftsträgers noch vermehrte. Dieser, ein noch junger Mann, Graf Lalaing, war, ohne Erfahrung und Takt, nicht geeignet, dem neuen Königreiche auf einem ohnehin nicht günstigen Boden Freunde zu erwerben; er wurde daher bald durch einen wirklichen Gesandten, Herrn v. Loë, abgelöst; doch auch dieser, ein deutscher Edelmann,

*) Erinnerungsblätter S. 20.

fand sich in Wien nicht heimisch, und es ersetzte ihn später Osullivan, der, früher in niederländischen Diensten, nun dem König Leopold gehuldigt. Beinahe seit einem Vierteljahrhundert vertritt dieser in den Grafenstand erhobene Diplomat den Brüsseler Hof in Wien. Graf Alcudia endlich war der nicht offiziell beglaubigte Agent des Don Carlos von Spanien.

Auch der portugiesische Gesandte, obwohl die Königin eine Enkelin des Kaisers, wurde nicht anerkannt, und Villa Secca, so lange in Wien, da häuslich niedergelassen, wurde nur für seine Person dem diplomatischen Corps beigezählt.

Die Pforte war in Wien lange Zeit nur durch einen Geschäftsträger, den Griechen Maurozeny, vertreten, der sich in der schönen Tracht und mit einem weißen Schnurrbart sehr stattlich ausnahm. Für die Namen der vielen Bey's, Effendi's und Pascha's, welche ich als türkische Diplomaten gesehen, habe ich kein Gedächtniß; nur drei derselben, durch Bildung und Geist besonders ausgezeichnet, erinnere ich mich; unter diesen des Botschafters Fehrik Achmed Pascha, eines jungen, schönen Mannes mit belebter Physiognomie; gesellig, verstand er auch mehrere Sprachen, und wurde viel eingeladen, selbst in Kupfer gestochen und in anderer Weise bevorzugt. Später vermählte er sich mit einer Tochter des Großsultans.

Der kaiserliche Hof lebte zurückgezogener als je; dagegen setzte Prinz Wasa die einige Zeit unterbrochenen Feste und Diners in seinen prachtvollen Appartements wieder fort; auch die Botschafter versammelten die höhere Gesellschaft zu Liebhabertheatern, Concerten, Tableaux, Bällen, zu Spiel- und anderen Routs. Von Wiener Häusern aber waren es besonders drei, welche beinahe jeden Abend dem geselligen Verkehr geöffnet waren: Metternich, Esterhazy, Sagan. Es möge sich hier eine kleine Schilderung der drei Hausfrauen anreihen, welche, jede so verschieden in ihrer Art, diese Salons hielten.

Der Fürst Metternich sah, wie früher, jeden Sonntag eine größere Gesellschaft, während sein Salon täglich den näheren Bekannten wie den Diplomaten zugänglich war.

Die Fürstin Melanie behandelte mich wo möglich noch wohlwollender als früher, wie einen Verwandten. Es fällt mir deßhalb schwer, diese freundlichen, persönlichen Beziehungen von dem Urtheile zu trennen, das ich, der Wahrheit gemäß, über sie fällen sollte. Mir wie allen Freunden des Hauses fiel vorerst der Gegensatz auf, der sich bei den beiden Frauen des Fürsten, welche sich so bald auf einander folgten, zeigte. Antoinette, eine anziehende, aber indolente Blondine, lieblich, zart, aber nicht glänzend, nicht imponirend, von einem stillen, aber um so einschmeichelnderen Zauber. Melanie, in der Farbe der Haare und des Teints, im feurigen Auge, in der ganzen blendenden Erscheinung die ungarische Abstammung, den mehr südlichen Typus verrathend, ungleich in ihrem Benehmen, bald auffahrend, dann wieder von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, von ebenso lebhaftem Geiste als tiefem Gemüthe — so standen sich die beiden Bilder gegenüber! Melanie kann jedoch nur in getrübtem Lichte erscheinen, wenn man ihren Charakter nicht nach den verschiedenen Lagen prüft, in denen sie sich während ihres Lebens befand. Damals nun im 30. Jahre hatte sie noch von ihrer Jugendzeit die etwas bizarre, oft leidenschaftliche Auffassungsweise beibehalten, welche sich später verlor. Wie bei dem Fürsten muß man daher auch bei ihr die einzelnen Zeitabschnitte trennen und diesen Rechnung tragen, will man nicht einseitig oder vorschnell über ihre Eigenschaften absprechen.

Mrs. Troloppe schildert in ihrem Werke: „Vienna“ 2c. auch die Wiener Gesellschaft, und spricht dabei von der Fürstin Metternich in einer Weise, welche beweist, daß die schreibselige, in ihrem Urtheil sonst ziemlich scharfe Touristin von ihr gut behandelt wurde, und daher durch eine mehr nüancirte Charakteristik nicht habe

ohne den vertriebenen Erben eines alten Thrones. Nachdem sich
viele Herren und Damen der Gesellschaft zum Besuche gemeldet
hatten, drückte sie mir eines Tages den Wunsch aus, den Erz-
herzog Karl und Marschall Marmont zu sehen. Der Erzherzog
lebte still, selbst vom Hofe zurückgezogen, in Baden, beeilte sich
doch die Großherzogin aufzusuchen, und der General, welcher
nge allein dem größten Feldherrn seiner Zeit siegreich gegenüber
standen war, hatte eine lange Unterredung mit der geistreichen
irstin, welche sich, von nicht minderem Interesse angezogen, auch
it dem greisen Marschall unterhielt. Darin besteht aber gerade
r Reiz unserer, an so raschen Wechselfällen reichen Epoche, daß
meisten der handelnden Personen in so verschiedenen Lagen
ch mit einander selbst in Berührung kamen!

Von den vielen Fremden und Diplomaten, welche Wien im
ufe des Jahres besuchten, war es vorzüglich Pozzo di Borgo,
lcher die Aufmerksamkeit der Salonwelt auf sich zog. Dieser
ssische Diplomat war vom Congreß her in Wien Vielen bekannt
id befreundet, stimmte aber mit dem Fürsten Metternich selten
politischen Fragen überein, sich nur mit ihm im Hasse gegen
apoleon vereinigend. Selbst Corse, verfolgte Pozzo seinen Lands-
ann unaufhörlich, trieb den Kaiser Alexander zum Kriege an und
ihte nicht, bis sein Feind in St. Helena war. Später, im
Genusse eines beträchtlichen Vermögens, war es Pozzo, der als
Botschafter Rußlands zu Paris das diplomatische Corps ver-
inderte, Karl X. auf der Flucht zu begleiten. Von einer Sendung
us Berlin nach Wien kommend, war die stattliche Gestalt des
nmer noch kräftigen, einst so schönen Mannes der Gegenstand
esonderen Interesses. Mit der Julirevolution hatte jedoch Pozzo's
Einfluß den höchsten Grad erreicht; er blieb nicht mehr lange Bot-
hafter unter Louis Philipp, wurde zu verschiedenen Sendungen
erwendet; immer lebhaften Geistes, überall gewandt, nicht selten
ntrigant, vertrat er zuletzt seinen Hof in London, und starb nicht

auf dem von ihm ersehnten Posten zu Paris, an den er sich früher so sehr festgeklammert hatte! —

Das Jahr 1833 war das ruhigste meines geschäftlichen Lebens; ich überließ mich um so froher einer gewissen Behaglichkeit, als die letzten Jahre in so fortwährender Aufregung vergangen waren. Selbst bei kleineren Ausflügen brachte ich keine Nacht außerhalb der Stadt zu, und sorgenfrei lebte ich nur selbstgewähltem Umgange mit wohlwollenden Freunden, den Genüssen, welche Geselligkeit, die Künste wie die schöne Natur in reichem Maße gewährten. Ich theilte meine Zeit in die Erfüllung meiner gewohnten Berufspflichten und in die nähere Kenntnißnahme der Erzeugnisse der schönen Literatur, welche ich während der politischen Stürme so ziemlich vernachlässigt hatte. Seit den Julitagen hatte auch die religiöse wie die poetische Richtung in Frankreich sich vielfach verändert. Lamennais, Chatel und die Simonisten hatten es vergebens versucht, eine neue Kirche zu gründen; Oesterreich blieb diesem Treiben fremd. Größere Anziehungskraft übten die modernen Dichter und Romanschreiber, und während Victor Hugo, Balzac, E. Sue, A. Dumas, Soulié u. A. der Literatur neue, bisher ungeahnte Bahnen eröffnet, that sich, zwei israelitische Bannerträger an der Spitze, Jung-Deutschland hervor, und es blieb auch diese völlige Umwälzung nicht ohne Einfluß auf den Ideengang und die Begeisterung der österreichischen Dichter. Zwei derselben, beide Edelleute (Graf Auersperg und v. Nimpsch), schlossen sich unter den Namen An. Grün und N. Lenau jenem Streben an und ließen ihre politischen Lieder wie ihre elegischen Klagen ertönen!

Auf das Wiener Gesellschafts- und Volksleben wirkte jedoch die neue Richtung der Zeit nicht so sehr ein; man war zwar weniger gedankenlos, wandte seine Blicke mehr der Außenwelt zu, stellte Vergleiche an, wurde sogar etwas vorlaut, selbst oppositionslustig, doch die Frivolität, die Genußsucht nahm nur andere Formen

an. Nie waren die Bälle belebter, nie die Theater besuchter, und nicht nur der Fasching, auch die Sommerfreuden nahmen eine bisher unerhörte Ausdehnung an. In dem Grade, als sich die Zahl der nach allen Gegenden führenden Stellwagen vermehrte, tauchten auch allenthalben die ländlichen Feste und Zerstreuungen auf. Wo sich nur immer ein reizender Punkt fand, war gleich auch ein Orchester bemüht, die Ohren zu erfreuen, die Füße zu beleben. Man drängte sich nach Tivoli mit der herrlichen Rundsicht, zu seinen Feuerwerken und Rutschbergen, man erfreute sich an den feenartigen Festen und Beleuchtungen bei Dommayer in Hitzing, im Augarten, Sperl oder anderen Vergnügungsorten. Und über all diesem Jubel schwebten die Töne, welche Strauß und Lanner, damals in frischer Blüthe, ihren Violinen entlockten. Es war ein ganz eigener Zauber, welcher sich mit diesen bald einschmeichelnden, bald fortreißenden Tanzweisen verband, und wenn auch nicht zu läugnen, daß man die Leistungen dieser Tonsetzer weit überschätzte, so bleibt es doch immerhin ein Verdienst, für die Besten ihrer Gattung zu gelten.

Der Carneval kehrte wieder mit seinen Freuden, seinem ermüdenden Gefolge von Nachtwachen, betäubender Tanzmusik und erschöpften Finanzen. Der Bälle, elegant und glänzend, gab es viele, doch ragte kein Fest besonders hervor. Wie in jedem Jahre erfreute der s. g. Tagball bei Tatistcheff; er begann um Mittag am Faschingdienstag und endete um Mitternacht. Der Mangel einer italienischen Oper wurde nicht durch bessere Leistungen der deutschen ersetzt. Wie seit Jahren blieben Oper und Ballet gleich mittelmäßig: Sabine Heinefetter galt für die beste Sängerin und Staudigl begann gerade seine glänzende Laufbahn, während Wild's Stimme schon nicht mehr ausreichte. Das Hofburgtheater hatte unter Deinhardstein's umsichtiger Leitung einen bedeutenden Aufschwung genommen; wenn auch vielleicht auf Kosten einer s. g. klassischen Richtung oder eines geläuterten Geschmackes, kam doch

mehr Abwechslung in das Repertoir, und bei den gedrängt vollen Häusern befand sich auch die Kasse vortrefflich. An Fichtner, Laroche, Löwe u. A., an Frl. Gley, Karoline Müller, Peche, Wildauer waren junge, tüchtige Kräfte gewonnen. — Das Kasperltheater hatte die Höhe seiner Beliebtheit erreicht; sein Genre schien veraltet; Raimund war oft abwesend, und es vermochte das bescheidene Haus nicht mehr gleichen Schritt zu halten mit dem rasch aufstrebenden Direktor Karl „an der Wien". Hier ging nun in dem Kleeblatt des „Lumpaci" den Wienern eine nie versiegende Quelle von heiteren und witzigen Scherzspielen auf, und während sich Nestroy's so ungemein beliebten Zauber- und Charakterstücke rasch folgten, ergötzten die trockene Komik und der unverwüstliche Humor des nicht erreichten Scholz.

Das Klima Wiens ist bekanntlich keines der besten; der beständige, Kalkstaubwolken aufwirbelnde Wind wirkt schädlich auf die Nerven, die Lunge wie die Augen. Auch in jenem Winter hatte die ungünstige Witterung mancherlei Krankheiten erzeugt, besonders Scharlach und eine bösartige, oft in Typhus ausartende Grippe, welche beinahe die Hälfte der Bevölkerung ergriffen. Ihren Folgen erlag auch in den besten Jahren der so ausgezeichnete preußische Gesandte v. Malzahn. Prinz Wasa aber war vom Scharlachausschlage befallen, während Graf Polier-Vernand im Februar einem Nervenfieber erlag, ohne daß der Prinz, selbst krank, diesen tödtlichen Ausgang erfahren. Polier (aus Lausanne) hatte die Erziehung des Prinzen geleitet, und war später aus einem Hofmeister ein Oberhofmeister, aus einem Schweizer Republikaner ein Graf geworden. Man sagt, daß er, für die Rechte und das Wohl seines königlichen Zöglings begeistert, ihm in treuer Anhänglichkeit ergeben war. Mir steht über diese wirklichen oder angeblichen Verdienste kein Urtheil zu; nur so viel weiß ich, daß Polier wenige Freunde hatte; eine gereizte Stimmung, die Unkenntniß des Terrains mochten wohl manche seiner

Schritte entschuldigen. Sein grüngelbes Gesicht, zu dem selbst ein meist gezwungenes Lächeln nicht paßte, sowie eine gewisse manierirte Haltung machten seine Persönlichkeit nicht angenehmer.

Auf die politische Bewegung der früheren Jahre war naturgemäß eine gewisse Erschlaffung gefolgt. Nur in den deutschen Kammern tauchten bisweilen die Nachklänge auf, und der Frankfurter, auf den Bundestag gerichtete „Putsch“ im April endete die lange Reihe von Angriffen auf den Bestand der Dinge in Deutschland. Frankreich blieb verhältnißmäßig ruhig, und nur auf der pyrenäischen Halbinsel fanden wichtige Vorgänge statt. Es war der Königin Christine gelungen, den sterbenden König Ferdinand VII. zur Umänderung der Thronfolge zu bewegen, und diese ganz willkürliche Bestimmung war das Losungswort zu einem jahrelangen gräulichen Bürgerkriege. Der widerwärtige Kampf in Portugal endete mit der Vertreibung Dom Miguel's, und in den beiden Staaten der Halbinsel verdrängten zwei Prinzessinnen, hier die „unschuldige“ Isabella, dort die dem Herzog von Leuchtenberg bestimmte Braut Donna Maria da Gloria, die angestammten Thronerben, und all dies unter dem heuchlerischen Vorwande der Einführung liberaler Institutionen, welche allein nur überwiegend den Einfluß Englands in Spanien und Portugal sicherten. Don Pedro, seines Sieges nicht lange froh, starb schon im folgenden Jahre. —

Im Juli wurde ein dritter Erzherzog — Karl Ludwig — geboren und mit denselben Feierlichkeiten in Schönbrunn, wo die Erzherzogin Sophie das Wochenbett hielt, getauft. Ebendaselbst gab beinahe zu gleicher Zeit die Prinzessin Wasa ihrer ersten und einzigen Tochter — Karola — das Leben.

In Böhmen ging es während dieses Sommers äußerst lebhaft zu. Kaiser Franz hatte den König von Preußen in Theresienstadt gesehen und begab sich im September nach dem gräflich Waldsteinischen Schlosse Münchengrätz, um da mit dem Kaiser

Nikolaus zusammenzutreffen. Nur einige deutsche Fürsten, nur wenige Diplomaten waren zugegen, und der von jeder größeren Stadt weit entlegene stille Ort reizte um so mehr die Neugierde, etwas von den dortigen Verhandlungen zu erfahren. Diese Zusammenkunft war schon deßhalb historisch merkwürdig, weil sich da die beiden Kaiser zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben persönlich begegneten. Ihnen schloß sich der Kronprinz von Preußen an. Die fremden Kabinette beschäftigten sich lebhaft mit diesem kleinen Fürstencongresse, und die Zeitungen aller Länder erschöpften sich nach ihrer Gewohnheit in Vermuthungen über dessen möglichen Resultate. Hauptsächlich war es aber doch mehr auf eine nähere Verständigung der Monarchen unter sich selbst abgesehen; man tauschte die Ideen aus, besprach die schwebenden europäischen Fragen und erließ Ermahnungen und Vorstellungen nach London und Paris über die Haltung der politischen Flüchtlinge, die Umtriebe der Propaganda u. s. w. Zunächst waren es aber auch Maßregeln, welche zur Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland verabredet wurden, und zu diesem Zwecke sollten noch vor dem Schlusse des Jahres in irgend einer Stadt, die nicht Residenz sei, — man nannte Prag — Ministerial-Conferenzen stattfinden. Doch gingen in der politischen Welt die Voraussetzungen viel weiter; man wollte in jenen Berathungen einen Versuch sehen, die strenge Durchführung der Grundsätze der heiligen Allianz wieder aufleben zu lassen, während es sich doch in der That nur um gemeinschaftliche Schritte für gewisse Eventualitäten handelte, ohne daß diese Verabredungen in besonderen Verträgen näher formulirt worden wären. Dennoch erweckte diese Zusammenkunft das politische Mißtrauen der Westmächte, und es kann in diesen Besorgnissen wohl der erste Grund zu der später abgeschlossenen Quadrupelallianz gesucht werden. Die Blätter jener Zeit wußten aus Münchengrätz freilich wenig mehr zu erzählen, als von Ordensertheilungen, Paraden, Spazierfahrten u. dgl. m.

Der Kaiser Franz traf auf dem Rückweg mit dem König von Bayern noch in Linz zusammen, Nikolaus aber begab sich aus Böhmen in das Lager nach Modlin. Diese Reise — die erste, welche der Czar nach dem Polenaufruhre unternommen — war von besonderen Umständen begleitet. Er hatte Ende August St. Petersburg verlassen und sich nach den preußischen Ostseeküsten eingeschifft. Da trieb ein gewaltiger Sturm das Dampfschiff nach Kronstadt zurück, und in unglaublich schneller Zeit traf nun der Kaiser zu Land in Schwedt ein, wo ihn der König von Preußen erwartete. Schon hatte man sich da wegen des langen Ausbleibens des Schiffes den größten Befürchtungen überlassen, als Nikolaus unerwartet zu Lande beinahe ebenso rasch anlangte, als dieß zur See möglich gewesen wäre.

In den letzten Monaten des Jahres starben die Häupter drei fürstlicher Familien: Fürst Innocenz Odescalchi, Fürst Joseph Schwarzenberg, Fürst Nikolaus Esterhazy. Ersterer war zum Oberhofmeister der Königin Anna von Ungarn ernannt worden und vermählte sich als Wittwer mit der Gräfin Henriette Zichy. In stets freundlichem Verkehr mit diesem Ehepaare, hatte ich noch am 22. September Abends spät die von ihm bewohnte Villa in Meidling verlassen; den anderen Morgen fand man den Fürsten todt in seinem Bette. Die so kurze Ehe war eine überaus glückliche gewesen; ein Sohn Victor, vor drei Monaten geboren, lag lächelnd in der Wiege. Betäubend wirkte dieser fürchterliche Schlag auf die arme Frau, die sich von der Leiche nicht trennen konnte und bis zur Beerdigung mit mir und anderen Freunden die meiste Zeit am Bette des Verstorbenen zubrachte. Ihr frommer Sinn, die Sorge für den Sohn ließ sie den ungeheueren Schmerz muthig überwinden, den der Verlust eines ihr mit Zärtlichkeit ergebenen, wie durch seine angenehmen Formen allgemein beliebten Mannes ihr bereiten mußte.

Auf seinem Landsitze in Böhmen, umgeben von einer liebenden

Familie, starb nach kurzem Krankenlager Fürst Joseph Schwarzenberg. Wie selten im Leben wurde ihm der Trost zu Theil, daß sein Sohn Friedrich, damals Domherr in Salzburg, ihn zum Tode vorbereitete; aus den Händen des vortrefflichen Sohnes empfing der Vater die heiligen Sterbsacramente. Beweint, geehrt lebt er fort im Andenken seiner Nachkommen; seine Asche ruht in der Gruft seiner Vorfahren. Beinahe zu gleicher Zeit hauchte Fürst Nikolaus Esterhazy auf fremdem Boden, fern von seinen Angehörigen, in den Armen einer von ihm wie von aller Welt verachteten Frau! sein Leben aus! Ich erzähle nur Thatsachen — weßhalb ich sie, die längst vergessen, wieder aufgefrischt? Weil, abgesehen von ihrer historisch-sittlichen Bedeutung, jener Kontrast allgemein auffiel, und sich wohl selten, wie hier, die ganze Existenz in den letzten Stunden so auffallend abspiegelte!

Im diplomatischen Corps gingen manche Veränderungen vor; die meisten fanden bei den deutschen Gesandtschaftsposten statt; ich werde sie zur Zeit des Thronwechsels anführen. Der Marschall Maison wurde durch Herrn St. Aulaire als französischer Botschafter ersetzt.*) Gagliati vertrat Neapel; seine höchst unbedeutende Persönlichkeit wurde wieder durch eine Frau, eine Tochter, beide gleich liebenswürdig, ausgeglichen. Der holländische Gesandte v. Mollcrus konnte sich schwer in die neue Lage der Dinge finden; der kleine, leidenschaftliche Mann war fortwährend in der übelsten Laune, welche die Anwesenheit eines belgischen Geschäftsträgers noch vermehrte. Dieser, ein noch junger Mann, Graf Lalaing, war, ohne Erfahrung und Takt, nicht geeignet, dem neuen Königreiche auf einem ohnehin nicht günstigen Boden Freunde zu erwerben; er wurde daher bald durch einen wirklichen Gesandten, Herrn v. Loë, abgelöst; doch auch dieser, ein deutscher Edelmann,

*) Erinnerungsblätter S. 20.

fand sich in Wien nicht heimisch, und es ersetzte ihn später Osullivan, der, früher in niederländischen Diensten, nun dem König Leopold gehuldigt. Beinahe seit einem Vierteljahrhundert vertritt dieser in den Grafenstand erhobene Diplomat den Brüsseler Hof in Wien. Graf Alcudia endlich war der nicht offiziell beglaubigte Agent des Don Carlos von Spanien.

Auch der portugiesische Gesandte, obwohl die Königin eine Enkelin des Kaisers, wurde nicht anerkannt, und Villa Secca, so lange in Wien, da häuslich niedergelassen, wurde nur für seine Person dem diplomatischen Corps beigezählt.

Die Pforte war in Wien lange Zeit nur durch einen Geschäftsträger, den Griechen Maurozeny, vertreten, der sich in der schönen Tracht und mit einem weißen Schnurrbart sehr stattlich ausnahm. Für die Namen der vielen Bey's, Effendi's und Pascha's, welche ich als türkische Diplomaten gesehen, habe ich kein Gedächtniß; nur drei derselben, durch Bildung und Geist besonders ausgezeichnet, erinnere ich mich; unter diesen des Botschafters Fehrik Achmed Pascha, eines jungen, schönen Mannes mit belebter Physiognomie; gesellig, verstand er auch mehrere Sprachen, und wurde viel eingeladen, selbst in Kupfer gestochen und in anderer Weise bevorzugt. Später vermählte er sich mit einer Tochter des Großsultans.

Der kaiserliche Hof lebte zurückgezogener als je; dagegen setzte Prinz Wasa die einige Zeit unterbrochenen Feste und Diners in seinen prachtvollen Appartements wieder fort; auch die Botschafter versammelten die höhere Gesellschaft zu Liebhabertheatern, Concerten, Tableaux, Bällen, zu Spiel- und anderen Routs. Von Wiener Häusern aber waren es besonders drei, welche beinahe jeden Abend dem geselligen Verkehr geöffnet waren: Metternich, Esterhazy, Sagan. Es möge sich hier eine kleine Schilderung der drei Hausfrauen anreihen, welche, jede so verschieden in ihrer Art, diese Salons hielten.

Der Fürst Metternich sah, wie früher, jeden Sonntag eine größere Gesellschaft, während sein Salon täglich den näheren Bekannten wie den Diplomaten zugänglich war.

Die Fürstin Melanie behandelte mich wo möglich noch wohlwollender als früher, wie einen Verwandten. Es fällt mir deshalb schwer, diese freundlichen, persönlichen Beziehungen von dem Urtheile zu trennen, das ich, der Wahrheit gemäß, über sie fällen sollte. Mir wie allen Freunden des Hauses fiel vorerst der Gegensatz auf, der sich bei den beiden Frauen des Fürsten, welche sich so bald auf einander folgten, zeigte. Antoinette, eine anziehende, aber indolente Blondine, lieblich, zart, aber nicht glänzend, nicht imponirend, von einem stillen, aber um so einschmeichelnderen Zauber. Melanie, in der Farbe der Haare und des Teints, im feurigen Auge, in der ganzen blendenden Erscheinung die ungarische Abstammung, den mehr südlichen Typus verrathend, ungleich in ihrem Benehmen, bald auffahrend, dann wieder von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, von ebenso lebhaftem Geiste als tiefem Gemüthe — so standen sich die beiden Bilder gegenüber! Melanie kann jedoch nur in getrübtem Lichte erscheinen, wenn man ihren Charakter nicht nach den verschiedenen Lagen prüft, in denen sie sich während ihres Lebens befand. Damals nun im 30. Jahre hatte sie noch von ihrer Jugendzeit die etwas bizarre, oft leidenschaftliche Auffassungsweise beibehalten, welche sich später verlor. Wie bei dem Fürsten muß man daher auch bei ihr die einzelnen Zeitabschnitte trennen und diesen Rechnung tragen, will man nicht einseitig oder vorschnell über ihre Eigenschaften absprechen.

Mrs. Trolope schildert in ihrem Werke: „Vienna" ꝛc. auch die Wiener Gesellschaft, und spricht dabei von der Fürstin Metternich in einer Weise, welche beweist, daß die schreibselige, in ihrem Urtheil sonst ziemlich scharfe Touristin von ihr gut behandelt wurde, und daher durch eine mehr nüancirte Charakteristik nicht habe

undankbar erscheinen wollen. Ich werde ihre Worte mit einigen Bemerkungen begleiten. Sie sagt: „Die Fürstin gibt ihre Gedanken mit einer Offenheit, einer Unbefangenheit, einer Klarheit des Ausdrucks wieder, von welchem ich bisher noch kein Beispiel gesehen habe.“ Dieß heißt wohl mit anderen Worten: sie sagt Alles, was sie denkt; dabei verschweigt aber Mrs. Troloppe, daß gerade diese allzu große Offenheit in der Stellung der Fürstin ein doppelter Fehler war, welcher ihrem Manne viele Verlegenheiten, ihr selbst aber unverdient und ohne Noth Feinde zuzog. Mrs. Troloppe sagt daher weiter: „Ohne ihre außerordentliche Güte könnte ihr die Lebhaftigkeit ihrer Aeußerungen wohl Feinde zuziehen, allein ich zweifle, daß sie deren hat (!), wenn nicht der Neid ihr welche erweckt,“ setzt aber dann gleich wieder berichtigend hinzu: „Freilich ist es in so hoher Stellung immer schwer, sich keine Feinde zu machen; es zürnt die verletzte Eitelkeit und die Empfindlichkeit der Eigenliebe weit mehr jenen offenen Menschen, die stark im Bewußtsein ihres Rechts und der Reinheit ihrer Gesinnungen sich wahr äußern, als mit jenen, die aus Schwäche oder Nachgiebigkeit für die Meinungen anderer, sich mit ihrem Gewissen abfinden, und entweder schweigen oder anders sprechen, als sie denken.“ Aber eben deßhalb klagten ihre Umgebungen, daß man bei jener oft ganz unnöthigen, jedenfalls übertriebenen Rücksichtslosigkeit Melanie's wahrhaft glänzende und schätzenswerthe Seiten übersah, um ohne Schonung über ihre Schwächen herzufallen. Keiner Verstellung fähig und jedem Intriguengeiste fremd, setzte sie sich unbefangen über gar Vieles hinaus, und beurtheilte Alles, Religion, Politik, Erziehung, Musik, Litteratur, Künste, gesellige und Familienverhältnisse nach ihrer eigenen Weise. In politischen Gesprächen trafen ihre offenen, aber auch oft einseitigen Aeußerungen mit den klugen und berechneten Phrasen des Fürsten nicht immer zusammen, und ebenso leidenschaftlich nahm sie in der Medizin Partei für die homöopatische Heilmethode. Nicht minder

entschieden war sie in Sachen des Geschmacks, der Mode, und auch hier hatte sie sich Ideale geschaffen, neben denen sie alles unbedingt verwarf, was diese nicht erreichte. Dennoch konnte man ungeachtet dieser exclusiven Richtung, dem vortrefflichen Herzen, dem edlen, reinen Charakter Melanie's die höchste Achtung nicht versagen; ihre Freunde bewahrten ihr stets die treueste Anhänglichkeit. Eine fromme Katholikin, eine wahrhaft christliche Frau, war sie dem Fürsten, ihren Kindern mit inniger Liebe ergeben, und erfüllte mit gewissenhafter Hingebung die Pflichten einer treuen Gattin, einer zärtlichen Mutter. Wer das Gegentheil behauptet, verläumdet geflissentlich, oder kannte sie nicht näher! —

Nachdem Fürst Paul Esterhazy seinen Botschafterposten in London aufgegeben, bezog die Fürstin Therese mit ihren Kindern das Palais in der Wallnerstraße, welches sie mit elegantem Comfort einrichtete. Muntere Diners, Soiréen in heiterer Abwechselung folgten sich rasch und man sah es der Hausfrau an, daß sie viel und lange im Auslande gelebt, und da, besonders für Fremde, eine unbefangene, graziöse Art die Honneurs zu machen, angenommen hatte; sie, welche man die „cousine de tous les rois" nannte, verschmähte es nicht, selbst mit den unbedeutendsten und langweiligsten ihrer Gäste höflich zu sein, oder einige verbindliche Worte zu wechseln. Dabei war sie gutmüthig, von immer gleich heiterer Laune, und ihr Salongespräch artete nie in lieblose Urtheile oder boshafte Commeragen aus. Damals im 40. Jahre hob sie ihre herrliche Gestalt durch eine überaus geschmackvolle Toilette, und war dabei immer wie von einer Wolke duftender Wohlgerüche umgeben. Es scheint, als ob Balzac dieß Bild vor Augen gehabt, wenn er in einem Romane nachstehende Schilderung entwirft:

„A quarante ans Madame .... était belle, d'une beauté semblable à celle de ces magnifiques couchers de soleil, qui couronnent en été les journées sans nuages. Elle avait les

cheveux et les yeux noirs, le pied et la taille des Espagnoles. Ces formes offraient les indices de la constitution, qui rend les femmes de ce pays particulièrement célèbres. Son visage toujours beau séduisait par ce teint créole, dont il est impossible de peindre l'animation autrement qu'en le comparant à une mousseline jetée sur de la pourpre, tant la blancheur en est également colorée. Elle avait des formes pleines, attrayantes par cette grace qui sait unir la nonchalance et la vivacité, la force et le laisseu aller. Elle était grande, ce qui lui donnait à volonté l'air et le port d'une Reine. Elle recevait avec ce goût, cette grandeur qui ne s'appreunent pas; mais dont certaines belles ames peuvent se faire une seconde nature, en s'assimilant les bonnes choses partout où elles les rencontrent."

Die Dame, welche, ebenso angenehm, liebenswürdig und zuvorkommend, einem anderen Salon vorstand, war in ihrer Art doch wieder so sehr verschieden von der eben geschilderten, daß beide unwillkürlich zum Versuche einer Parallele einladen. Bei der Nachsicht, welche sie mit fremden Fehlern und Schwächen übten, konnten sie dieselbe mit um so größerem Rechte für ihre Schattenseiten in Anspruch nehmen, und es zeigte sich auch hier wieder, wie gesellige Vorzüge ein Hauptmoment der Verträglichkeit oder der Beliebtheit in der vornehmen Welt bilden. Die Herzogin Wilhelmine v. Sagan-Kurland, damals schon im Alter vorgeschritten, war noch immer eine stattliche Erscheinung. Sie brachte unstät ihr halbes Leben auf Reisen zu, und scheint eine ebenso große Vorliebe für die Veränderung ihres Aufenthalts, wie ihrer Neigungen gehabt zu haben. Zweimal geschieden ließ sie sich endlich mit ihrem dritten Manne in Wien nieder, wo ihre Wohnung im schwarzenbergischen Hause (Wollzeil) mehr einem Museum glich, so sehr überraschten darin die herrlichsten Kunstschätze, seltene Antiken, Gemälde der besten Meister. Im vollen Sinne des Wortes

Weltdame, schien sie die Leere, mit der ein nach allen Richtungen genossenes Leben sie jetzt erfüllte, verdrängen zu wollen. Ihre Bemerkungen waren geistreich, aber auch oft befangen: sie ersetzte durch große Lebenserfahrungen und vielseitige Bildung, was ihr an natürlichem, scharfem Verstande abging. Ihr Wunsch, jünger zu erscheinen, verleitete sie oft zu nicht immer glücklichen Toilette-Künsten: Alle aber überstrahlte sie durch den reichsten Schmuck. In ihren Salons nun, in denen ein ausgesuchter Luxus und Kunstsinn den Besuchenden aus jeder Ecke entgegen trat, empfing sie mit leichtem Anstand, war jedoch ziemlich wählerisch in ihren Einladungen, und nicht immer so gleich und natürlich in ihrem Benehmen wie die Fürstin Therese. Sie liebte die feine Konversation, unterstützte vielfach und mit ausgesuchtem Geschmack die schönen Künste; sie selbst sprach viel und gut, aber oft in einem ermüdenden Tone von Einförmigkeit und nicht ohne eine gewisse Bitterkeit in manchen ihrer Aeußerungen. Sie starb 1839. —

Mit dem Jahre 1834 begannen die deutschen Ministerialkonferenzen in Wien. Seit 1820 hatte dort keine ähnliche Versammlung mehr stattgefunden. Es hing diese Konferenz mit der allgemeinen politischen Lage der Zeit eng zusammen. Der Fürst Metternich hatte seit 1830 einen Theil seiner früheren Schwungkraft erlangt; er fühlte sich stark in Ergreifung der Mittel zur Abwehr der Gefahren; es schien die Epoche der Kongresse wieder aufleben zu wollen. Mit Preußen war man in allen wichtigeren Fragen einverstanden; Rußland hatte sich dem Wiener Kabinet genähert, und mit Ludwig Philipp ging der Fürst in größerer Eintracht, als man sich es ansehen lassen wollte, um so mehr als auf das durch innere Unruhen erschütterte England mit seiner schwankenden, bald von Tory's, bald von Whig's geleiteten Politik nur wenig zu rechnen war. So wollte man denn auch

Deutschland wieder zur Ruhe bringen. Um diesen Zweck am besten zu erreichen, sollten, unabhängig von den Bundesverhandlungen in Frankfurt, die deutschen Minister in freien Besprechungen die Lage Deutschlands erwägen, die wunden Stellen bezeichnen und die geeigneten Heilmittel gemeinschaftlich berathen. Es sollten da die Konflikte der Regierungen mit den Landständen, das Schiedsgericht, die Presse, die Universitäten u. dgl. m. zur Sprache kommen. Die Konferenzen befriedigten in ihrem Ergebniß nach keiner Seite; man fand sie von der einen ungenügend, mangelhaft, während man ihnen von der anderen Seite eine freiheitsmörderische Tendenz unterlegte. Wie gewöhnlich ging man bei allen diesen vielseitigen Beurtheilungen auch hier zu weit. Daß die Konferenzen unter den gegebenen Umständen den davon in Wien gehegten Erwartungen nicht völlig entsprechen konnten, lag in der Natur der Sache: daß aber den Zuständen, wie sie sich seit drei Jahren in Deutschland anarchisch entwickelt hatten, entschiedener entgegen getreten werden mußte, darüber konnte kein Zweifel bestehen. Auch in Frankreich suchte man einem ähnlichen dringend gefühlten Bedürfnisse durch die Septembergesetze desselben Jahres abzuhelfen. Der Gründe aber, welche eine Unvollständigkeit im Resultate des Kongresses herbeiführten, gab es gar mancherlei. Einmal hatten sich schon die früher so hoch gehenden Wellen der Bewegung wieder etwas gelegt, und man fand die Zeit zu allzu strengen Maßregeln nicht angethan. Preußen, mit der Idee der Erweiterung seines Zollvereins beschäftigt, war jeder Thatsache feind, welche möglicherweise den Einfluß Oesterreichs in den Bundesstaaten erhöhen könnte. Bayern zumal, in seinem Inneren beruhigt, mit seinen Ständen im Frieden (Ehre dem Ehre gebührt! so lautete die vom König auf den Landtag 1834 geprägte Medaille) legte mancherlei Hindernisse in den Vollzug der getroffenen Verabredungen. Die Konferenzen wurden am 13. Januar vom Fürsten Metternich mit einer vortrefflich redigirten Rede eröffnet, Zweck und Ziel der

Versammlung darin klar und in ächt deutscher Gesinnung angegeben. Man schritt hierauf zu der Wahl der Kommissionen für die einzelnen Gegenstände, welche mit 61 Nummern bezeichnet wurden. Bis zum 12. Juli, an welchem Tage das Schlußprotocoll mit einer gleichen Anzahl von Artikeln unterzeichnet wurde, fanden 16 allgemeine Sitzungen statt. Aber auch äußere Umstände verkümmerten die beabsichtigten Bestimmungen. Anfangs schon wurde weder der Ort noch die Zeit des Zusammentrittes eingehalten. Das ursprünglich bestimmte Prag wurde später mit Wien vertauscht; diese Aenderung verstimmte Preußen; die Herren sollten schon im November zusammen kommen, und mühsam brachte man sie vereinzelt erst im Laufe des Januars nach Wien. Der ersten Verabredung zufolge sollten nur die verantwortlichen Ministerpräsidenten der Bundesstaaten erscheinen, um gleich bindende Beschlüsse treffen zu können, und dadurch die weitläufigen Instruktionseinholungen zu vermeiden. Doch auch hier fanden wieder Ausnahmen statt: Ancillon traf erst gegen Ende März ein, und blieb dann nur sechs Wochen, Minister v. Gise wurde bald durch Herrn v. Mieg ersetzt; überdieß waren die meisten Bevollmächtigten von einem Staatsmanne ihres Kabinettes begleitet, und diese theilten sich dann wieder in die Geschäfte. Ferner war ausgemacht, daß keiner der in Wien beglaubigten Gesandten den Sitzungen beiwohnen sollte; dennoch wurde General v. Tettenborn beigezogen. Ich füge ein Verzeichniß der Mitglieder des Kongresses bei:

Für Oesterreich: Fürst Metternich, Graf Münch.
" Preußen: Ancillon, Graf Alvensleben.
" Bayern: v. Gise, dann v. Mieg.
" Sachsen: v. Minkwitz.
" Württemberg: Graf Beroldingen.
" Hannover, Braunschweig und Nassau: v. Ompteda.
" Baden: Minister v. Reizenstein, v. Dusch.
" Hessen-Cassel: v. Trott.

Für Hessen-Darmstadt: du Thil, Linde, dann v. Gruben.
" Holstein: Graf Reventlow.
" Luxemburg: v. Verstolk.
" die sächsischen Häuser: v. Fritsch.
" Mecklenburg: v. Plessen.
" Oldenburg: v. Berg.
" die 16. Stimme: v. Strauch.
" " freien Städte: Smidt v. Bremen.

Ancillon, welchen ich hier zum ersten Male sah, war ungewöhnlich groß, Ernst im nicht angenehm gebildeten Gesichte, eine imposante Erscheinung, doch von etwas schroffer Haltung. Er sprach ausgezeichnet schön mit gewählten Ausdrücken, doch nicht ohne einen Anflug von Pedanterie. Er ließ sich ebenso gerne hören, als man auf seine belehrenden Gespräche achtete. Jeden Abend kam er mit dem Fürsten Metternich im Salon zusammen, und es ließen sich nicht leicht zwei verschiedenere Staatsmänner denken: der hugenottische Minister in seiner Abgemessenheit und der Weltmann mit seinen leichten Formen. Beide begegneten sich nur in der Theorie „von der Vermittelung der Extreme," und beide glaubten mit schönen Worten überzeugen zu können, wo Thaten mehr als je nöthig gewesen wären. Graf Alvensleben war ein in Geschäften erfahrener, vielseitig gebildeter Mann, ein stets heiterer, oft witziger Gesellschafter. Münch, Reizenstein, Verstolk, Smidt, Strauch galten für die tüchtigsten Kräfte des Kongresses. Der kleine, lebhafte 70jährige Reizenstein, den man wohl mit Unrecht den badischen Talleyrand nannte, da ihm die Hauptеigenschaft dieses Diplomaten, die Geschmeidigkeit abging, brachte seine reichen Erfahrungen und Geschäftskenntnisse, wie seinen redlichen Sinn zu den Verhandlungen.

Einen eigenen Incidentpunkt bildeten die Angelegenheiten der Schweiz, welche sich durch Anarchie, den abenteuerlichen Zug Romarino's, die Haltung der Flüchtlinge immer drohlicher gestalteten.

Herr v. Tusch, mit diesen Verhältnissen genau bekannt, überdieß in der Schweiz accreditirt, brachte Ende Mai die letzten Mahnungen nach Zürich, und die Tagsatzung fügte sich diesen dringenden Vorstellungen; es kehrte da wenigstens für einige Zeit Ruhe zurück.

Wenn diese Versammlung von Diplomaten auch nur wenig in den geselligen Verhältnissen Wiens änderte, so brachte sie doch einen ungemein lebhaften Verkehr in die Geschäftskreise. Die Anwesenheit so vieler hervorragender Männer gab Anlaß zu ebenso häufigen Besprechungen als anziehenden Beobachtungen. Ich selbst war durch sechs Monate beinahe ausschließend mit diesen Verhandlungen beschäftigt, denen ich mit gesteigerter Spannung folgte. Bewegten sie sich auch nur mühselig vorwärts, wurde der Zweck der Zusammenkunft auch nur nothdürftig erreicht, so kann doch nur Parteigeist den wenigstens theilweise für die Ruhe Deutschlands heilsamen Erfolg verkennen, der in den Bundesbeschlüssen vom 30. September niedergelegt ist.

Der Congreß zog auch einige Besuche von Fremden herbei; unter denen, die mich zunächst berührten, waren der badische Minister v. Berstett und Herr v. Zobel. Ersterer kam auf seiner Rückkehr aus Italien nach Wien, wo man seine Erscheinung in jenem Augenblicke weder passend noch taktvoll hielt. Hr. v. Zobel aber, an der Spitze einer Deputation des reichsunmittelbaren Adels, fand, wie ich vermuthe, in dem Drange anderer Geschäfte nur wenig Gehör. Dagegen spannten die Conferenzen die fremden Gesandten zu erhöhter Thätigkeit an; es hatten sich die Mitglieder das strengste Geheimhalten der Verhandlungen gelobt; um so größer war die Neugierde, etwas davon zu erfahren. Tatistcheff, am meisten eingeweiht, verhielt sich ruhig; um so beweglicher waren St. Aulaire und Lamb, wenn Letzterer sich auch anscheinend gleichgültig zeigte; die italienischen Missionen blieben ziemlich theilnahmslos.

Die von solchen Zusammenkünften unzertrennlichen Diners, Einladungen, geselligen Zerstreuungen fehlten auch hier nicht und brachten, wie dieß in einer großen Stadt begreiflich, wieder vielfache Störungen in den Gang der Geschäfte selbst. Die Herren v. Beroldingen und Minkwitz waren von ihren liebenswürdigen Frauen begleitet, und somit hatte der Congreß auch seine anmuthige Seite. Selbst ein Hofball — lange nicht mehr gesehen — fand statt, auf dem der Kaiser jedoch nicht erschien. Die mit solchen Schilderungen unvermeidliche Einförmigkeit zu umgehen, werde ich nur von zwei Festen aus jener Zeit sprechen, welche sich über die alltäglichen Unterhaltungen erhoben. — Den fühlbaren Mangel einer italienischen Oper zu ersetzen, hatten sich schon seit zwei Wintern einige talentvolle Dilettanten zusammengefunden, welche Scenen aus beliebten Opern im Costüm vorstellten. Gräfin Marie Gallenberg (jetzt Gräfin Stolberg) war durch den Klang ihrer Stimme wie die Vortrefflichkeit ihrer Methode die Seele dieser Abende. Der Spanier Montenegro, der Arzt Gabrieli unterstützten diese Leistungen, welche jedoch bisher die Grenzen des Salons nicht überschritten hatten. Nun entschloß man sich zu öffentlichen Vorstellungen, und es sollte ihr Ertrag in die Kasse des nach allen Richtungen so wohlthätigen Damenvereins fließen. Es wurde hierzu das schöne, geräumige Schloßtheater in Schönbrunn bestimmt, und die musikalischen Genüsse sollten da mit der Aufführung deutscher Lustspiele abwechseln. Ich wurde zur Theilnahme wie zu den Berathungen gezogen, welche der sächsische General Vieth leitete, in vielen Städten als einer der Pfeiler der Liebhabertheater bekannt. Seit meiner Jugendzeit war beinahe kein Jahr vergangen, in dem ich nicht bei irgend einem Gesellschaftstheater mitwirkte; nun sollten diese bescheidenen Darstellungen eine größere Ausdehnung erhalten. Doch auch hier zeigte sich der wiederum durch ein eigenes Verhängniß auf jedem Theaterwesen ruhende Fluch; auch hier gab es Zerwürfnisse wegen der Wahl der Stücke,

kleine Intriguen in Besetzung der Rollen, Unannehmlichkeiten jeder Art, und das Comité quälte sich mit Vorbereitungen, die zum Mitspielen ausersehenen Opfer mit Proben wochenlang ab, bis die Sache endlich dennoch, mühsam genug, zu Stande kam. In der That war es auch sehr schwer, passende deutsche Lustspiele zu finden, da man jeden Vergleich mit der Burgbühne vermeiden, auch nicht veraltete oder übersetzte Stücke wählen wollte. Nach langem Zögern entschloß man sich zu einem noch nicht bekannten einaktigen Lustspiele in Versen von Bauernfeld: „Ewige Liebe“ und zu einer der „Theaterprobe“ von Molière nachgebildeten Posse. Der wichtige Tag war erschienen; der kaiserliche Hof, 600 Personen (den Platz zu 5 fl.) hatten schon das Haus gefüllt; nicht ohne Emotion der Schauspieler ging die nicht enden wollende Ouverture von Othello unter Weigel's Leitung vorüber. Graf L. Szeche[illegible] betrat zuerst die Bühne; ihm folgte ich mit der schönen Gräfin Julie Huniady, bei deren sichtbarer Angst ich mich von der eigenen erholte. Das Stück spielte ohne Unfall zu Ende, und Erfolg wie Beifall verdankte man dem allerliebsten Spiele der beiden Damen (der Gräfinnen Amadé und Huniady). Das zweite Stück, zwar reich an komischen Scenen, war doch zu sehr Pièce à tiroir, ohne dramatischen Gehalt und Zusammenhang, um zu befriedigen. Es nahmen sehr viele Mitspielende daran Theil, und wir unterhielten uns selbst dabei viel besser, als die Zuhörer. Zwischen und vor diesen Stücken fanden nun die erwähnten costümirten Scenen aus Opern von Rossini, Bellini und Donizetti in anziehender Weise statt. Die Blätter übten in ihren Besprechungen eine nachsichtige Kritik; sie lobten uns über Gebühr, dagegen wurden wir von zum Theil höchst unbilligen Urtheilen des Publikums verfolgt. Wir konnten uns darüber um so leichter hinaussetzen, als der Hauptzweck ja erreicht, die Kasse gefüllt, unsere Gefälligkeit anerkannt war. Ueber die Leistungen selbst kann ich, dabei betheiligt, mich nicht näher aussprechen, doch führe ich nur

zur Erinnerung einige Aeußerungen darüber aus der „Theaterzeitung“ an:

„Die Stellung der mitwirkenden Damen und Herren würde eine kritische Beleuchtung der mit so menschenfreundlicher Bereitwilligkeit gebotenen Kunstgenüsse unpassend erscheinen lassen. Wäre aber uns eine solche Aufgabe geworden, so könnten wir nur, der Wahrheit getreu, des fein nüancirten Zusammenspiels wie des Talents der Sänger in den lobendsten Ausdrücken erwähnen u. s. w.“

Nach Ostern fanden noch einige ähnliche Vorstellungen statt, in denen sich General Vieth als vollendeter Schauspieler zeigte; ich wirkte nicht mit. Auch diese Vorstellungen sprachen nicht an, dagegen tröstete man sich wiederholt mit dem Ertrage zu Wohlthätigkeitszwecken; wieder stritt man sich um Gallerie- und Parterresitze, die Plätze hatten einen Kurs wie an der Börse.

Diese noch so gut gemeinten Bestrebungen konnten doch dem Spotte der Wiener nicht entgehen. Es erschien bald darüber ein so ungemein witziges Pasquill, daß, wäre ich der einzige Gegenstand desselben gewesen, ich keinen Anstand nähme, es hier einzuschalten. Doch da darin hochgestellte, zum Theil noch lebende Personen lächerlich gemacht werden, so muß ich mir es leider versagen, die so überaus gelungene Schmähschrift zu veröffentlichen. Man kannte oder nannte vielmehr den Verfasser nicht, allein ich glaube, daß es damit wie bei einer Schneelawine ging; irgend ein witziger Kopf gab die erste Idee dazu; sie circulirte, Jeder setzte wieder etwas bei, und so entstand wohl das Ganze, das neben manchem Trivialen so viel Feines und Drastisches enthält, daß es jedem Zeichner von Karikaturen zum Ruhme gereichen würde, so treffend war die Parodie in ihren einzelnen Zügen.

Ein originelles Fest gab die Fürstin Metternich am 15. Mai im Garten des Rennwegs. Der Direktor Karl von der Wieden hatte das Arrangement unternommen und so gelungen als möglich

ausgeführt. Wie mit einer Zauberruthe änderten sich die Scenen und Bilder; 300 Mitglieder jenes Theaters waren dabei thätig und vertheilten sich in verschiedene Gruppen. Hier war es das Zigeunerlager der Präciosa, von frischem Grün umgeben, dort ein Tyrolerfest, malerisch aufgestellt; hier kämpften Gladiatoren, dort Amazonen bei magischer Beleuchtung, endlich ein Zug von Liebesgöttern; Feuerwerk und komische Gesänge von Scholz und Nestroy, köstlich vorgetragen, füllten die Pausen aus, dazu der herrlichste Maiabend, die bunteste Gesellschaft im blühenden Parke, in den duftenden Treibhäusern sich ergehend — Alles gestaltete sich zu einer wahren Feerie; man ging von einer Ueberraschung zur anderen über, und die Gäste waren entzückt von den ebenso seltenen als wechselnden Genüssen.

In Wien wie an anderen Orten meiner diplomatischen Thätigkeit erhielt ich alljährlich die Besuche vieler Verwandten, Bekannten und Landsleute, welche als Reisende die Verwendung oder die Gefälligkeit der Gesandtschaft in Anspruch nahmen. Mit den Einen besah ich Merkwürdigkeiten, Gallerien, Umgebungen u. s. w., Andern war ich so glücklich, wahrhaft nützliche Dienste zu erweisen. Während mich so das Wiedersehen und der freundliche Verkehr mit werthen Bekannten vielfach erfreute, so gewährte mir das Bewußtsein Trost, Manchen hülfreich mit Rath und That begegnet zu sein, und entschädigte mich für so viele andere unangenehme Erfahrungen in der Carrière. Dazu kamen noch die Söhne der besten Familien des Landes, welche zahlreich als Offiziere oder Kadetten in die k. k. Armee traten. Auch dramatische Künstler waren keine seltene Erscheinung. In jenen drei Sommern nun waren es Graf und Gräfin Buol, Fr. v. Porbek u. a. aus Karlsruhe, Fürstin Ysenburg, die Herren v. Herding, C. v. Roggenbach, Fr. v. Venningen aus Mannheim, welche Wien besuchten; ihnen schlossen sich noch Hennenhofer und Camill v. Lotzbek an, Letzterer ein vielversprechender Jüngling, der seine glücklichen

Anlagen auf weiten, selbst außereuropäischen Reisen entwickelte und in Paris ein so baldiges Ende finden sollte.

Während jener Zeit war Tettenborn leidend, und ich verließ nur selten die Stadt. Es versammelte sich um sein Krankenlager jeden Abend ein Kreis vertrauter Freunde, unter ihnen Fürst von Fürstenberg, Varnhagen von Ense, Graf Ferdinand Palffy.

Der Kaiser hatte dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg das goldene Vließ verliehen, und er war, für diese Auszeichnung zu danken, nach längerer Zeit wieder zum ersten Mal in Wien erschienen. Ich ergreife diesen Anlaß, hier einige Worte dankbaren Andenkens an diesen vortrefflichen, leider nur allzu früh dahin gegangenen Fürsten niederzulegen. Es ist so selten und für ein fühlendes Gemüth doppelt erfreulich, wenn man einmal ohne Rückhalt loben, alle die unvergleichlichen Eigenschaften eines edlen Charakters hervorheben und anerkennen kann. Ich habe den Fürsten Karl Egon durch 40 Jahre an verschiedenen Orten, in mannigfaltigen Lagen des Lebens, als Familienvater, als Staatsmann und Redner, als Regent und Gesellschafter, endlich als einen mir stets gnädigen Gönner gesehen, und immer und allenthalben erschien er mir als das Vorbild eines ebenso ausgezeichneten als wohlwollenden und liebenswürdigen Mannes. Doch alle diese Vorzüge wurden bei ihm durch die Reinheit eines feinfühlenden Herzens überstrahlt. Mit der angebornen Großmuth — dem Kennzeichen eines echten Edelmanns — mit seinem Wohlthätigkeitssinn — dem den lautersten Quellen entfließenden Bedürfnisse, zu helfen, Segen, Glück um sich zu verbreiten — gingen seine strengen Grundsätze von Gerechtigkeit und Wahrheit Hand in Hand. Heiter, gesellig und in der Welt seinen hohen Rang mit Würde behauptend, war er doch wieder im Kreise seiner blühenden Familie der einfachste, herzlichste Hausvater. Mit einer seltenen Rednergabe verband der Fürst einen klaren, natürlichen Styl, und schon seine schönen, männlichen, leserlichen Schriftzüge verriethen

den ausgeprägten Charakter. Von einer rastlosen Thätigkeit, für das Wohl seines Hauses wie des Landes mit gewissenhafter Umsicht besorgt, war er auch in Staatsgeschäften bewandert, und bei den Ständeversammlungen in Berlin, Stuttgart und Karlsruhe eine einflußreiche, glänzende Erscheinung. Es trat bei dem Fürsten der seltene Fall ein, daß die von jedem menschlichen Charakter unzertrennlichen Schwächen seine edleren Eigenschaften nie verdunkelten. Niemand war überdieß nachsichtiger für Andere, als er, und die Menschen im Allgemeinen für viel besser haltend, als sie in Wirklichkeit sind, fehlte es ihm nicht an mancher traurigen Erfahrung. Dennoch entschlüpfte ihm nie ein Wort der Bitterkeit oder Klage; seine Menschenfreundlichkeit kannte, selbst bei zahllosen Enttäuschungen, keine Grenzen; denn er hatte im eigenen Gemüthe, in seinen häuslichen Umgebungen, im starken Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten sich einen Himmel gegründet, aus dem ihn weder der Undank der Welt, noch Freischaaren oder politische Ränke zu vertreiben vermochten.

Varnhagen, mit dem ich früher und auch späterhin öfters zusammen kam, war zu jener Zeit, obwohl schon gegen 50 Jahre alt, noch ein ziemlich stattlicher Mann, doch fortwährend ängstlich mit seiner Gesundheit beschäftigt. Er hatte als österreichischer Offizier die Schlacht von Wagram mitgemacht, und kehrte, um seine Erinnerungen zu erfrischen, gerade 25 Jahre später wieder nach Wien zurück. Er verzeichnete diese Eindrücke in seinen Denkwürdigkeiten (8. Band). Mit Tettenborn, den er auf seinen glänzenden Streifzügen im Norden Deutschlands als Freiwilliger begleitete, war Varnhagen eng befreundet, und traf mit ihm auch wieder auf dem Wiener Kongresse zusammen, dessen Vorgänge er beschrieb. Seit Jahren ohne bestimmte Anstellung trieb er sich, ein moderner Orpheus, umher, stets den Verlust seiner Eurydice in der Gestalt Rahel's bejammernd. Es stritten sich in Varnhagen zwei Dinge: in politischen Fragen ein Doktrinär, und als solcher

natürlich mit einer tüchtigen Dosis Eigensinn begabt, konnte er es nicht über sich gewinnen, seinem seichten Liberalismus zu entsagen. Damit gerieth aber nun sein Ehrgeiz in Konflikt, der seit seiner Abberufung vom Posten in Karlsruhe im Jahre 1819, einer zurückgetretenen Krankheit gleich, immer wieder auszubrechen drohte. Dieser beständige Kampf, gesteigert durch eine maßlose Eitelkeit, rief bei ihm ebenso wohl jene Bitterkeit hervor, als auch in seinen Aeußerungen sich zahllose Widersprüche nachweisen lassen. Diese gereizte Stimmung zeigt sich noch auffallender in den seit seinem Tode unbegreiflicher Weise bekannt gemachten Korrespondenzen und Tagebüchern: es geht daraus hervor, daß seine glatte Außenseite leidenschaftliche Regungen deckte, er nur augenblicklichen Eingebungen folgte, und Personen nur immer nach der Weise beurtheilte, wie sie ihn gerade behandelten. Bei dieser einseitigen Auffassung kann Varnhagen als politischer und Memoiren-Schriftsteller nicht für unparteiisch gelten; durch sein Prisma gesehen erscheinen die Bilder oft getrübt; Vieles kommt dabei wohl auch auf Rechnung seiner hypochonderischen Launen. Das größte Verdienst erwarb sich Varnhagen als Kritiker, wo er, wenn auch scharf, doch meist treffend, urtheilte. Man zählt ihn den besten deutschen Prosaisten bei, doch sein Styl ist vielleicht zu correkt, zugespitzt, wie seine Feder, welche so zierliche, regelmäßige Züge schrieb.

Graf Ferd. Palffy, ein Wahrzeichen Wiens, war von Jedermann gekannt, Niemand, der nicht auf der Straße von dem kleinen Manne mit dem violetten Gesichte freundlich gegrüßt wurde; er trug den Hut stets in der Hand, und setzte seinen graugelockten Kopf Regen und Kälte aus. Palffy war nie vermählt, nicht ohne Geist sich fortwährend mit Lebensplanen aller Art tragend, war er früher ebenso sehr in politische Intriguen verwickelt, als er das Theater a. d. Wien leitend, jene Prachtschauspiele, Kinderballete u. dgl. in Scene setzte mit einem Aufwand, der, unerhört, bisher nicht mehr erreicht wurde. Als Titular-Geheimerath sich gerne,

Versammlung darin klar und in ächt deutscher Gesinnung angegeben. Man schritt hierauf zu der Wahl der Kommissionen für die einzelnen Gegenstände, welche mit 61 Nummern bezeichnet wurden. Bis zum 12. Juli, an welchem Tage das Schlußprotocoll mit einer gleichen Anzahl von Artikeln unterzeichnet wurde, fanden 16 allgemeine Sitzungen statt. Aber auch äußere Umstände verkümmerten die beabsichtigten Bestimmungen. Anfangs schon wurde weder der Ort noch die Zeit des Zusammentrittes eingehalten. Das ursprünglich bestimmte Prag wurde später mit Wien vertauscht; diese Aenderung verstimmte Preußen; die Herren sollten schon im November zusammen kommen, und mühsam brachte man sie vereinzelt erst im Laufe des Januars nach Wien. Der ersten Verabredung zufolge sollten nur die verantwortlichen Ministerpräsidenten der Bundesstaaten erscheinen, um gleich bindende Beschlüsse treffen zu können, und dadurch die weitläufigen Instruktionseinholungen zu vermeiden. Doch auch hier fanden wieder Ausnahmen statt: Ancillon traf erst gegen Ende März ein, und blieb dann nur sechs Wochen, Minister v. Gise wurde bald durch Herrn v. Mieg ersetzt; überdieß waren die meisten Bevollmächtigten von einem Staatsmanne ihres Kabinettes begleitet, und diese theilten sich dann wieder in die Geschäfte. Ferner war ausgemacht, daß keiner der in Wien beglaubigten Gesandten den Sitzungen beiwohnen sollte; dennoch wurde General v. Tettenborn beigezogen. Ich füge ein Verzeichniß der Mitglieder des Kongresses bei:

Für Oesterreich: Fürst Metternich, Graf Münch.
" Preußen: Ancillon, Graf Alvensleben.
" Bayern: v. Gise, dann v. Mieg.
" Sachsen: v. Minkwitz.
" Württemberg: Graf Beroldingen.
" Hannover, Braunschweig und Nassau: v. Ompteda.
" Baden: Minister v. Reizenstein, v. Dusch.
" Hessen-Cassel: v. Trott.

Für Hessen-Darmstadt: du Thil, Linde, dann v. Gruben.
„ Holstein: Graf Reventlow.
„ Luxemburg: v. Verstolk.
„ die sächsischen Häuser: v. Fritsch.
„ Mecklenburg: v. Plessen.
„ Oldenburg: v. Berg.
„ die 16. Stimme: v. Strauch.
„ „ freien Städte: Smidt v. Bremen.

Ancillon, welchen ich hier zum ersten Male sah, war ungewöhnlich groß, Ernst im nicht angenehm gebildeten Gesichte, eine imposante Erscheinung, doch von etwas schroffer Haltung. Er sprach ausgezeichnet schön mit gewählten Ausdrücken, doch nicht ohne einen Anflug von Pedanterie. Er ließ sich ebenso gerne hören, als man auf seine belehrenden Gespräche achtete. Jeden Abend kam er mit dem Fürsten Metternich im Salon zusammen, und es ließen sich nicht leicht zwei verschiedenere Staatsmänner denken: der hugenottische Minister in seiner Abgemessenheit und der Weltmann mit seinen leichten Formen. Beide begegneten sich nur in der Theorie „von der Vermittelung der Extreme," und beide glaubten mit schönen W o r t e n überzeugen zu können, wo Thaten mehr als je nöthig gewesen wären. Graf Alvensleben war ein in Geschäften erfahrener, vielseitig gebildeter Mann, ein stets heiterer, oft witziger Gesellschafter. Münch, Reizenstein, Verstolk, Smidt, Strauch galten für die tüchtigsten Kräfte des Kongresses. Der kleine, lebhafte 70jährige Reizenstein, den man wohl mit Unrecht den badischen Talleyrand nannte, da ihm die Haupteigenschaft dieses Diplomaten, die Geschmeidigkeit abging, brachte seine reichen Erfahrungen und Geschäftskenntnisse, wie seinen redlichen Sinn zu den Verhandlungen.

Einen eigenen Incidentpunkt bildeten die Angelegenheiten der Schweiz, welche sich durch Anarchie, den abenteuerlichen Zug Romarino's, die Haltung der Flüchtlinge immer drohlicher gestalteten.

Herr v. Dusch, mit diesen Verhältnissen genau bekannt, überdieß in der Schweiz accreditirt, brachte Ende Mai die letzten Mahnungen nach Zürich, und die Tagsatzung fügte sich diesen dringenden Vorstellungen; es kehrte da wenigstens für einige Zeit Ruhe zurück.

Wenn diese Versammlung von Diplomaten auch nur wenig in den geselligen Verhältnissen Wiens änderte, so brachte sie doch einen ungemein lebhaften Verkehr in die Geschäftskreise. Die Anwesenheit so vieler hervorragender Männer gab Anlaß zu ebenso häufigen Besprechungen als anziehenden Beobachtungen. Ich selbst war durch sechs Monate beinahe ausschließend mit diesen Verhandlungen beschäftigt, denen ich mit gesteigerter Spannung folgte. Bewegten sie sich auch nur mühselig vorwärts, wurde der Zweck der Zusammenkunft auch nur nothdürftig erreicht, so kann doch nur Parteigeist den wenigstens theilweise für die Ruhe Deutschlands heilsamen Erfolg verkennen, der in den Bundesbeschlüssen vom 30. September niedergelegt ist.

Der Congreß zog auch einige Besuche von Fremden herbei; unter denen, die mich zunächst berührten, waren der badische Minister v. Berstett und Herr v. Zobel. Ersterer kam auf seiner Rückkehr aus Italien nach Wien, wo man seine Erscheinung in jenem Augenblicke weder passend noch taktvoll hielt. Hr. v. Zobel aber, an der Spitze einer Deputation des reichsunmittelbaren Adels, fand, wie ich vermuthe, in dem Drange anderer Geschäfte nur wenig Gehör. Dagegen spannten die Conferenzen die fremden Gesandten zu erhöhter Thätigkeit an; es hatten sich die Mitglieder das strengste Geheimhalten der Verhandlungen gelobt; um so größer war die Neugierde, etwas davon zu erfahren. Tatistcheff, am meisten eingeweiht, verhielt sich ruhig; um so beweglicher waren St. Aulaire und Lamb, wenn Letzterer sich auch anscheinend gleichgültig zeigte; die italienischen Missionen blieben ziemlich theilnahmslos.

Die von solchen Zusammenkünften unzertrennlichen Diners, Einladungen, geselligen Zerstreuungen fehlten auch hier nicht und brachten, wie dieß in einer großen Stadt begreiflich, wieder vielfache Störungen in den Gang der Geschäfte selbst. Die Herren v. Beroldingen und Minkwitz waren von ihren liebenswürdigen Frauen begleitet, und somit hatte der Congreß auch seine anmuthige Seite. Selbst ein Hofball — lange nicht mehr gesehen — fand statt, auf dem der Kaiser jedoch nicht erschien. Die mit solchen Schilderungen unvermeidliche Einförmigkeit zu umgehen, werde ich nur von zwei Festen aus jener Zeit sprechen, welche sich über die alltäglichen Unterhaltungen erhoben. — Den fühlbaren Mangel einer italienischen Oper zu ersetzen, hatten sich schon seit zwei Wintern einige talentvolle Dilettanten zusammengefunden, welche Scenen aus beliebten Opern im Costüm vorstellten. Gräfin Marie Gallenberg (jetzt Gräfin Stolberg) war durch den Klang ihrer Stimme wie die Vortrefflichkeit ihrer Methode die Seele dieser Abende. Der Spanier Montenegro, der Arzt Gabrieli unterstützten diese Leistungen, welche jedoch bisher die Grenzen des Salons nicht überschritten hatten. Nun entschloß man sich zu öffentlichen Vorstellungen, und es sollte ihr Ertrag in die Kasse des nach allen Richtungen so wohlthätigen Damenvereins fließen. Es wurde hierzu das schöne, geräumige Schloßtheater in Schönbrunn bestimmt, und die musikalischen Genüsse sollten da mit der Aufführung deutscher Lustspiele abwechseln. Ich wurde zur Theilnahme wie zu den Berathungen gezogen, welche der sächsische General Vieth leitete, in vielen Städten als einer der Pfeiler der Liebhabertheater bekannt. Seit meiner Jugendzeit war beinahe kein Jahr vergangen, in dem ich nicht bei irgend einem Gesellschaftstheater mitwirkte; nun sollten diese bescheidenen Darstellungen eine größere Ausdehnung erhalten. Doch auch hier zeigte sich der wiedurch ein eigenes Verhängniß auf jedem Theaterwesen ruhende Fluch; auch hier gab es Zerwürfnisse wegen der Wahl der Stücke,

kleine Intriguen in Besetzung der Rollen, Unannehmlichkeiten j
Art, und das Comité quälte sich mit Vorbereitungen, die ;
Mitspielen ausersehenen Opfer mit Proben wochenlang ab,
die Sache endlich dennoch, mühsam genug, zu Stande kam.
der That war es auch sehr schwer, passende deutsche Lustspiele
finden, da man jeden Vergleich mit der Burgbühne vermei
auch nicht veraltete oder übersetzte Stücke wählen wollte. N
langem Zögern entschloß man sich zu einem noch nicht bekan
einaktigen Lustspiele in Versen von Bauernfeld: „Ewige Li
und zu einer der „Theaterprobe" von Molière nachgebildeten P
Der wichtige Tag war erschienen; der kaiserliche Hof, 600 Perso
(den Platz zu 5 fl.) hatten schon das Haus gefüllt; nicht o
Emotion der Schauspieler ging die nicht enden wollende Ouver
von Othello unter Weigel's Leitung vorüber. Graf L. Szech
betrat zuerst die Bühne; ihm folgte ich mit der schönen Gr
Julie Huniady, bei deren sichtbarer Angst ich mich von der eig
erholte. Das Stück spielte ohne Unfall zu Ende, und Er
wie Beifall verdankte man dem allerliebsten Spiele der be
Damen (der Gräfinnen Amadé und Huniady). Das zw
Stück, zwar reich an komischen Scenen, war doch zu sehr Pi
à tiroir, ohne dramatischen Gehalt und Zusammenhang, um
befriedigen. Es nahmen sehr viele Mitspielende daran Theil,
wir unterhielten uns selbst dabei viel besser, als die Zuhö
Zwischen und vor diesen Stücken fanden nun die erwähnten co
mirten Scenen aus Opern von Rossini, Bellini und Donizetti
anziehender Weise statt. Die Blätter übten in ihren Besprechun
eine nachsichtige Kritik; sie lobten uns über Gebühr, dage
wurden wir von zum Theil höchst unbilligen Urtheilen des Pu
kums verfolgt. Wir konnten uns darüber um so leichter hin
setzen, als der Hauptzweck ja erreicht, die Kasse gefüllt, un
Gefälligkeit anerkannt war. Ueber die Leistungen selbst kann
dabei betheiligt, mich nicht näher aussprechen, doch führe ich

zur Erinnerung einige Aeußerungen darüber aus der „Theaterzeitung“ an:

„Die Stellung der mitwirkenden Damen und Herren würde eine kritische Beleuchtung der mit so menschenfreundlicher Bereitwilligkeit gebotenen Kunstgenüsse unpassend erscheinen lassen. Wäre aber uns eine solche Aufgabe geworden, so könnten wir nur, der Wahrheit getreu, des fein nüancirten Zusammenspiels wie des Talents der Sänger in den lobendsten Ausdrücken erwähnen u. s. w.“

Nach Ostern fanden noch einige ähnliche Vorstellungen statt, in denen sich General Vieth als vollendeter Schauspieler zeigte; ich wirkte nicht mit. Auch diese Vorstellungen sprachen nicht an, dagegen tröstete man sich wiederholt mit dem Ertrage zu Wohlthätigkeitszwecken; wieder stritt man sich um Gallerie- und Parterresitze, die Plätze hatten einen Kurs wie an der Börse.

Diese noch so gut gemeinten Bestrebungen konnten doch dem Spotte der Wiener nicht entgehen. Es erschien bald darüber ein so ungemein witziges Pasquill, daß, wäre ich der einzige Gegenstand desselben gewesen, ich keinen Anstand nähme, es hier einzuschalten. Doch da darin hochgestellte, zum Theil noch lebende Personen lächerlich gemacht werden, so muß ich mir es leider versagen, die so überaus gelungene Schmähschrift zu veröffentlichen. Man kannte oder nannte vielmehr den Verfasser nicht, allein ich glaube, daß es damit wie bei einer Schneelawine ging; irgend ein witziger Kopf gab die erste Idee dazu; sie circulirte, Jeder setzte wieder etwas bei, und so entstand wohl das Ganze, das neben manchem Trivialen so viel Feines und Drastisches enthält, daß es jedem Zeichner von Karikaturen zum Ruhme gereichen würde, so treffend war die Parodie in ihren einzelnen Zügen.

Ein originelles Fest gab die Fürstin Metternich am 15. Mai im Garten des Rennwegs. Der Direktor Karl von der Wieden hatte das Arrangement unternommen und so gelungen als möglich

ausgeführt. Wie mit einer Zauberruthe änderten sich die Scenen und Bilder; 300 Mitglieder jenes Theaters waren dabei thätig und vertheilten sich in verschiedene Gruppen. Hier war es das Zigeunerlager der Präciosa, von frischem Grün umgeben, dort ein Tyrolerfest, malerisch aufgestellt; hier kämpften Gladiatoren, dort Amazonen bei magischer Beleuchtung, endlich ein Zug von Liebesgöttern; Feuerwerk und komische Gesänge von Scholz und Nestroy, köstlich vorgetragen, füllten die Pausen aus, dazu der herrlichste Maiabend, die bunteste Gesellschaft im blühenden Parke, in den duftenden Treibhäusern sich ergehend — Alles gestaltete sich zu einer wahren Feerie; man ging von einer Ueberraschung zur anderen über, und die Gäste waren entzückt von den ebenso seltenen als wechselnden Genüssen.

In Wien wie an anderen Orten meiner diplomatischen Thätigkeit erhielt ich alljährlich die Besuche vieler Verwandten, Bekannten und Landsleute, welche als Reisende die Verwendung oder die Gefälligkeit der Gesandtschaft in Anspruch nahmen. Mit den Einen besah ich Merkwürdigkeiten, Gallerien, Umgebungen u. s. w., Andern war ich so glücklich, wahrhaft nützliche Dienste zu erweisen. Während mich so das Wiedersehen und der freundliche Verkehr mit werthen Bekannten vielfach erfreute, so gewährte mir das Bewußtsein Trost, Manchen hülfreich mit Rath und That begegnet zu sein, und entschädigte mich für so viele andere unangenehme Erfahrungen in der Carrière. Dazu kamen noch die Söhne der besten Familien des Landes, welche zahlreich als Offiziere oder Kadetten in die k. k. Armee traten. Auch dramatische Künstler waren keine seltene Erscheinung. In jenen drei Sommern nun waren es Graf und Gräfin Buol, Fr. v. Porbek u. a. aus Karlsruhe, Fürstin Ysenburg, die Herren v. Herding, C. v. Roggenbach, Fr. v. Venningen aus Mannheim, welche Wien besuchten; ihnen schlossen sich noch Hennenhofer und Camill v. Lotzbek an, Letzterer ein vielversprechender Jüngling, der seine glücklichen

Anlagen auf weiten, selbst außereuropäischen Reisen entwickelte und in Paris ein so baldiges Ende finden sollte.

Während jener Zeit war Tettenborn leidend, und ich verließ nur selten die Stadt. Es versammelte sich um sein Krankenlager jeden Abend ein Kreis vertrauter Freunde, unter ihnen Fürst von Fürstenberg, Varnhagen von Ense, Graf Ferdinand Palffy.

Der Kaiser hatte dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg das goldene Vließ verliehen, und er war, für diese Auszeichnung zu danken, nach längerer Zeit wieder zum ersten Mal in Wien erschienen. Ich ergreife diesen Anlaß, hier einige Worte dankbaren Andenkens an diesen vortrefflichen, leider nur allzu früh dahin gegangenen Fürsten niederzulegen. Es ist so selten und für ein fühlendes Gemüth doppelt erfreulich, wenn man einmal ohne Rückhalt loben, alle die unvergleichlichen Eigenschaften eines edlen Charakters hervorheben und anerkennen kann. Ich habe den Fürsten Karl Egon durch 40 Jahre an verschiedenen Orten, in mannigfaltigen Lagen des Lebens, als Familienvater, als Staatsmann und Redner, als Regent und Gesellschafter, endlich als einen mir stets gnädigen Gönner gesehen, und immer und allenthalben erschien er mir als das Vorbild eines ebenso ausgezeichneten als wohlwollenden und liebenswürdigen Mannes. Doch alle diese Vorzüge wurden bei ihm durch die Reinheit eines feinfühlenden Herzens überstrahlt. Mit der angebornen Großmuth — dem Kennzeichen eines echten Edelmanns — mit seinem Wohlthätigkeitssinn — dem den lautersten Quellen entfließenden Bedürfnisse, zu helfen, Segen, Glück um sich zu verbreiten — gingen seine strengen Grundsätze von Gerechtigkeit und Wahrheit Hand in Hand. Heiter, gesellig und in der Welt seinen hohen Rang mit Würde behauptend, war er doch wieder im Kreise seiner blühenden Familie der einfachste, herzlichste Hausvater. Mit einer seltenen Rednergabe verband der Fürst einen klaren, natürlichen Styl, und schon seine schönen, männlichen, leserlichen Schriftzüge verriethen

den ausgeprägten Charakter. Von einer rastlosen Thätigkeit, für das Wohl seines Hauses wie des Landes mit gewissenhafter Umsicht besorgt, war er auch in Staatsgeschäften bewandert, und bei den Ständeversammlungen in Berlin, Stuttgart und Karlsruhe eine einflußreiche, glänzende Erscheinung. Es trat bei dem Fürsten der seltene Fall ein, daß die von jedem menschlichen Charakter unzertrennlichen Schwächen seine edleren Eigenschaften nie verdunkelten. Niemand war überdieß nachsichtiger für Andere, als er, und die Menschen im Allgemeinen für viel besser haltend, als sie in Wirklichkeit sind, fehlte es ihm nicht an mancher traurigen Erfahrung. Dennoch entschlüpfte ihm nie ein Wort der Bitterkeit oder Klage; seine Menschenfreundlichkeit kannte, selbst bei zahllosen Enttäuschungen, keine Grenzen; denn er hatte im eigenen Gemüthe, in seinen häuslichen Umgebungen, im starken Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten sich einen Himmel gegründet, aus dem ihn weder der Undank der Welt, noch Freischaaren oder politische Ränke zu vertreiben vermochten.

Varnhagen, mit dem ich früher und auch späterhin öfters zusammen kam, war zu jener Zeit, obwohl schon gegen 50 Jahre alt, noch ein ziemlich stattlicher Mann, doch fortwährend ängstlich mit seiner Gesundheit beschäftigt. Er hatte als österreichischer Offizier die Schlacht von Wagram mitgemacht, und kehrte, um seine Erinnerungen zu erfrischen, gerade 25 Jahre später wieder nach Wien zurück. Er verzeichnete diese Eindrücke in seinen Denkwürdigkeiten (8. Band). Mit Tettenborn, den er auf seinen glänzenden Streifzügen im Norden Deutschlands als Freiwilliger begleitete, war Varnhagen eng befreundet, und traf mit ihm auch wieder auf dem Wiener Kongresse zusammen, dessen Vorgänge er beschrieb. Seit Jahren ohne bestimmte Anstellung trieb er sich, ein moderner Orpheus, umher, stets den Verlust seiner Eurydice in der Gestalt Rahel's bejammernd. Es stritten sich in Varnhagen zwei Dinge: in politischen Fragen ein Doktrinär, und als solcher

natürlich mit einer tüchtigen Dosis Eigensinn begabt, konnte er es nicht über sich gewinnen, seinem seichten Liberalismus zu entsagen. Damit gerieth aber nun sein Ehrgeiz in Konflikt, der seit seiner Abberufung vom Posten in Karlsruhe im Jahre 1819, einer zurückgetretenen Krankheit gleich, immer wieder auszubrechen drohte. Dieser beständige Kampf, gesteigert durch eine maßlose Eitelkeit, rief bei ihm ebenso wohl jene Bitterkeit hervor, als auch in seinen Aeußerungen sich zahllose Widersprüche nachweisen lassen. Diese gereizte Stimmung zeigt sich noch auffallender in den seit seinem Tode unbegreiflicher Weise bekannt gemachten Korrespondenzen und Tagebüchern: es geht daraus hervor, daß seine glatte Außenseite leidenschaftliche Regungen deckte, er nur augenblicklichen Eingebungen folgte, und Personen nur immer nach der Weise beurtheilte, wie sie ihn gerade behandelten. Bei dieser einseitigen Auffassung kann Varnhagen als politischer und Memoiren-Schriftsteller nicht für unparteiisch gelten; durch sein Prisma gesehen erscheinen die Bilder oft getrübt; Vieles kommt dabei wohl auch auf Rechnung seiner hypochonderischen Launen. Das größte Verdienst erwarb sich Varnhagen als Kritiker, wo er, wenn auch scharf, doch meist treffend, urtheilte. Man zählt ihn den besten deutschen Prosaisten bei, doch sein Styl ist vielleicht zu correkt, zugespitzt, wie seine Feder, welche so zierliche, regelmäßige Züge schrieb.

Graf Ferd. Palffy, ein Wahrzeichen Wiens, war von Jedermann gekannt, Niemand, der nicht auf der Straße von dem kleinen Manne mit dem violetten Gesichte freundlich gegrüßt wurde; er trug den Hut stets in der Hand, und setzte seinen graugelockten Kopf Regen und Kälte aus. Palffy war nie vermählt, nicht ohne Geist sich fortwährend mit Lebensplanen aller Art tragend, war er früher ebenso sehr in politische Intriguen verwickelt, als er das Theater a. d. Wien leitend, jene Prachtschauspiele, Kinderballete u. dgl. in Scene setzte mit einem Aufwand, der, unerhört, bisher nicht mehr erreicht wurde. Als Titular-Geheimerath sich gerne,

doch ohne gründliche Kenntnisse, in Alles mischend, jagte er ebenso sehr nach Genüssen, als nach Auszeichnungen. Einige Male völlig ruinirt, dann wieder immer durch glückliche Zufälle aus den peinlichsten Lagen gerettet, Besitzer von Herrschaften, doch immer ohne Geld, kannte Palffy in vollem Maße des Lebens Höhen und Abgründe. Es war in seinem Charakter ein seltsames Gemisch von Eitelkeit und Gutmüthigkeit, Spekulationsgeist und gedankenloser Verschwendungssucht, Kunstsinn und Geschmacklosigkeit. Wer ihn als glänzenden Magnaten, als großmüthigen Mäcen und freigebigen Kavalier, dann wieder am Spieltisch, wo es oft in einer Nacht seiner ganzen Existenz galt, sah, oder ihn in seiner zierlich eingerichteten Villa zu Hernals besuchte, konnte sich eines Gefühls der Sympathie, wie des Bedauerns nicht entwehren, daß so viele nicht zu läugnende, schätzbare Eigenschaften in einer wie zum System erhobenen Grundsatzlosigkeit, in einem ganz unglaublichen Leichtsinne untergingen. Palffy, der viele Freunde, nur wenige zählte, die ihm grollen konnten, endete 1842 in Dürftigkeit ein ebenso geräuschvolles, als doch wohl größtentheils nutzlos vollbrachtes Leben.

Der Fürst Metternich hatte das Buolische Haus in Baden angekauft, wo er diesen Sommer mit seiner Familie zubrachte. Auch hier versammelte er täglich viele Gäste um sich, und nach der Rückkehr in die Stadt wurde ihm im Oktober ein Sohn geboren, den man nach seinem Taufpathen, dem Fürsten Esterhazy, Paul nannte.

Im Herbste machte ich zwei Ausflüge nach benachbarten Städten, von denen ich verschiedene Eindrücke zurücknahm. Am 8. Sept. hatten die Flammen einen großen Theil von Wiener-Neustadt verzehrt; das Elend war ebenso groß, als die der Schwesterstadt geleistete Hülfe rasch und ergiebig. — Gegen Ende desselben Monats fand in Eisenstadt die feierliche Installation

des Fürsten Paul Esterhazy als Obergespan des Comitats statt.*) Es war ein ebenso anziehendes als glänzendes Schauspiel mit all' dem eigenthümlichen Gepränge, mit den sich auf ihren Pferden tummelnden Magnaten, den überaus originellen Trachten und belebten Volksfesten. Drei Tage dauerte dieses seltene Fest, und nie sah man Eisenstadt mit seinen Erinnerungen an Haydn, mit seinen wundervollen Parkanlagen volkreicher, belebter. Während die Croaten um den am Spieße gebratenen ganzen Ochsen tanzten, aus den mit Wein gefüllten Brunnen tranken und sich dabei blutig schlugen, lud das Orchester von Strauß die feinere Welt zum Balle ein; hier sah man das Wasserfeuerwerk, dort drängte man sich zum ungarischen Schauspiele, und eine Riesentafel nahm die ungeheuere Zahl von Gästen auf, die an einem Tage bis zu 800 stieg. Begierig, wie sich die Küchenanstalten bei solchen Gelagen ausnehmen, betrat ich mit einem Collegen die unterirdischen, unabsehbaren Gewölbe, in denen große Rührigkeit herrschte. Voll Erstaunen über diese zischenden, dampfenden und hellauflodernden Elemente bemerkten wir Anfangs das leise Gemurmel nicht, mit dem uns das Küchenpersonal empfing. Ein „Chef" gab endlich diesen Gefühlen der Entrüstung Ausdruck, indem er zu uns herantretend sprach: „Haben denn die Herren so wenig Achtung vor der hochfürstlichen Küche, daß sie ihre Hüte aufbehalten?" — Wir entschuldigten uns mit Unkenntniß der Etiquette des Küchenherdes, fügten jedoch bei, daß, wo so viele Köche und Marmitons ihre blendend weißen Mützen trügen, wir geglaubt hätten, auch unsere schwarzen Cylinder aufbehalten zu dürfen.

Zwei große Heereslager in diesem Sommer zeigten einen erfreulichen Fortschritt in der kaiserlichen Armee. Das eine, bei Turas in Mähren, besuchte der Kaiser selbst — es war das letzte militärische Schauspiel, dem er beiwohnte. Das zweite,

---

*) Erinnerungsbl. S. 36.

[illegible] verjüngenden Geiste Radetzky's [illegible] und zog viele Fremde an.

———

[illegible] eingeben, wenigstens zweimal [illegible] der Verlobung und nach dem [illegible] der höheren Gesellschaft Wiens [illegible] Unterhaltung. [illegible] Verzeichniß von jungen [illegible] nach ihrer [illegible], und war [illegible] erlitt. Ebenso [illegible] konnte, und deren [illegible] merkwürdige Frau, von [illegible] Grafen Esterhazy, [illegible] in Dresden war, [illegible] machen konnten. [illegible] einer Ehestifterin [illegible] gesagt, in [illegible] nicht überall, [illegible] undenklicher Zeit [illegible] die Ein[illegible] vorher ver[illegible] zu spielen. Sie [illegible] auf denen sie [illegible] —

[illegible] letztwillige [illegible] mit Um[illegible], den un[illegible] einsetzte. Man [illegible] dadurch er[illegible], daß [illegible] war, und der [illegible]

endete mit einem Vergleiche, bei dem der Erbe mehr an Achtung einbüßte, als er an Vermögen gewann.

Was nun die stets offene große Frage der Heirathen betrifft, so sah ich deren in höheren Kreisen Wiens eine lange Reihe abschließen. Einige fand man ganz in der Ordnung und sprach nicht viel darüber, andere setzten alle Zungen in Bewegung, wurden oft der Anlaß bedeutender Wetten, und wieder andere fanden heftigen Widerspruch vor oder Tadel nach der Vollziehung. Verbindungen mit Ausländern waren selten, doch vermählten sich einige Diplomaten. Unter vielen Heirathen aus den 1830er Jahren will ich nur einige hervorheben, auf welche obige Bemerkungen mehr oder weniger passen; so die Vermählung des Fürsten Aloys Lichtenstein mit der schönen Gräfin F. Kinsky, des Fürsten Paar mit der Fürstin Ida Lichtenstein, des Fürsten F. Brezenheim mit der Fürstin Karoline Schwarzenberg, des Grafen N. Esterhazy mit der Gräfin M. Plettenberg, des Fürsten C. Oettingen-Wallerstein mit der Gräfin J. Dietrichstein, des Grafen Grünne mit der Gräfin C. Trauttmannsdorf, des Grafen Stephan Szechenyi mit der reizenden Wittwe Crescenz Zichy-Seilern, des Fürsten Fr. Taxis mit der Gräfin A. Bathiany, des Grafen Redern mit der Fürstin Victoire Odescalchi, des Fürsten Lobkowitz mit der hübschen Gräfin C. Wrbna, des Grafen Arco mit der Gräfin J. Pallavicini u. a. m.

Lebhafte Theilnahme erregte aber vor Allem, auch in weiteren Kreisen, die Verbindung des Fürsten Adolph von Schwarzenberg mit der Tochter des tapferen Fürsten Moritz und der Leopoldine von Lichtenstein-Esterhazy. Die Vermählung fand im Mai 1830 in der Hauskapelle Esterhazy's statt, und die fürstliche Braut (Lorchen) glich selbst einer frisch aufblühenden Mairosenknospe, lebensfroh, voll heiterer Laune. Der Fürst, ernst, mit der umsichtigen Verwaltung seiner ausgedehnten Herrschaften beschäftigt, war einfach, anspruchslos; nichts schien dem Glück einer

unter so günstigen Verhältnissen abgeschlossenen Ehe entgegentreten zu sollen; allgemein freute man sich der Vereinigung zwei so beliebter und berühmter Familiennamen.

Durch das Eintreffen Saphir's in Wien erhielt die Tageslitteratur eine andere Richtung; die schwerfällige, langweilige Kritik wurde durch die hellleuchtenden Witzesfunken jenes Humoristen aus ihrer Lethargie geweckt, und alsobald entspann sich, wie allenthalben, wo dieser — Blaustein noch erschienen, ein Federkrieg, der nicht selten in handgreiflichere Thätlichkeiten überging. Es riß nun ein bitterer Ton der Polemik ein, und wenn es auch nur Wenige gab, die sich dem gefürchteten Kritiker anschlossen, so waren doch alle seine Gegner, vereint, nicht im Stande, es mit Saphir's spitzen Waffen aufzunehmen. Ich habe ihn oft gesehen, viel und gerne gehört, doch mich in seiner Nähe, selbst bei seinen ergötzlichen Vorträgen, nie eines unheimlichen Gefühls erwehren können. Mit seiner äußeren Erscheinung, der eines wahrhaften Satyr ähnlich, verband sich eine in Gift getauchte Feder, von der man nicht nur wußte, daß sie schonungslos, geifernd, gefährlich, sondern daß sie auch vor Allem käuflich war und der Meistbietende immer sicher auf Saphir's Lob oder zum mindesten seine Nachsicht rechnen konnte. Mit seinem überwiegenden Geist und unübertroffenen Witz, seiner echt .... Unverschämtheit beherrschte er durch 20 Jahre das Feld der Wiener Kritik, gab Vorlesungen, veranstaltete zahllose Concerte zu seinem und anderer — Bedürftigen Besten. Oft mit Geld, noch öfter mit Gefängniß bestraft, bat er sich da stets als Kost ein Gericht mit „gedämpfter Zunge" aus. Er erheiterte, ärgerte, verletzte, vergriff sich am Heiligsten, und schwieg nur, wo er bestochen war, hatte die Lacher aber meist auf seiner Seite, zahllosen Feinden gegenüber jedoch keinen Freund. Selbst seine entschiedensten Anhänger versicherten, daß es ganz

unmöglich sei, sich mit Saphir in die Länge zu vertragen. Dennoch war sein unbestreitbares Talent von überraschend seltener Art; es entquoll ihm ein unversieglicher Born von Witz, Laune und Geist. Wie er aber nie mit seiner Kasse Haus hielt, warf er auch mit vollen Händen seine poetischen Gaben, seine drolligen Einfälle hinaus; Hunderte von Dichtern und Humoristen hätten reichlich davon zehren können. Weniger als seine geistvollen Aufsätze, treffenden Wortspiele und gelungenen Kritiken befriedigten, mit wenigen Ausnahmen, seine Gedichte, bei denen er es mit der deutschen Sprache nicht immer sehr genau nahm. Mitten unter unzähligen Fehden ereilte ihn im 64. Jahre (1854) der Tod in Baden, wo er sich immer gerne aufhielt.

Der Winter 1834/35 verfloß in den gewohnten geselligen Unterhaltungen. Nach dem Tode der Frau v. Tatistcheff hatten sich von Zeit zu Zeit dessen beide Nichten, — Urusow — die reizende Blondine Fürstin S. Radziwill und die Gräfin M. Muschin-Puschkin mit der Gräfin Julie Apraxin in die honneurs des Botschaftshotels getheilt. Fürst A. Gortschakoff, damals erster Rath, freite später um die Hand der geistvollen Wittwe Muschin-Puschkin.

Das Burgtheater, immer ausgezeichnet und besucht, Karl mit seinen komischen Elementen an der Wien setzten ihre beliebten Leistungen fort; nur das Opernhaus blieb zur Verzweiflung seiner Freunde immerwährend zurück, und selbst das sonst so bescheidene Josephstädter Theater wagte es, jene Lücke auszufüllen, neue Opern aufzuführen. Ueberdieß gingen aber jener vernachlässigten Bühne noch zwei weitere Glückssterne auf. Holtey hatte seine allerliebsten Singspiele dahin verpflanzt, eine bisher unbekannte Gattung, welche in anziehender Weise die französischen Vaudevilles ersetzten und in witzigen Liedern wie feinem Dialog rasch zu großer

Beliebtheit gelangten. Eine ungleich mächtigere Wirkung brachte aber dort Raimund mit seinem unvergleichlichen „Verschwender“ hervor. Die vielen sich unausgesetzt folgenden, stets überfüllten Vorstellungen wurden nur durch die Abreise des Verfassers unterbrochen, der wie früher als Aschenmann, nun als Tischler im Hobelliede so wehmüthig „der Welt Ade sagte“.

Im Februar 1835 wurde durch den Nuntius Ostini in dessen Kapelle die Trauung des Grafen M. Sandor mit der Fürstin Leontine Metternich vollzogen. Graf Ed. Clam-Gallas und ich geleiteten die Braut zum Altar. Leontine hatte durch Geburt, gebildeten Geist, Reichthum und gesellschaftliche Stellung allen Anspruch auf irdisches Glück; dennoch fand sie es nicht in diesen äußeren Vorzügen. Ruhig nahm sie die Genüsse des Lebens auf und setzte den vielfachen Widerwärtigkeiten und Prüfungen ihrer Ehe stillen Schmerz, ein Gott ergebenes Gemüth entgegen. Ein entschiedenes, seltenes Merkmal in dem Charakter dieser edlen Frau war, daß sie jeder Regung von Eitelkeit fremd blieb. Scheinbar immer gleich heiter, äußerlich selbst kalt, fühlte sie doch tief, und wahrhafte Frömmigkeit durchdrang unbemerkt ihr Innerstes. Sie war einer reinen Perle zu vergleichen, deren wahren Werth nur die ihr zunächst Stehenden erkennen konnten.

Das wichtigste Ereigniß war für Oesterreich in diesem Jahre der Tod des Kaisers Franz.

Ende Februar wurde dieser Monarch, wie gewöhnlich immer zu jener Jahreszeit, von einem entzündlichen Husten befallen, dem er, nach weniger glücklichem Verlaufe als vor 9 Jahren, in der Nacht vom 1. auf den 2. März unterlag. Der Kaiser stand im 68. Jahre und starb gerade an dem Tage, an dem er vor 43 Jahren den Thron bestiegen hatte.*) Nie ging ein Regentenwechsel

*) Erinnerungsbl. S. 9.

in größerer Ruhe und Stille vorüber. Einige Handbillete des Nachfolgers, Kaiser Ferdinand, bestimmten, daß vorerst Alles bei'm Alten zu verbleiben habe. Die Truppen schwuren den Fahneneid, die Minister wurden verpflichtet u. s. w. Die kaiserliche Leiche ward einige Tage in der Burgkapelle ausgestellt und den 7. März Mittags einfach und geräuschlos in der Gruft der Kapuziner beigesetzt. Gewöhnlich hatte man sich bei solchen Anlässen eines Todtenwagens, mit rothbraunem Saffian ausgeschlagen, bedient. Der Kaiser wurde in einem großen, schwarz drapirten, schön und reich in Holz geschnitzten Wagen bestattet.

Mit Kaiser Franz starb der letzte der römischen Kaiser deutscher Nation, dessen Bild den letzten leeren Raum in dem Römersaale zu Frankfurt ausfüllte. Mit dessen Tode ist aber auch ein ernster, hochwichtiger Abschnitt in Oesterreichs Geschichte geschlossen. Des Kaisers Regierung theilt sich in zwei scharf getrennte Hälften: zwanzig Jahre verheerender Kriege, denen wieder ebenso viele Jahre des Friedens, der Ruhe und des steigenden Wohlstandes folgten. Erst einer späteren Nachwelt wird es vorbehalten bleiben müssen, die Verdienste eines Fürsten gehörig zu würdigen, der zu seinen Lebzeiten gerecht, anspruchslos und wahrhaft populär, wie noch selten ein Monarch, von der jetzigen Generation vielfach verkannt, in seinem Wirken wie in seinem Charakter angegriffen, anders beurtheilt wird, als früher. Es ist die Partei, welche Alles in Staub zieht, was nicht ihre Götzen anbetet, die es wagte, sich an dem hehren Bilde des Kaisers zu vergreifen. Mehr als seine Person wurde sein System angefeindet; wer mochte es ihm aber gar so sehr verargen, wenn er, im Rückblick auf die französische Revolution und jene 20 Jammerjahre, seine Dynastie vor den Stürmen bewahren wollte, welche die Könige in Frankreich, Schweden, Spanien, Portugal, Neapel, den Niederlanden heimsuchten; wenn er, im Angesicht der Aufstände in Italien, Polen, Griechenland und der Schweiz, bemüht war, in seiner Monarchie

Beliebtheit gelangten. Eine ungleich mächtigere Wirkung brachte aber dort Raimund mit seinem unvergleichlichen „Verschwender“ hervor. Die vielen sich unausgesetzt folgenden, stets überfüllten Vorstellungen wurden nur durch die Abreise des Verfassers unterbrochen, der wie früher als Aschenmann, nun als Tischler im Hobelliede so wehmüthig „der Welt Ade sagte“.

Im Februar 1835 wurde durch den Nuntius Ostini in dessen Kapelle die Trauung des Grafen M. Sandor mit der Fürstin Leontine Metternich vollzogen. Graf Ed. Clam-Gallas und ich geleiteten die Braut zum Altar. Leontine hatte durch Geburt, gebildeten Geist, Reichthum und gesellschaftliche Stellung allen Anspruch auf irdisches Glück; dennoch fand sie es nicht in diesen äußeren Vorzügen. Ruhig nahm sie die Genüsse des Lebens auf und setzte den vielfachen Widerwärtigkeiten und Prüfungen ihrer Ehe stillen Schmerz, ein Gott ergebenes Gemüth entgegen. Ein entschiedenes, seltenes Merkmal in dem Charakter dieser edlen Frau war, daß sie jeder Regung von Eitelkeit fremd blieb. Scheinbar immer gleich heiter, äußerlich selbst kalt, fühlte sie doch tief, und wahrhafte Frömmigkeit durchdrang unbemerkt ihr Innerstes. Sie war einer reinen Perle zu vergleichen, deren wahren Werth nur die ihr zunächst Stehenden erkennen konnten.

Das wichtigste Ereigniß war für Oesterreich in diesem Jahre der Tod des Kaisers Franz.

Ende Februar wurde dieser Monarch, wie gewöhnlich immer zu jener Jahreszeit, von einem entzündlichen Husten befallen, dem er, nach weniger glücklichem Verlaufe als vor 9 Jahren, in der Nacht vom 1. auf den 2. März unterlag. Der Kaiser stand im 68. Jahre und starb gerade an dem Tage, an dem er vor 43 Jahren den Thron bestiegen hatte.*) Nie ging ein Regentenwechsel

*) Erinnerungsbl. S. 9.

werden, Erzherzog Karl die Leitung der Geschäfte übernehmen u. dgl. m. Bald zeigte sich, wie ungegründet diese Voraussetzungen waren, und man erzählte, daß Kaiser Ferdinand, einem seinem Vater gegebenen Versprechen treu, die seitherigen Männer des Vertrauens beibehalten, weder in der Politik, noch in der inneren Verwaltung erhebliche Veränderungen eintreten lassen werde. So geschah es, daß sich, wie von selbst, eine Art von Oligarchie bildete, an deren Spitze Erzherzog Ludwig, dem Fürst Metternich und Graf Kollowrat zur Seite standen. Klagte man schon früher über Mangel an tüchtigen Organen, so machte sich jetzt diese Seltenheit an fähigen Regierungsbeamten noch fühlbarer, und so versuchte man denn die immer schwerer zu leitende Staatsmaschine fortzuführen, bis sie endlich völlig stille stand. Die wunde Stelle Oesterreichs wurde, wie früher, auch jetzt nicht geheilt; vergebens hatten sich die Grafen Nadasdy und Klebelsberg, sowie Eichhof bemüht, den erschöpften Finanzen aufzuhelfen; sie traten nach der Reihe zurück, und man behalf sich wie man konnte. Von den Angestellten aus dem höheren Adel nannte man den Grafen Kollowrat, den Fürsten Aug. Lobkowitz die begabtesten; ihnen schloß sich in der Armee der gewandte Graf Clam-Martinitz an, welcher auch sofort zum Generaladjutanten des neuen Monarchen ernannt wurde. Graf Chotek in Böhmen, Graf Revizky in Ungarn, Graf Hartig in Mailand waren an der Spitze der Geschäfte dieser Kronländer. Graf Kollowrat aber, der eigentliche Leiter des Innern, war ein adeliger Büreaukrat, reich, unabhängig, mit scharfem Verstand und festem Willen. Er gehörte jener Klasse von Staatsmännern an, die, von der Allgewalt der Regierung überzeugt, dennoch gerne liberalen Doktrinen huldigen, so lange sie dieselben nicht selbst geniren. — Am empfindlichsten wurde jedoch der Verlust des Kaisers Franz in dem so schönen und einigen Familienkreise der Hofburg gefühlt. Nichts vermochte die Leere zu ersetzen, welche der Tod dieses ehrwürdigen Mittelpunktes, um

den sich täglich Kinder und Enkel schaarten, zurückgelassen. Tief beklagte die treue Pflegerin und Gefährtin einen Gemahl, von dem sie sich während 18 Jahren nie getrennt hatte. Schon einige Wochen nachher erneuerte wieder das Ableben eines anderen Mitgliedes der kaiserlichen Familie jenen Schmerz. Der so beliebte Erzherzog Anton starb nach kurzer, gleichfalls entzündlicher Krankheit. Endlich erscholl eine andere Trauerbotschaft aus weiter Ferne: es war der Herzog August von Leuchtenberg, kaum erst mit der jungen Enkelin des Kaisers, Donna Maria von Portugal, vermählt, einem kurzen Leiden erlegen.

Während der ersten Wochen waren Theater und alle öffentlichen Vergnügungsorte geschlossen; in den Kirchen fanden Trauergottesdienste statt, und überaus erhebend war die Feier, welche zum Gedächtnisse des Monarchen durch drei Tage in der schwarzbehangenen, durch Tausende von Kerzen erleuchteten Augustiner-Hofkirche begangen wurde. Der ganze Hof, die Minister, die Generalität, das diplomatische Corps wohnten ihr in tiefer Trauer bei, und schauerlich erschallten die erhabenen Töne von Mozart's Requiem durch die weiten Hallen.

Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen wurden an alle Höfe außerordentliche Botschafter gesendet und von jenen nach Wien erwiedert. Ich füge zur Erinnerung das Verzeichniß dieser Missionen sowie der damals bei dem k. k. Hofe beglaubigten Gesandten in der Anlage bei. Es tritt uns aus dieser Liste eine Reihe schöner, berühmter Namen entgegen; die ersten Geschlechter der Monarchie wie anderer Länder sind darin vertreten, und Diplomaten mit Namen von gutem Klange, bekannte Krieger, wie Wrede, Schlick, Orloff, Tettenborn u. a. Eine freudige Ueberraschung rief die Ankunft des ritterlichen Prinzen Wilhelm von Preußen hervor, der von seinem königlichen Vater beauftragt war, den Ausdruck des Schmerzes über den Tod des zweiten Monarchen der heiligen Allianz nach Wien zu überbringen. Auch

der Kronprinz von Bayern, der Herzog von Lucca, der Prinz Emil von Hessen, zufällig in Wien anwesend, waren Zeugen des Thronwechsels. Der junge Herzog von Cambridge war später noch erschienen. Es war eine, wenn gleich traurige, doch ungemein belebte Zeit und pfeilschnell ging sie vorüber.

Es wurden nun große Vorbereitungen zur Huldigung der österreichischen Stände im April getroffen. Aus allen Kronländern trafen Abgeordnete ein, vor allen die Ungarn, welche ihren schon früher gekrönten König Ferdinand V. durch eine überaus glänzende Deputation begrüßen ließen. Man begegnete auf den Straßen den buntesten, oft so malerischen Trachten aus den slavischen und den Gebirgsländern. Nicht ohne Rührung sah ich da den ehrwürdigen Fürst-Bischof von Brixen an der Spitze der Südtyroler. Er hatte mich vor 36 Jahren als Stadtpfarrer (Dr. Galura) in Freiburg getauft.

Eine Urlaubsreise nach Hause hinderte mich, der Huldigungsfeier selbst anzuwohnen; ich war so glücklich, bei der mit Fremden überfüllten Stadt während jener Abwesenheit dem Fürsten von Fürstenberg meine Wohnung überlassen zu können.

Nach meiner Rückkehr brachte ich den Sommer in Hitzing, und zwar als Geschäftsträger zu, da Tettenborn eine längere Badereise unternommen. Zwei Ereignisse beschäftigten die Neugierde der Wiener — eine italienische Oper, deren Genuß in Verbindung des sich stets gleich gut gebliebenen Chors und Orchesters man seit sechs Jahren entbehrt hatte und deren Leistungen mit der Tadolini, den Sängern Poggi, Frezzolini u. a. befriedigten — und dann die erste große Industrieausstellung. Es wurde dazu die k. k. Reitschule benützt, und man war ebenso sehr über den Reichthum, als die Mannigfaltigkeit der Gegenstände erstaunt. Der Reiz der Neuheit, die geschmackvolle Einrichtung zogen beinahe noch mehr an, als die ausgestellten Waaren selbst, und man freute sich dieses gelungenen Versuches, welcher freilich

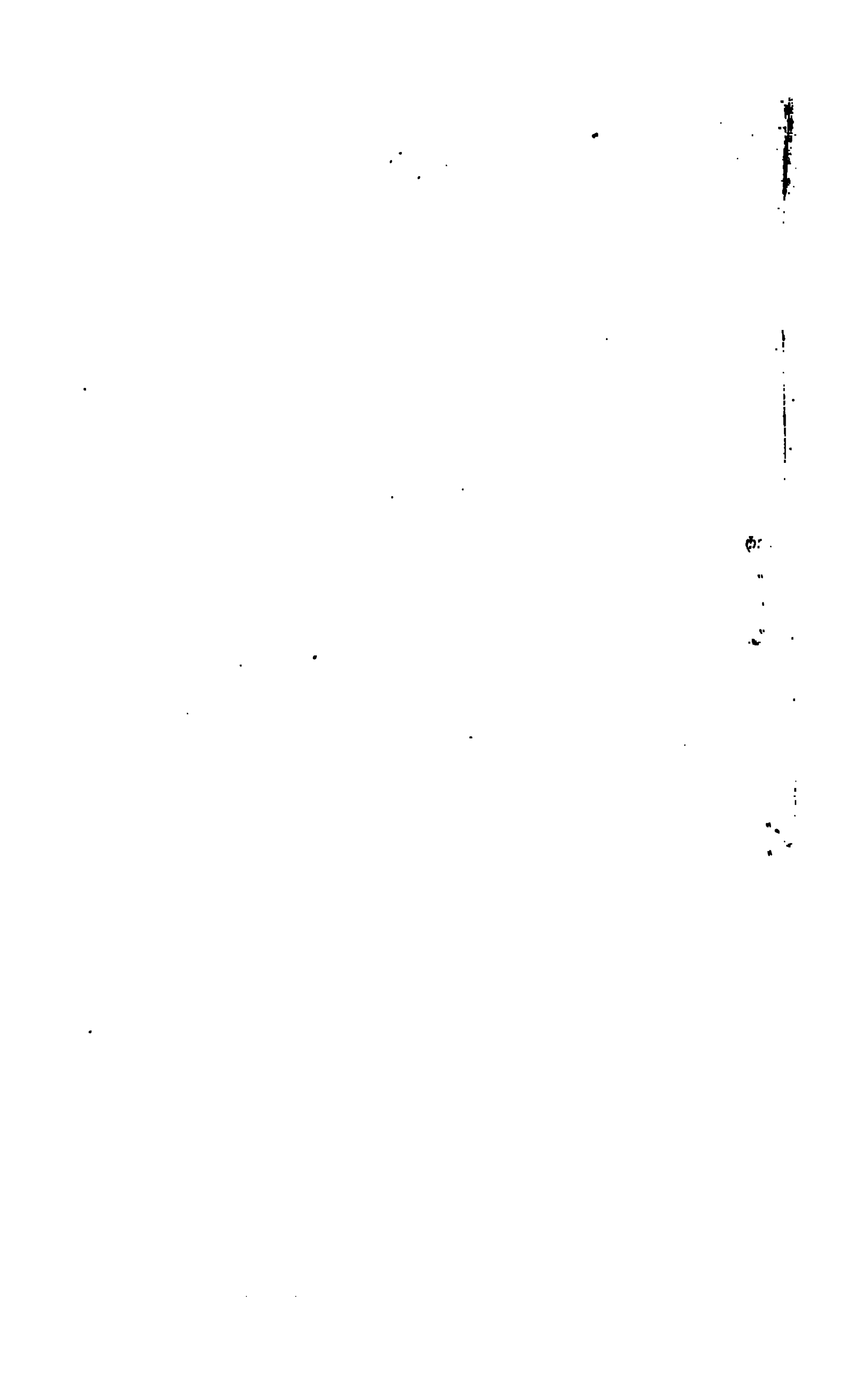
mit den späteren Weltausstellungen in London und Paris keinen Vergleich hätte aushalten können.

An einem der letzten Julitage war ich mit dem französischen Geschäftsträger, Grafen H. Larochefaucault, in der Stadt bei dem Fürsten Metternich zu Tische gebeten, als ein Kabinetscourier aus Paris gemeldet wurde. Er trat staubbedeckt ein und brachte die erschütternde Nachricht von dem Attentate Fieschi's. Unter den Opfern fanden wir auch zu unserer peinlichen Ueberraschung einen früher in Wien wohlbekannten Offizier, Villat. Adjutanten Maison's. Dieser furchtbare Mordanschlag war mehreren weniger blutigen Verbrechen dieser Art gefolgt und hatte wieder eine durch ganz Frankreich zitternde Bewegung hervorgerufen, von Untersuchungen, Hinrichtungen, Aufruhrgeschrei u. dgl. begleitet. In Spanien zog sich der Bürgerkrieg unter abwechselndem Erfolge fort; in England und Portugal Parteikämpfe; an vielen Orten immer noch zuckende Blitze.

In Töplitz begegneten sich die Kaiser Ferdinand und Nikolaus und der König von Preußen. Auch mehrere deutsche Fürsten fanden sich dort ein. Fürst Metternich mit einer ganzen Schaar von Diplomaten fehlte gleichfalls nicht. Mit den politischen Besprechungen verbanden sich Truppenübungen und die feierliche Enthüllung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Culm. Von da ging es nach Prag, wo sich wieder ein Hof- und militärisches Fest an das andere reihte. Von hier aus hatte der Czar jene schnelle Reise nach Wien unternommen, wo er plötzlich eines Morgens, mit dem Schlüssel des Kabinets Tatistscheff's in der Tasche, unerwartet im Botschaftshotel erschien, um die Kaiserin-Wittwe zu sehen, sein Gebet am Sarge des Bundesgenossen zu verrichten und dann nach 24 Stunden ebenso schnell wieder nach Prag zurückzukehren.*)

*) Erinnerungsbl. S. 87.

Im Oktober war an die Stelle des Herrn v. Türkheim der seitherige Bundestagsgesandte v. Blittersdorf zum Staatsminister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden. Diese Veränderung führte auch meine Entfernung aus Wien herbei, und ich trat zum zweiten Male die Reise in's Vaterland in diesem Jahre an.



Anlage A. zur Seite 306.

Außerordentliche Sendungen an den Wiener Hof

zur Zeit des Todes des Kaisers Franz, März 1835, und die vom Kaiser Ferdinand an die auswärtigen Höfe geschickten Botschafter.

Von Wien	Nach Wien
Rom: Graf St. Zichy.	von Rom: Msgr. della Genga.
Berlin: Fürst Ad. Schwarzenberg.	„ Berlin: Prinz Wilhelm von Preußen.
„ St. Petersburg: Fürst K. Lichtenstein.	„ St. Petersburg: Graf A. Orloff.
Paris: Alf. Fürst Schönburg.	„ Paris: Graf Rohan Chabot.
„ London: Fürst Al. Lichtenstein.	„ London: Sir Ch. Bagot.
„ Turin: Fürst Rud. Kinsky.	„ Turin: Mis. Spinola.
„ Haag: Fürst Palffy.	„ Haag: General v. Fagel.
„ Kopenhagen u. Stockholm: Graf Jos. Esterhazy.	„ Kopenhagen: Gl. v. Löwenstern.
„ Brüssel: Graf V. Esterhazy.	„ Brüssel: Graf H. v. Merode.
München: } Gl. Gr. Ceceopieri.	„ München: Fürst Wrede.
Stuttgart: } Gl. Gr. Ceceopieri.	„ Stuttgart: Fürst Hohenlohe.
„ Karlsruhe: } Gl. Gr. Ceceopieri.	„ Karlsruhe: Gl. v. Stokhorn.
„ Darmstadt: } Gl. Gr. Ceceopieri.	„ Darmstadt: Fürst Solms.
„ Kassel: } Gl. V. Esterhazy.	„ Kassel: Gl. v. Lepel.
„ Dresden: } Gl. V. Esterhazy.	„ Dresden: Gl. v. Minkwitz.
„ Weimar 2c.: } Gl. V. Esterhazy.	„ Weimar: v. Vitzthum.
„ Oldenburg: } Gl. Gr. Schlick.	„ Oldenburg: Gl. v. Rennenkampf.
„ Mecklenburg: } Gl. Gr. Schlick.	„ Mecklenburg: Gl. v. Bobbien.

Anlage B. zur Seite 306.

Diplomatisches Corps in Wien (März 1835).

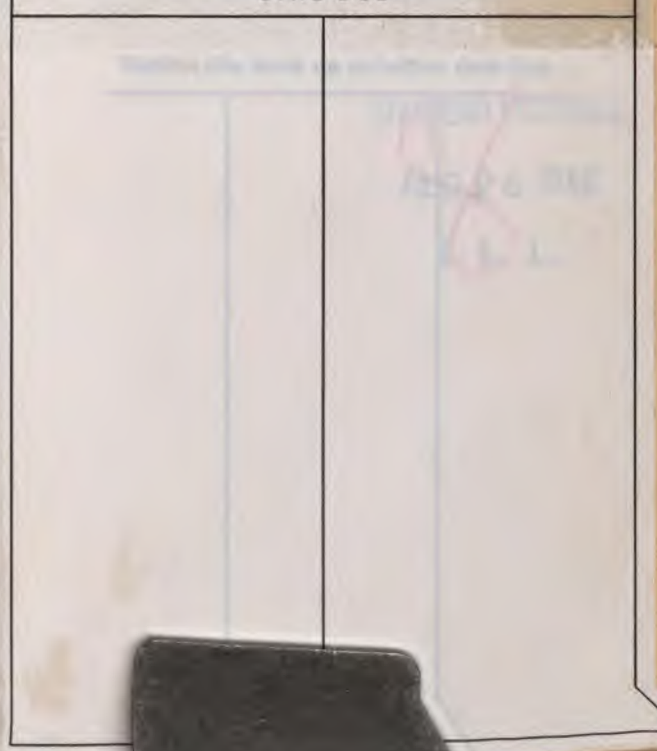
Rom: Msgr. Ostini, Nuntius.
Rußland: Bailli v. Tatistcheff. / Fürst Alex. Gortschakoff.
England: Sir Fr. Lamb.
Frankreich: Marquis v. St. Aulaire.
Preußen: Graf Mortimer Malzahn.
Beide Sicilien: Mis. Gagliati.
Sardinien: Mis. v. Sambuy.
Spanien: Graf Alcudia. (?)
Portugal: v. Villasecca. (?)
Schweden: Graf Löwenhielm.
Dänemark: Gf. v. Löwenstern.
Niederlande: Baron Mollerus.
Belgien: Hr. v. O'Sullivan.
Türkei: Hr. v. Maurogeny.
Lucca: Hr. v. Ostini.
Schweiz: Hr. v. Effinger.
Deutsche Bundesstaaten:
Bayern: Baron Lerchenfeld.
Würtemberg: Hr. v. Blomberg.
Hannover: Baron Bodenhausen.
Sachsen: Baron Uechtritz.
Baden: Gf. v. Tettenborn.
Kassel: v. Steuber.
Darmstadt: Fürst A. Wittgenstei
Weimar: v. Griesinger.
Sächsische Häuser: v. Borsch.*
Braunschweig: v. Erstenberg.
Oldenburg u. s. w.: v. Philippsb
Freie Städte: v. Graffen.







DD 801 .B18 .A6 C.1
Mein Tagebuch.
Stanford University Libraries
3 6105 036 577 513



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE

